
Konsum und Region im 20. Jahrhundert

**Herausgegeben von
Hannes Siegrist**



Leipziger Universitätsverlag 2001

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

Comparativ : Leipziger Beiträge zur Universalgeschichte und vergleichenden Gesellschaftsforschung / hrsg. im Auftr. der Karl-Lamprecht-Gesellschaft Leipzig e.V. – Leipzig : Leipziger Univ.-Verl.

Früher Schriftenreihe. – Früher außerdem hrsg. vom Interdisziplinären Zentrum zur Vergleichenden Erforschung Gesellschaftlicher Transformationen (IZT) i.G. an der Universität Leipzig.

ISSN 0940-3566

Jg. 11, H. 1. Konsum und Region im 20. Jahrhundert. – 2001

Konsum und Region im 20. Jahrhundert / hrsg. von Hannes Siegrist. – Leipzig : Leipziger Univ.-Verl., 2001

(Comparativ ; Jg. 11, H. 1)

ISBN 3-935693-09-5

© Leipziger Universitätsverlag GmbH, Leipzig 2001

COMPARATIV. Leipziger Beiträge zur Universalgeschichte und vergleichenden Gesellschaftsforschung 11 (2001) 1

ISSN 0940-3566

ISBN 3-935693-09-5

Inhaltsverzeichnis

<i>Hannes Siegrist</i>	Regionalisierung im Medium des Konsums	7
<i>Uwe Spiekermann</i>	Vollkornbrot in Deutschland. Regionalisierende und nationalisierende Deutungen und Praktiken während der NS-Zeit	27
<i>Eva Göbel/ Manuel Schramm</i>	Konsum, Region und Weihnachtsmärkte. Dresdner Striezelmarkt und Nürnberger Christkindlesmarkt im Vergleich 1933–2000	51
<i>Caitlin E. Murdock</i>	Böhmisches Bier und Sächsisches Textil. Die sächsisch-böhmische Grenze als Konsumregion, 1900–1933	66
<i>Rolf Petri</i>	Deutsche Heimat 1850–1950	77
Forum		
<i>Piotr S. Wandycz</i>	Polnische Geschichtsschreibung im Exil	128
Mitteilungen und Berichte		
<i>Roland Ludwig</i>	Irland auf dem Weg in die Moderne, oder die Kosten kolonialer Ausbeutung	138
Buchbesprechungen		
Jahrbuch für europäische Geschichte hrsg. von Heinz Duchhardt, Band 1/2000, München 2000 (<i>Matthias Middell</i>)		153

John K. Walton, Chartism, London/New York 1999 (<i>Roland Ludwig</i>)	154
Julia Franke, Paris – eine neue Heimat? Jüdische Emigranten aus Deutschland 1933–1939, Berlin 2000 (<i>Michel Espagne</i>)	155
Günther Heydemann, Eckhard Jesse (Hrsg.), Diktaturvergleich als Herausforderung. Theorie und Praxis, Berlin 1998 (<i>Elena Demke</i>)	156
Karl-Heinz Ladeur, Negative Freiheitsrechte und gesellschaftliche Selbstorganisation. Die Erzeugung von Sozialkapital durch Institu- tionen, Tübingen 2000 (<i>Helmut Goerlich</i>)	161
Verzeichnis der Autorinnen und Autoren	164

Hannes Siegrist

Regionalisierung im Medium des Konsums

Der vorliegende Band verbindet konsumgeschichtliche mit regionsgeschichtlichen Fragestellungen, um die Bedeutung und Funktion des Konsums für die Region zu begreifen. Warum werden Güter und Formen des Konsums als Zeichen für eine Region verstanden – wie Bier für Bayern, Holzspielzeug für das Erzgebirge und „Ostprodukte“ für die Neuen Bundesländer? Was kann das Konsumieren zur Bildung einer Region und zum Bild der Region beitragen? Warum und in welchen Situationen artikulieren Menschen ihre Bindung an die Region, indem sie regionale Produkte konsumieren? Wie weit kann der Konsum, der im 20. Jahrhundert aufgrund der Ausbreitung der kommerzialisierten Populär- und Massenkultur zu einem zentralen wirtschaftlichen, gesellschaftlichen und kulturellen Faktor wird, das Bild und die Entwicklung gesellschaftlich-territorialer Einheiten wie der Region prägen?¹

Diese Fragen wurden anlässlich der Jahrestagung des Leipziger Sonderforschungsbereichs „Regionenbezogene Identifikationsprozesse“ im Dezember 2000 anhand ausgewählter Aspekte aus laufenden Forschungsarbeiten zum Thema Konsum und Region diskutiert. Der vorliegende Band präsentiert drei Referate aus der Tagungssektion „Region und Alltag“ sowie den historisch-kritischen Beitrag zum Konzept und Begriff der „Heimat“ von Rolf Petri.

Die Aufsätze von Uwe Spiekermann, Eva Göbel/Manuel Schramm und Caitlin E. Murdock liefern neue und weiterführende empirische Ergebnisse zum Zusammenhang von Konsum und Region sowie zum Verhältnis zwischen dem Regionalen, dem Nationalen und dem Universellen im 20. Jahrhundert. Sie stehen für unterschiedliche Perspektiven auf das Thema: Uwe Spiekermann konzentriert sich auf Akteure, Diskurse und Institutionen, die dem Vollkornbrot in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, insbesondere

1 Der in diesem Band vorgestellte Fragenkomplex ist das Thema eines vom Verfasser geleiteten Forschungsprojekts über „Konsum und Region in Sachsen und Bayern (1890–1995)“ an der Universität Leipzig. Das Projekt ist Teil des von der DFG seit 1999 geförderten Sonderforschungsbereichs 417 „Regionenbezogene Identifikationsprozesse“. Eva Göbel bearbeitet im Rahmen des Forschungsprojekts das Dissertationsthema „Konsum und Region in Bayern 1890–1995“. Manuel Schramm bearbeitet das Dissertationsthema „Konsum und Region in Sachsen 1890–1995“. Ich danke Eva Göbel und Manuel Schramm für die Mitarbeit insbesondere am 2. und 3. Kapitel des vorliegenden Artikels, in denen Ergebnisse aus dem Forschungsprojekt und ihren Dissertationsprojekten zusammenfaßt werden.

der NS-Zeit, seine Bedeutung und seine Funktion geben, indem sie „Vollkorn“ zum Zeichen für die Region, Nation und arische Rasse machten. Eva Göbel und Manuel Schramm zeigen anhand des Vergleichs des Nürnberger Christkindlesmarktes und des Dresdner Striezelmarktes von den 1930er Jahren bis heute, wie Konsum-Feste neu erfunden und institutionalisiert werden, und wie die Rituale solcher Jahresfeste die Identifikation mit lokalen, regionalen, nationalen und universalen Werten begründen. Caitlin E. Murdock analysiert aufgrund zeitgenössischer Berichte reales Konsumentenverhalten in der sächsisch-böhmischen Grenzregion vor und nach dem Ersten Weltkrieg. Sie stellt fest, daß die Gebiete diesseits und jenseits der Regions- und Staatsgrenze als *eine* Konsumregion wahrgenommen wurden, und daß dem mobilen und kalkulierenden Konsumenten dabei Fragen der Bindung an Sachsen/Deutschland bzw. Böhmen/Habsburgerreich/Tschechoslowakoi nachrangig erschienen. Dagegen konnte auch der Produzentenregionalismus der Bäcker nichts ausrichten.

Der Beitrag von Rolf Petri konzentriert sich auf einen zentralen Aspekt der historischen Regionsforschung, nämlich den Begriff der Heimat. Er analysiert die Vieldeutigkeit, Polyfunktionalität und historische Wandelbarkeit des Heimatbegriffs im deutschsprachigen Europa vom mittleren 19. bis zum mittleren 20. Jahrhundert und benennt den gemeinsamen Kern der Heimatvorstellungen. Diese projizieren das Verhältnis zwischen dem Subjekt und der Gesellschaft auf die „Landschaft“ und machen das Territorium zur Bühne symbolischer Repräsentationen. Anhand der Ausführungen von Petri wird eine gewisse Verwandtschaft der Begriffe „Heimat“ und „Region“ deutlich,² die auf einem ähnlichen intellektuellen Verfahren beruht: Eine Sinnordnung wird auf ein bestimmtes Territorium projiziert. Auch im Kontext des Konsums sind der – im deutschen Sprachgebiet – historisch ältere Begriff „Heimat“ und der jüngere der „Region“ bisweilen austauschbar. Güter, Konsumbräuche sowie touristische Dienstleistungen, die lange mit der Bezeichnung „Heimat“ verbunden wurden, erhielten früher oder später das Etikett „regional“.

Im folgenden führt die Einleitung in das Thema des Bandes ein. Im ersten Kapitel werden Begriffe, Konzepte und Fragen vorgestellt, die helfen ein Forschungsfeld zu strukturieren, das in der bisherigen Literatur meist entweder zu kleinteilig und spezialistisch bearbeitet worden ist, oder zu pauschal und affirmativ. Ich werde das im zweiten Kapitel anhand der Darstellung der Hauptrichtungen der Forschung über Konsum und Region zeigen. Im dritten Kapitel werden überblicksartig Ergebnisse des Forschungsprojekts über Konsum und Region in Sachsen und Bayern vorgestellt.³ Das Schlußkapitel erörtert die Bedeutung und Funktion regionaler Güter und

2 Ich danke Klaus Christian Köhne für die klärenden Gespräche zu dem Thema.

3 Vgl. Anm. 1

Konsumpraktiken im Rahmen der Kulturpolitik, der Wirtschaftspolitik und der Marktkultur des 20. Jahrhunderts.

1. Konsum, Regionalisierung, Regionalismus und Region

Die Geschichte der modernen kommerzialisierten Populär- und Massenkultur und der Konsumgesellschaft ist zum einen die Geschichte der Expansion und Diversifikation des Angebots an materiellen Gütern und des Verbrauchs, zum anderen die Geschichte der Auseinandersetzungen über die Bedeutung und Funktion der Güter sowie den Sinn des Konsumierens.⁴ Der vorliegende Aufsatz und Band befaßt sich stärker mit dem letzteren. Die Debatten über den Konsum zeigen, *erstens*, daß die Möglichkeiten des Konsums von den einzelnen Konsumenten verschieden genutzt und mit subjektivem Sinn versehen werden. Konsum fungiert als Medium der Individualisierung, als Element, das die Person konstituieren, im Gleichgewicht halten, aber auch sich selbst entfremden kann. Die Debatten zeigen, *zweitens*, aber auch, daß die Güter und das Konsumieren als Mittel der kulturellen Beeinflussung, sozialen Kontrolle und politischen Integration verwendet werden. Rivalisierende gesellschaftliche und kulturelle Gruppen, Klassen, Milieus und Eliten versuchen, die Bedeutung der Güter und die Funktionen des Konsumierens auf ihre eigene Weltanschauung abzustimmen, entsprechend zu normieren und für die Gemeinschaftsbildung zu nutzen.

„Konsum“ und „Konsumieren“ meint ein Bündel sozialer und symbolischer Prozesse im Umgang mit Gütern, nämlich das Kaufen, Verbrauchen, Gebrauchen und Haben/Besitzen kurz- und langlebiger Güter und Dienstleistungen. Die moderne sozial- und kulturwissenschaftliche Konsumforschung betrachtet Güter als Zeichen und Symbole, und das Konsumieren als symbolisch vermittelte soziale und wirtschaftliche Tätigkeit.⁵ Sie untersucht das Konsumieren als Zeichensystem oder Medium, das die sozialen Beziehungen und das Verhältnis der Individuen und Gruppen zu den Dingen repräsentiert.⁶ Sie analysiert die Funktionen des Kaufens, Schenkens,

4 Einen Überblick zur internationalen Forschung gibt die Einleitung des Verfassers in H. Siegrist/H. Kaelble/J. Kocka (Hrsg.), Europäische Konsumgeschichte. Zur Gesellschafts- und Kulturgeschichte des Konsums (18.-20. Jahrhundert), Frankfurt a. M. 1997.

5 Ebenda; H.-G. Haupt, Der Konsument, in: U. Frevert/H.-G. Haupt (Hrsg.), Der Mensch des 20. Jahrhunderts, Frankfurt a. M. 1999, S. 301-323.

6 M. Douglas/B. Isherwood, The World of Goods. Towards an Anthropology of Consumption, London 1996; I. Kopytoff, The Cultural Biography of Things, in: A. Appadurai (Hrsg.), The Social Life of Things. Commodities in Cultural Perspective, New York 1986; G. McCracken, The Culture of Consumption. New Approaches to the Symbolic Character of Consumer Goods and Activities, Bloomington 1989; U. Fuhrer/I. E. Josephs (Hrsg.), Persönliche Objekte, Identität und Entwicklung, Göttingen 2000; F. W. Rudmin (Hrsg.), To Have Possessions. A Handbook of Ownership and Property, Cort Madera 1991 (=Journal of Social Behavior and Personality, 1991, Bd. 6, Nr. 6); H. A.

Verbrauchens, Gebrauchens und Habens von Gütern für die Vergesellschaftung von Gruppen und für die Konstituierung des Individuums. Konsum dient der Selbstdarstellung, stützt die Erinnerung und die Selbstverständigung über die eigene Person und Gruppe, ermöglicht Kontaktaufnahme und gemeinsame Aktivitäten, reguliert die Stimmung und Befindlichkeit und kann die Handlungskompetenz erhöhen. Die Erfahrung zeigt, daß selbst standardisierte und ubiquitäre Massenprodukte durch spezifische Aneignung und Verwendung im besonderen Kontext von Individuen wie von Gruppen „individualisiert“ oder „singularisiert“ werden.⁷ Das ist der Punkt, um den die Problematik der Regionalisierung des Konsums in der einen oder anderen Weise immer kreist: Durch Regionalisierung werden Dinge und Praktiken zu etwas Besonderem und Einmaligem gemacht.

„Konsumieren“ meint auch im 20. Jahrhundert selten bloß das Kaufen, Verzehren oder Verbranchen von materiellen Gütern im engsten Sinne. Die einen verbinden „Konsum“ mit den Diskursen über menschliche, körperliche und emotionale Bedürfnisse. Die zweiten führen die historisch älteren Debatten über Luxus, Mäßigung und Selbstkontrolle in neuer Form weiter. Die dritten diskutieren über den Konsum im Hinblick auf Fragen der Gerechtigkeit, sozio-kulturellen Öffnung, Demokratisierung, Gleichheit und Nivellierung. Die vierten suchen in der sich erweiternden und diversifizierenden Welt der Waren nach immer neuen Wegen, um sich ihrer sozialen Exklusivität zu verschließen und ihre kulturelle Überlegenheit und Macht zu demonstrieren. Den fünften gelten bestimmte Güter, Qualitäten und Formen des Konsumierens als Zeichen des wirtschaftlichen, zivilisatorischen oder kulturellen Fortschritts. Den sechsten gilt der Konsum als Zeichen des Traditionsverlustes, der Entwurzelung, der Entfremdung, Vermassung und Dekadenz.⁸ In diese weiteren Zusammenhänge müssen die Debatten über die Bedeutung und Funktion des Konsums für die Region eingebettet werden. Dasselbe gilt übrigens in spezifischer Weise auch für die Nation. Nationale Ehren und nationalistische Bewegungen beschäftigen sich im 19. und 20. Jahrhundert immer wieder, theoretisch und praktisch, mit der Frage, ob konsumtive Praktiken die Einheit und Kraft der Kultur gefährden; und welche Güter und Formen des Konsums der wirtschaftlichen Entwicklung sowie der sozialen und kulturellen Integration der Nation besonders förderlich sein könnten.⁹

Hartmann/R. Haubl (Hrsg.), Von Dingen und Menschen. Funktion und Bedeutung materieller Kultur, Wiesbaden 2000.

7 Kopytoff, Biography (Anm. 6).

8 Vgl. Siegrist, Konsumgeschichte (Anm. 4).

9 Zum Zusammenhang von Konsum und Nation existieren keine systematischen Überblicksdarstellungen. Die Thematik wird in Spezialstudien über nationalen Geschmack, Ausstellungswesen und Konsumpolitik behandelt. Vgl. exemplarisch: L. Auslander, Taste and power. Furnishing modern France, Berkeley 1996.

Seit dem späten 19. Jahrhundert gewinnt diese Frage auch für regionale Eliten an Interesse; zum einen, weil sie bei der Definition ihrer regionalen Kultur im Verhältnis zur Nation verstärkt auch die materielle und die Alltagskultur einbeziehen, zum anderen, weil sich das Gewicht und die Bedeutung traditioneller regionaler Eigenarten des Konsums infolge der Entregionalisierung der Märkte und der Kommerzialisierung und Standardisierung in auffälliger Weise ändert.¹⁰ Aufgrund der Dynamik der Industrialisierung, der Urbanisierung und des Konsums werden die Eigenarten und Grenzen traditioneller Konsumregionen zweifelhaft. Die unsichtbare Hand des Marktes unterminiert indessen nicht nur alte Konsumregionen, denen man sich aufgrund einer gleichen Lebensweise oder bloß des gemeinsamen Gebrauchs einzelner Güter zugehörig fühlen mochte, sondern sie läßt auch neue entstehen, deren Eigenschaften und Reichweite indessen zunächst schwer zu erkennen sind. Man weiß nicht, wer und was zusammengehört, und wie die Prozesse mit den Mitteln einer unlängst liberalisierten Wirtschaft zu steuern sind. An diesem Punkt beginnen mittelständische Konsumgüterunternehmer, Handwerker- und Händlervereinigungen, Wirte und Hoteliers sowie bürgerliche und kleinbürgerliche Kulturbewegungen (wie die Heimatschutzbewegung) darüber nachzudenken, wie sich der Sinn und Gebrauch der Güter mit ihrer Vorstellung von Region verbinden läßt. Die verschiedenen Akteure händeln teils unabhängig voneinander, teils gemeinsam. Das, was heute mit dem Begriff „Region“ bezeichnet wird, trug damals den Namen eines Kreises, eines Landes, einer historischen Landschaft; oder es wurde als „Heimat“ begriffen und bezeichnet.¹¹

Seit dem späten 19. Jahrhundert statten Hersteller und Händler, Werbung und Medien, Politiker und Kulturexperten bestimmte Güter und Praktiken mit Bedeutungen und Funktionen aus, die die Identifikation mit der Region stützen sollten. Sie erklären bestimmte Güter zu Zeichen der Region und verleihen ausgewählten alltäglichen wie festtäglichen Inhalten und Formen des Konsumierens durch die Einbettung in regionale Diskurse und Inszenierungen einen spezifischen Sinn. Güter und konsumtive Praktiken werden als regionale Eigenarten stilisiert.

Diese Regionalisierungen erfolgen in der Auseinandersetzung mit dem Lokalismus auf der einen Seite, der Nationalisierung, Europäisierung und Globalisierung auf der andern. Sie schwanken zwischen Traditionalisierung und Innovation, zwischen Nostalgie und kreativer Aneignung des Neuen.

Die Dynamik in der Welt der Konsumtion hat – genauso wie die Dynamik der Industrialisierung, Urbanisierung und Nationalisierung – dazu beigetragen, daß traditionelle und substantialistische Vorstellungen von Regi-

10 Vgl. dazu und zum folgenden, sofern nicht besonders angemerkt: Forschungsprojekt „Konsum und Region in Sachsen und Bayern“ (Anm. 1).

11 Vgl. dazu den Beitrag von Rolf Petri in diesem Band.

on oder Heimat zweifelhaft wurden. Während die einen versuchten, die Dynamik und die Tendenzen und Mechanismen der Regionalisierung und des Regionen-Machens zu analysieren, so versuchten die anderen die Fortexistenz einer traditionellen Region durch fantasie-, fakten- und materialreiche historische Studien zu begründen.¹²

Diese Ambivalenz zwischen einem wirklichen Interesse an der Frage „Was geschieht und verändert sich?“ und einer defensiven Traditionalisierung, die mit allen möglichen Mitteln den Eindruck von historischer Stabilität, die in der Tiefe der Geschichte verankert ist, erwecken möchte, ist seitdem auch für die wissenschaftliche Behandlung der Regionalisierung im Feld des Konsums kennzeichnend.

Der heutigen historischen wie sozial- und kulturwissenschaftlichen Regionenforschung erscheinen Regionen als wandelbare geschichtliche Phänomene, als kulturelle und gesellschaftliche Konstrukte, als Ergebnis vielfältiger Prozesse des symbolischen und sozialen Regionen-Machens oder „Regionalisierens“. „Region“ ist zu begreifen als „kollektive Repräsentation“, oder, mit Cassirer, als „Sinnordnung, die „dem Raum seinen bestimmten Gehalt und seine eigentümliche Fügung“ gibt.¹³ Die jeweilige Region ist das Ergebnis des sozialen und symbolischen Regionalisierens verschiedener Akteure. Indem sich bestimmte Vorstellungen über eine Region in semantischen Ordnungen, Einstellungen und Erwartungen, Geschichtsbildern, Institutionen und sozialen Strukturen verfestigen und in materiellen Artefakten verkörpern, wird diese zu einer symbolischen, sozialen und materiellen Struktur, die Denken und Handeln sowohl bestimmt als auch ermöglicht.

„Regionalisierung des Konsums“ meint nun, daß das Konsumieren eingeordnet wird in eine spezifische Sinnordnung, die eine begrenzte territoriale Reichweite hat und mit einem Namen wie Sachsen oder Erzgebirge verbunden ist. Zu unterscheiden ist dabei zwischen dem *Konsum in der Region*, womit das Konsumieren in einer politisch-administrativen Einheit oder in einer historischen Landschaft gemeint sein kann, und der *Konsumregion*, d.h. einer territorial begrenzten Güter-, Sinn- und Handlungsordnung, die als Bezugspunkt für die Selbst- und Fremdzurordnung von Individuen, Gruppen und Dingen fungiert und dem Konsumieren eine spezifische

12 Zur Geschichte der Regionsforschung vgl. H. Kiesewetter, *Region und Industrie in Europa 1815–1995*, Stuttgart 2000. Zum Forschungsstand in der Regional-, Landes- und Heimatgeschichte vgl. W. Fach u.a., *Regionenbezogene Identifikationsprozesse. Das Beispiel Sachsen. Konturen eines Forschungsprogramms*, in: H.-W. Wollersheim u.a. (Hrsg.) *Region und Identifikation*, Leipzig 1998, S. 1-32 (mit weiterführender Literatur).

13 E. Cassirer, *Mythischer, ästhetischer und theoretischer Raum*, in: ders., *Symbol, Technik, Sprache. Aufsätze aus den Jahren 1927–1933*. Hamburg 1985, S. 93-119, hier S. 102ff.

regionale Bedeutung gibt. In der modernen Gesellschaft und Wirtschaft, deren Warenangebot sich ständig wandelt, gelten immer nur einige der in einer Region konsumierten Güter als regionstypisch. Regionen verfügen nur beschränkt über Möglichkeiten zur Abschottung von äußeren Einflüssen, und ihre Kontroll-, Steuerungs- und Sanktionsmittel sind im Vergleich zu denjenigen des klassischen Nationalstaats recht bescheiden. Deshalb wird die Regionalisierung des Konsums zu einem Thema derjenigen politischen Felder, in denen die Region über größere Befugnisse verfügt, d.h. etwa der Gewerbeförderung oder der Bildungs- und Kulturpolitik. Die Regionalisierung des Konsums stellt sich als Kampf wirtschaftlicher Interessen und als Kampf um die Deutungshoheit über Kultur und Lebensweise dar.

Ab einem bestimmten Punkt verdichtet und verfestigt sich das Regionalisieren in einem Satz spezifischer Normen und Prinzipien; oder in einem umfassenden, systematisierten und geschlossenen Weltbild des Regionalismus. Das „Regionalisieren“ als eine spezifische Perspektive auf die Welt, oder eine besondere symbolische und soziale Praxis des sich auf die Welt-Beziehens und der Weltbindung¹⁴ geht so fließend in den Regionalismus über. In der allgemeinen Regionenforschung werden die Regionalismen (analog zu den Nationalismen) jeweils nach den Trägergruppen, Motiven, Zielen sowie der Intensität und Reichweite unterschieden; es gibt politische, wirtschaftliche, ethnische, kulturelle und lebensweltliche Regionalismen, sowie partielle und ganzheitliche, romantische und progressive usw.¹⁵ Analog dazu wären die Regionalismen im Feld des Konsums zu differenzieren.

Im Rahmen einer akteurszentrierten Regions- und Konsumforschung sind die Regionalisierungen und Regionalismen im Feld und Medium des Konsums primär nach den Trägergruppen zu differenzieren. Einmal sind es bestimmte Hersteller oder Händlergruppen, die ein Konsumgut oder einen Konsumbrauch regionalisieren; das andere Mal bestimmte Konsumentengruppen, die das Recht beanspruchen, Konsumgüter in der vertrauten Form und Qualität und zu erschwinglichen Preisen konsumieren zu können; das dritte Mal kulturelle Eliten, die mit der Herstellung und dem Verkauf des Gutes wenig zu tun haben mögen, den Konsum aber kulturell kodieren wollen, um den regionalen Menschen zu kultivieren und zu vergemeinschaften. Im Falle des Produzenten-, Händler- und Konsumentenregiona-

14 B. Werlen, Sozialgeographie alltäglicher Regionalisierungen, Bd. 2: Globalisierung, Region und Regionalisierung, Stuttgart 1997, S. 16.

15 G. Brunn, Einleitung, in: ders. (Hrsg.), Region und Regionsbildung in Europa. Konzeptionen der Forschung und empirische Befunde, Baden-Baden, 1996, S. 9-24; H. Siegrist, Region, Regionalisierung und Regionalismus in Mitteldeutschland aus europäischer Perspektive, in: J. John/K.-H. Blaschke/K. E. Pallmann/H. Siegrist (Hrsg.), Mitteldeutschland. Begriff, Konstrukt, historische Realität, Rudolstadt 2001, S. 59-76.

lismus sind die Strategien und Strukturen, Praktiken und Symbolisierungen vor allem auf Interessen und Einstellungen im engeren Feld der Produktion und Konsumtion zurückzuführen. Die Region beruht nicht auf einem Meisterplan, sondern vielfältige Initiativen und dezentrale Formen des Regionemachens von Anbietern und Konsumenten führen dazu, daß ein Gebiet von seinen Bewohnern wie von Auswärtigen als „Konsumregion“ wahrgenommen wird. Aufgrund der Interaktion und Kommunikation verschiedener Akteure profilieren sich die Vorstellungen darüber, welches die lokalen, regionalen und nationalen Güter und Konsumstile sind, und welches die anonymen und ortlosen; wodurch sich der regionale Konsumstil und Geschmack auszeichnet und von anderen abhebt; und was die regionsgemäße Lebensweise ist. Das Regionale ist nicht nur das Alltägliche. Das Regionale wird genau so wie das Nationale oder das Religiöse bei herausgehobenen Anlässen und Festtagen im Jahreskalender inszeniert und sakralisiert; es strukturiert nicht nur den Raum, sondern auch die Zeit. Unter bestimmten Bedingungen können sich Mentalitäten, Gewohnheiten, Erwartungen und Programme in einem ideologischen Konsumregionalismus verbinden, der verschiedenste Gruppen vereint.

Regionalisierungen und Regionalismen, die sich primär auf den Konsum richten, werden von anderen, d.h. primär politisch, historisch oder kulturell motivierten Regionalisierungen und Regionalismen das eine Mal gefördert, das zweite Mal spezifisch eingefärbt, ein drittes Mal geschwächt. Und sie bekommen ihr jeweiliges Gewicht vor dem Hintergrund großer Strukturen, wirtschaftlicher Zyklen und modischer Trends, die weit über die Region hinausreichen. Regionalisierungen, die von einem politischen, ideologischen oder kulturellen Zentrum ausgehen sowie radikale politische oder ideologischen Regionalismen versuchen immer wieder, den Konsumregionalismus zu instrumentalisieren. Die historische Forschung zeigt, wie sich in bestimmten historischen und gesellschaftlichen Konstellationen die verschiedenen Regionalismen mischen und mit den anderen Ismen des 20. Jahrhunderts verbinden.

2. Tendenzen der Forschung

Bei der Behandlung der Frage, was das Konsumieren im Zeitalter der kommerzialisierten Populär- und Massenkultur zur symbolischen und sozialen Strukturierung und Integration von Regionen beiträgt, geht die Forschung von zwei entgegengesetzten Thesen aus. Die *Universalisierungsthese* postuliert, daß das Kaufen, Gebrauchen, Verbrauchen und Haben von alltäglichen Verbrauchsgütern und langlebigen Konsumgütern in der modernen arbeitsteiligen Wirtschaft und Gesellschaft immer weniger selbstverständlich an natürliche Ressourcenausstattung, traditionelle Wirtschafts-

strukturen oder ererbte kulturelle Eigenarten einer historischen oder politischen Region gebunden ist. Im Zuge der Entwicklung der modernen Konsumkultur, die auf Differenzierung, Spezialisierung, Standardisierung und Austausch beruht, werden demnach traditionelle Konsumregionen und territorial begrenzte Konsumkulturen aufgeweicht und in Frage gestellt. Konsumgüter werden regions-indifferent, Konsumpraktiken repräsentieren universelle zivilisatorische Werte. Die *Regionalisierungsthese* dagegen meint, daß Güter und Konsum auch in der Moderne regionale Bedeutungen annehmen und die Vergesellschaftung und Vergemeinschaftung in der Region begründen. Die Vertreter dieser Richtung konzentrieren sich auf bestimmte Güter und Formen konsumbezogenen Handelns, die sie als Zeichen für Eigenschaften und Werte der „Region“, des „Regionalen“ oder der „regionalen Identität“ betrachten.

Die Rolle und Bedeutung des Konsums für die Region und Regionalisierung auf der mittleren und unteren Maßstabebene (Land, Subregion, historische Landschaft) ist ein klassisches Thema der Volkskunde, der Historiographie über einzelne Konsumgüter sowie Bräuche und Feste, schließlich auch der wissenschaftlichen und populären Darstellungen zur Regional- und Ortsgeschichte. Die meisten dieser Darstellungen konzentrieren sich auf einzelne Güter, Bräuche und Konsumrituale sowie deren Verbreitung in Raum und Zeit. Viele neigen dazu, die gewählte räumliche Untersuchungseinheit zu essentialisieren, das Verhältnis zwischen der Region und dem Konsum zu enthistorisieren und naturalisieren und Güter und Bräuche undifferenziert als die regionale Konsumkultur und alte Traditionen darzustellen. Sie postulieren eine Autonomie, Stabilität oder Immunität der regionalen Konsumkultur gegenüber politischen, wirtschaftlichen, gesellschaftlichen und kulturellen Entwicklungen und Brüchen. Der überwiegende Teil dieser Arbeiten ist durch einen ideologischen Regionalismus und die Vorstellung einer ganzheitlichen und langfristig stabilen regionalen „Identität“ geprägt. Identität wird normiert, Identifikation wird postuliert, statt problematisiert und analysiert.

Neuere sozial- und kulturwissenschaftliche Ansätze in der Ethnologie und Kulturanthropologie, Geschichtswissenschaft, Ernährungswissenschaft, Geographie und Globalisierungsforschung betonen dagegen den Konstruktionscharakter der regionalen Konsumkultur. So bieten Studien über den Zusammenhang zwischen Ernährung und kultureller, regionaler und ethnischer Identität partielle Erklärungen für regionstypisches Verhalten an).¹⁶ Shortridge/Shortridge sehen in dem neuen Trend zur regionalen

16 H.-J. Teuteberg/G. Neumann/A. Wierlacher (Hrsg.), Essen und kulturelle Identität. Europäische Perspektiven, Berlin 1997; S. Weggemann (Hrsg.), Alte Landschaftsküchen in neuer wissenschaftlicher Bewertung, Frankfurt a. M. 1990.

Küche in den USA eine Reaktion auf Modernisierungsprozesse.¹⁷ Gabaccia und Tolksdorf begründen die Persistenz des Regionalen mit dem durch die Primärsozialisation erworbenen Geschmackskonservatismus.¹⁸ Die Stärke solcher Analysen besteht darin, daß sie sich auf einzelnen Aspekt der Konsumkultur konzentrieren über den sie konkrete Aussagen machen können. Die Defizite liegen eher im methodischen Bereich, indem etwa oft nicht genügend zwischen den Ebenen der Beschreibungsregion, der Aktivitätsregion und der Wahrnehmungsregion unterschieden wird.

In den letzten Jahren ist die Regionalisierung von Gütern und Informationen vor allem im Hinblick auf die Globalisierung problematisiert worden. Zu nennen sind hier die Homogenisierungsthese, die Polarisierungsthese, die Glokalisierungsthese und die Kreolisierungsthese. Homogenisierung meint etwa bei Ritzer, daß „die Prinzipien der Fast-food-Restaurants immer mehr Gesellschaftsbereiche in Amerika und der ganzen Welt beherrschen“.¹⁹ Die Polarisierungsthese geht davon aus, daß sich gegen die homogenisierende globale amerikanische Massenkultur kämpferische Gegenkulturen ausbilden.²⁰ Der von Robertson eingeführte Begriff der „Glokalisierung“ meint, daß das Lokale (womit auch das Regionale und Nationale gemeint ist) nicht nur eine Reaktion auf die Globalisierung ist, sondern daß die Globalisierung selbst die Schaffung und Inkorporation des Lokalen beinhaltet.²¹ Globalisierung bringe daher Prozesse nicht nur der Homogenisierung, sondern auch der Heterogenisierung mit sich. Erstens würden weltweit homogene Angebote lokal unterschiedlich rezipiert, zweitens würden globale Anbieter ihre Produkte auf differenzierte lokale Märkte zurechtschneiden („diversity sells“) und, drittens, würden immer mehr lokale Symbole nicht nur der USA, sondern auch aus der sogenannten Dritten Welt oder Peripherie global verbreitet. Damit verwandt ist das Konzept der „Kreolisierung“ des Kulturanthropologen Ulf Hannerz, das davon ausgeht, daß kulturelle Vermischungsprozesse nicht nur durch den Druck des Zentrums, sondern durch ein komplexes Zusammenspiel von Zentrum und

17 B. G. Shortridge/J. R. Shortridge (Hrsg.), *The Taste of American Place. A Reader on Regional and Ethnic Food*, Lanham 1998.

18 D. Gabaccia, *We Are What We Eat. Ethnic Food and the Making of Americans*, Cambridge/Mass. 1998; U. Tolksdorf, *Heimat und Identität. Zu folkloristischen Tendenzen im Ernährungsverhalten*, in: E. Hörandner/H. Lunzer (Hrsg.), *Folklorismus*. Neusiedl/See, 1982, S. 223-253.

19 G. Ritzer, *Die McDonaldisierung der Gesellschaft*, Frankfurt a. M. 1997, S. 15; ders., *The McDonaldisation Thesis. Explorations and Extensions*, London 1998.

20 B. Barber, *Coca-Cola und heiliger Krieg. Wie Kapitalismus und Fundamentalismus Demokratie und Freiheit abschaffen*, Bern 1996.

21 R. Robertson, *Glocalization. Time-Space and Homogeneity-Heterogeneity*, in: M. Featherstone/S. Lash/R. Robertson (Hrsg.), *Global Modernities*, London 1995, S. 25-44.

Peripherie zustande kommen.²² Unter Kreolisierung versteht Hannerz eine Kombination aus Verschiedenheit, Verbundenheit und Innovation im Kontext globaler Zentrum-Peripherie-Beziehungen, wobei Verschiedenheit nicht auf verschiedene homogene Kulturen, sondern auf meist recht neue Verbindungen getrennter Traditionen verweist. Die empirische Unterfütterung dieser Angebote ist bisher durchweg dünn, die Ansätze aus der Regionsforschung werden nur sehr selektiv einbezogen, die Historisierung der Befunde und Thesen steht nicht im Vordergrund.

3. Thesen zum Verhältnis zwischen Region und Konsum in Bayern und Sachsen im 20. Jahrhundert

Aufgrund einer laufenden historischen Langzeitstudie über ausgewählte regionaler Güter, Inszenierungen (Feste, Ausstellungen) sowie Diskurse über regionales Konsumieren, die der Verfasser zusammen mit Eva Göbel und Manuel Schramm durchführt,²³ läßt sich bei dem jetzigen Stand der Arbeit folgendes festhalten.

Es gibt bereits historisch ältere regionale Spezialitäten und Formen des Konsums, als die große Welle der Regionalisierung des Konsums im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert einsetzt. Diese ist als Reaktion auf die Erweiterung, Diversifikation, Entregionalisierung der Märkte und die Nationalisierungs- und Universalisierungstendenzen zu sehen. Mittelständische Unternehmer und Händler machen den regionalen Charakter ihrer Waren explizit (Anbieterregionalismus). Regionalistische Politiker und Heimatschützer definieren und propagieren einen regionalen Konsumstil als Teil der regionalen Lebensweise und Kultur, womit die sozial und kulturell gesplattene Gesellschaft homogenisiert und integriert werden soll (politischer und Kulturregionalismus). Mit dem konsumbezogenen Regionalismus verbinden sich teilweise wirtschaftliche Motive zur Förderung kriselnder Gewerbe und Subregionen, die von Konsumenten aktiv unterstützt werden. Die soziale Reichweite des Konsumierens regionaler Güter bleibt indessen sehr uneinheitlich. Im Falle gut verankerter Gewohnheiten findet der regionale Konsumstil größere Resonanz als im Falle neu erfundener Traditionsgüter.

Regionalisierende und regionalistische Tendenzen sind bis in die Zwischenkriegszeit im wirtschaftlich weniger fortgeschrittenen und ländlicheren Bayern stärker als in Sachsen, wo anscheinend gerade städtische Arbeiter und Angestellte standardisierte moderne Güter kaufen und neue Formen des Konsumierens in Warenhäusern und Konsumgenossenschaften prakti-

22 U. Hannerz, Kokoschka's Return. Or, the Social Organization of Creolization, in: ders., *Transnational Connections. Culture, People, Places*, London 1996, S. 65-78.

23 Vgl. Anm. 1.

zieren. Wie weit es hier zu klassenspezifischen Amalgamierungen des Regionalen und des Universalistischen kam, muß noch eingehender geprüft werden. Im frühen 20. Jahrhundert finden sich in ländlichen Regionen noch deutliche Spuren eines traditionellen regionalen Subsistenzkonsums, dem seine Güter selbstverständlich als regionstypisch erscheinen. Das zeigt sich nicht nur im bayerischen Fall, sondern auch im Falle der Ernährung sächsischer Heimarbeiter und Kleinbauern (Kartoffelspeisen). Im Zuge der Ausbreitung des Tourismus in bayerischen und (etwas weniger) sächsischen Subregionen sowie im Gefolge der Expansion einiger Konsumgüter-Exportindustrien werden vermehrt Fremdbilder in das Selbstbild der Region integriert, womit sich die Vorstellung regionstypischer Güter und eines regionalen Konsumierens verstärkt. In Bayern scheint der Konsumregionalismus insgesamt stärker gewesen zu sein als in Sachsen.

Ab den 1930er Jahren werden Bayern und Sachsen hinsichtlich des Konsumregionalismus vorübergehend ähnlicher, weil der ideologische Regionalismus in ganz Deutschland erstarkt. Der Konsum regionaler Güter wird von (kultur-)politischen Akteuren aus der Staats- und Parteibürokratie durch aufwendige Inszenierungen und Propagandakampagnen instrumentalisiert, um sich Loyalität in der Bevölkerung zu verschaffen und von der Tatsache abzulenken, daß Entscheidungskompetenzen zentralisiert werden. Die Nationalsozialisten integrieren die Regionalismen von Produzenten, Händlern, Konsumenten und kulturpolitischen Bewegungen wie des Heimatschutzes in ihre nationalistisch und rassistischen Deutungshorizonte. Regionale Güter, Inszenierungen und Konsumpraktiken werden zu Elementen eines nationalistischen Regionalismus. In der Weltwirtschaftskrise werden im Rahmen einer regionalen und subregionalen wirtschaftlichen Standortpolitik auch Konsumgüter, die bisher nicht regional gedeutet worden sind, verstärkt regionalisiert. Durch die Aufforderung, Regionales zu kaufen, soll der Rückgang der Exporte und des Tourismus kompensiert werden.

Nach 1945 dominiert in Bayern im großen Ganzen die Kontinuität. In Sachsen (ab 1952 aufgeteilt in die Bezirke Dresden, Karl-Marx-Stadt und Leipzig) dagegen versuchen Staat und Partei, die sozialistische Güterproduktion und Versorgung zu entregionalisieren bzw. im Hinblick auf die neue industrielle Zentrenbildung zu re-regionalisieren. Traditionelle regionalistische Konsumpraktiken, Diskurse und Inszenierungen werden zurückgedrängt. Einzelne Elemente des traditionellen Produzenten- und Konsumentenregionalismus werden in die von Partei und Staat kontrollierte Volkskunstbewegung eingeordnet und erfahren eine Umdeutung. Ein Wechsel dieser Politik deutete sich seit den 1970er Jahren an. DDR-Bürger benutzen nun den Regionsbezug, um auf das Recht des Konsumenten auf eine bestimmte Qualität und Quantität der Güterversorgung in der entwik-

kelten sozialistischen Gesellschaft hinzuweisen. Die regionalen Güter differenzieren sich in die Gruppe der auch den Einheimischen zugänglichen und diejenigen, die exportiert werden, um Devisen zu erwirtschaften. In den 1990er Jahren wächst in den Neuen Bundesländern angesichts der krisenhaften Transformation die Bedeutung der regionalisierenden Deutung von Gütern. Hier machten sich sehr bald Formen eines neuen Produzenten- und Konsumentenregionalismus bemerkbar.²⁴

In der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts verlieren im Rahmen der entwickelten Konsumgesellschaft die älteren Vorstellungen eines kollektiv verbindlichen regionalen Konsums – genau so wie die ständische und klassenmäßige Prägung des Konsums – auch im Westen vorübergehend an Bedeutung. In Bayern seit den 1970er Jahren, in Sachsen in den 1990er Jahren, bilden sich im Rahmen der Individualisierung und Pluralisierung der Lebensstile dann wieder neue und beliebigere Formen der Identifikation mit der Region heraus. Während Güter und Konsumformen insgesamt vieldeutiger werden und immer weniger als Zeichen von Klasse und Stand gelesen werden, erfahren sie in der Erlebnisgesellschaft als Zeichen für die Region eine neue Blüte. Aufgrund der Tatsache, daß sie heute von den Anbietern und der Werbung übernutzt werden, indem Beliebigeres als regional angepriesen wird, ist zu vermuten, daß diese Tendenz an Grenzen stoßen und sich wieder zurückbilden wird.

Unsere Langzeituntersuchung zeigt, daß es regionale Güter, Diskurse, Inszenierungen und Formen des Konsumierens gibt, die sich trotz erheblicher Ausschläge hinsichtlich des Gewichts und der Bedeutung im 20. Jahrhundert langfristig halten können. Als Strukturen langer Dauer können etwa das Bier in Bayern und der Stollen in Sachsen sowie manche der damit verbundenen Inszenierungen und Diskurse gelten. Im Laufe des 20. Jahrhunderts, insbesondere in Krisenlagen, wird immer wieder versucht, zusätzliche Güter regional zu konnotieren. In vielen Fällen gelingt das nicht dauerhaft, in einigen Fällen jedoch, wie bei dem erzgebirgischen Holzspielzeug, vertieft und verbreitet sich die regionale Bedeutung. Beispiele für verschwundene regionale Güter sind der Schneeberger Schnupftabak und die erzgebirgische Tracht. Unsere Untersuchungen versuchen historisch und systematisch zu begründen, warum die einen Güter sich langfristig halten können, die anderen nicht.

Regionalisierungen und Regionalismen beruhen zu verschiedenen Zeiten auf unterschiedlichen Abgrenzungen. In Sachsen ist die Abgrenzung gegen Preußen im späten 19. Jahrhundert sehr wichtig, wobei das ursprünglich abfällig gemeinte Stereotyp der „Kaffeesachsen“ von preußischer Seite gelegentlich verwendet wurde. Dieser Gegensatz tritt aber im Diskurs des

24 H. Siegrist, Konsum und Alltagskultur in den Neuen Bundesländern, in: Jahrbuch der Rosa-Luxemburg-Stiftung Sachsen für das Jahr 2000, Dresden 2001 (im Erscheinen).

Heimatschutzes um 1900 zurück gegenüber der Bedrohung durch universalistische Tendenzen. Später gibt es in der DDR eine Abgrenzung gegenüber Berlin, weil die Hauptstadt gegenüber dem Rest der Republik in der Versorgung bevorzugt wurde. In Bayern ist die Abgrenzung gegenüber Preußen kontinuierlicher und stärker, wobei unter „Preußen“ allgemein die „Norddeutschen“ verstanden werden konnten, also auch die Sachsen. Waren sich Sachsen und Bayern am Ende des 19. Jahrhunderts noch einig in der Ablehnung der hegemonialen Ansprüche Preußens, gab es aus politischen Gründen in der Zwischenkriegszeit Spannungen zwischen Sachsen und Bayern, die sich auch im Feld des Konsums artikulierten.

Alles in allem ist festzuhalten: Der Konsum kann traditionelle oder politische motivierte Regionalisierungen verstärken und entsprechende Regionalismen fördern. Er kann indessen aufgrund seiner eigenen Dynamik auch regionale Traditionen anshchlen und verdrängen, neue Vorstellungen und Präferenzen schaffen und politischen Vorgaben zuwiderlaufen. Er trägt zur Binnendifferenzierung der Regionen der mittleren Maßstabebene bei und begründet neue Subregionen wie das Erzgebirge und den vogtländischen Musikwinkel, die durch Herstellung und Gebrauch bestimmter Produkte (erzgebirgische Holzspielwaren bzw. vogtländische Musikinstrumente) sowie konsumbezogene Feste (erzgebirgische Weihnachten) mitbestimmt werden.²⁵ Die Regionen „Weinfranken“ und „Bier-Franken“ fallen nicht mit den Verwaltungseinheiten Ober-, Mittel- und Unterfranken zusammen. In den 1990er Jahren versuchen einige Hersteller sogenannter Ostprodukte – vor dem Hintergrund der Ostalgie aber auch zukunftsorientierter standortpolitischer Interessen von Produzenten und Konsumenten – eine eigenständige Konsum- und Erfahrungsregion Ostdeutschland zu konstruieren.²⁶

Unsere Ergebnisse zeigen, wie der regionale Konsum die Person und Biographie mitkonstituiert, und wie er aufgrund der demonstrativen Funktion des Kaufens, Gebrauchens und Besitzens von Gegenständen die sozialen Beziehungen prägt. Aus der Sicht des Individuums lassen sich etwa die folgenden Formen der konsumgestützten Identifikation mit der Region unterscheiden. Der erste Fall betrifft habituell verfestigte Konsumgewohnheiten, die zunächst unter Umständen gar nicht reflektiert werden, sondern als implizite Identifikationsprozesse ablaufen. In der Konfrontation mit anderen, als fremd empfundenen Konsumgewohnheiten können diese Identifikationen in bestimmten Situationen aber auch schnell explizit werden. Zweitens können beim Individuum durch die Konfrontation mit Gütern

25 Ich verweise hier auf Vorträge und Manuskripte von Manuel Schramm, die demnächst veröffentlicht werden.

26 Siegrist, Konsum und Alltagskultur (Anm. 24); A. Hennecke, Im Osten nichts Neues? Eine pragmalinguistisch-semiotische Analyse ausgewählter Werbeanzeigen für Ostprodukte im Zeitraum 1993 bis 1998, Frankfurt a. M. 1999.

persönliche Erinnerungen an Orte wachgerufen werden, die die Identifikation mit der Region aktivieren. Drittens bekundet das Individuum durch die Konsumtion von Gütern, die mit kollektiven Geschichtsbildern und Mythen der Region verbunden werden, seine Zugehörigkeit zur Gemeinschaft; etwa auch durch die Teilnahme an nostalgischen Ritualen, die die „gute alte Zeit“ beschwören. Um eine ganz anders geartete Form der Identifikation mit der Region handelt es sich, viertens, wenn der Einzelne aus gegenwärtigen Motiven einheimische Produkte kauft; etwa um die Umerstützung der einheimischen Wirtschaft zu demonstrieren. Fünftens ist immer wieder festzustellen, daß Einheimische sich mit berühmten Produkten ihrer Region identifizieren, obwohl sie diese weder selbst konsumieren wollen noch können.

Diese und weitere Formen der Identifikation finden sich im gesamten Untersuchungszeitraum, allerdings in unterschiedlicher Ausprägung, Einfärbung und Intensität. Wir vermuten, daß habituelle Identifikationsprozesse langfristig abnehmen, während Identifikationsprozesse, die mit der Abschätzung des individuellen Nutzens in der besonderen Situation einhergehen, wichtiger werden. Das verbindet sich mit der Beobachtung, daß in älteren Diskursen über die Identität des Einzelnen die Einheitlichkeit, Eindringlichkeit, Stabilität und Kohärenz des Individuums betont wird (man denke hier nur an die regionalistischen Verwurzelungskonzepte der Heimatschützer), während in den späteren Identitätskonzepten Kriterien wie Ambivalenz, Inkohärenz und die Fähigkeit des Individuums, die Bedeutungen seines Handelns und der Güter für das Selbst in spezifischen Situationen auszuhandeln, im Vordergrund stehen. Langfristig nimmt die Verbindlichkeit der Regionalismen ab, die Regionalisierungen werden beliebiger und subjektiver.

Die Regionalismen von Anbietern und Konsumenten schwanken stets zwischen den Zielen Dynamisierung und Stabilisierung. Je nach wirtschaftlichen Umständen akzentuieren sie das eine oder das andere. Nostalgische Phänomene finden sich zu jeder Zeit, doch ihre Bedeutung wandelt sich, indem sie immer weniger durch einen ganzheitlichen Regionalismus begründet sind. Im Rahmen individueller Regionalisierungen und eines unverbindlichen Konsumentenregionalismus haben sie in den letzten Jahrzehnten einen pragmatischen und spielerischen Charakter bekommen. Ob Regionalisierungen im Medium des Konsums regressiv und nostalgisch sind oder fortschrittlich und zukunftsorientiert, kann nicht a priori entschieden werden, sondern muß im jeweiligen Kontext geklärt werden.

4. Schluß: Von der Heimatbindung zum Regionsmarketing

Alte sozio-kulturelle Regeln wie „Der Mensch ist, was er isst“ bekommen im Rahmen der Entwicklungen des 19. und 20. Jahrhunderts neue Bedeutungen und Funktionen, indem sie weniger auf den Stand als auf die Klasse, das Geschlecht und die Nation bezogen werden²⁷ – und, in immer neuer Weise, auf die Region. Güter und Praktiken, die entweder im Gebiet traditionell verankert sind oder als ‚Traditionen‘ neu erfunden werden, sollen nach Ansicht der Regionalisten des frühen 20. Jahrhunderts das entfremdete und vereinzelt Individuum wieder-verwurzeln und mit der regionalen Gemeinschaft verbinden; und der Außenwelt und den Touristen die Besonderheit und Attraktivität der Region und des Regionalen anzeigen. Kulturbewegungen wie der Heimatschutz sowie Politiker verknüpfen damals den Konsumregionalismus mit historisch, politisch, kulturell und wirtschaftlich motivierten Regionalismen. Früher oder später amalgamiert das Ganze einmal mit den verschiedensten Ausdrucksformen des Nationalismus, dann des Faschismus, schließlich sogar des Sozialismus.

Die Geschichtsforschung über Konsum und Region rekonstruiert Symbole, Appelle, Persuasionsstrategien und Identifikationsangebote und fragt, wie weit und warum Konsumenten und Bürger die regionenbezogenen Sinnangebote annehmen und durch regionales Konsumieren ihre Zugehörigkeit und regionale Bindung artikulieren. Die Aufsätze von Spiekermann, Schramm und Göbel sowie Murdock zeigen in der einen oder anderen Weise, daß die Konsumenten mit den Angeboten selektiv umgingen und nicht immer leicht zu lenken waren. Das hängt nicht zuletzt damit zusammen, daß die Bedeutung der Gegenstände und des Konsumentenhandelns selten ganz eindeutig und zwingend war.

Im Rahmen öffentlicher und marktförmiger Kommunikations-, Aushandlungs- und Tauschprozesse werden verschiedene Optionen bereitgestellt. Das Konsumieren ist weniger durch politische und gesetzliche Zwangsmittel und Sanktionsandrohungen bestimmt als andere Medien der Regionalisierung und Nationalisierung. Während der Staat bzw. die regionale Kulturbürokratie etwa den Besuch des Heimatkundeunterrichts aus politischen oder pädagogischen Gründen zum Obligatorium erklären kann, fehlen im Feld des Konsums ähnliche Sozialisationszwänge weitgehend. Die Wahl einer Ware, die Zubereitung einer Speise und die Teilnahme an einem regionalen Konsumritual kann in der Regel nicht einfach verordnet und erzwungen werden. Selbst totalitäre und planwirtschaftliche Regimes haben damit Probleme, wie Spiekermann am Beispiel des Vollkornbrotts im Nationalsozialismus zeigt.

27 Vgl. J. Tanner, Der Mensch ist, was er isst. Ernährungsmythen und Wandel der Ernährungskultur, in: Historische Anthropologie 4 (1996) 3, S. 399-419.

Nicht jede Ware und das damit verbundene Sinnangebot wird vom Konsumenten so konsumiert und rezipiert, wie sich der Hersteller, die Werbung und der Verkäufer das gedacht haben mag. Konsumenten können beim Kaufen und Gebrauchen der Dinge die vorgegebenen und ihnen zugemuteten Bedeutungen und Funktionen ein Stück weit ignorieren, oder diese in einem gewissen Maße variieren. Die in der Konsumforschung und Konsumkritik verbreitete Manipulations- oder Verführungsthese, die den aktiven Anbieter dem passiven Konsumenten gegenüberstellt, trifft nur eingeschränkt zu. Wiederholt sind es die Konsumenten bzw. bestimmte Konsumentengruppen selbst, die eine Ware aus Gewohnheit oder aufgrund expliziter eigener Interessen als Zeichen der Nation oder der Region interpretieren. Dafür gibt es viele Gründe. Gerade in den Krisenzeiten und Mangelperioden der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts haben Konsumentinnen und Konsumenten immer wieder auf ihre ‚hergebrachten Rechte‘ auf bestimmte Mengen und Qualitäten eines regionstypischen Gutes hingewiesen.

Die Formen der Territorialisierung oder Verräumlichung des Konsums – Lokalisierung, Subregionalisierung, Regionalisierung, Nationalisierung, Europäisierung – stehen im 20. Jahrhundert teils in einem Konkurrenzverhältnis zueinander, teils ergänzen und verstärken sie sich gegenseitig. Die Territorialisierung, die Güter und konsumtive Praktiken zu Zeichen einer Nation, Region, Subregion oder eines Ortes macht, steht in einer strukturellen Dauerrivalität zu den Tendenzen der Universalisierung, Globalisierung, Anonymisierung, Standardisierung und Kommerzialisierung; d.h. zu Prozessen, die nach Auffassung ihrer Kritiker dafür verantwortlich sind, daß Güter und Menschen ort-, traditions-, namen- oder sogar seelenlos werden. Die Regionalisierung war und ist eine Strategie, mit deren Hilfe im Zeitalter des überregionalen und weltweiten Austauschs und der Massenproduktion die Waren singularär gedeutet und angeeignet werden; sei es von Individuen, sei es von Gruppen und imaginierten Gemeinschaften. „Regionalisierung“ ist eine von vielen möglichen Strategien, das Allgemeine, das Gewöhnliche und das Massenhafte zum Besonderen und Singulären zu machen.

Der Kampf der Regionalisten richtet sich auch im Feld des Konsums gegen die Repräsentanten und Repräsentationen der Ortlosigkeit. Der Vorwurf der Ortlosigkeit oder mangelnden Loyalität zu einem regionalen Wert richtet sich gegen all diejenigen, die ubiquitäre, standardisierte, namenlose oder fremde Waren konsumieren, weil diese erschwinglicher, besser, geschmackvoller sind, oder aus Gründen der Abwechslung vorgezogen werden. Indem auch preiswerte Güter in den Kanon des Regionalen aufgenommen werden und regionale Konsum-Rituale allgemein zugänglich sind, vermeidet der Konsumregionalismus rigide und weitgehende soziale Ausschließungen – wie sie ansonsten in der Konsumkultur der Klassengesellschaft bis in die 1960er Jahre üblich waren. Klassenharmonistische Vorstel-

lungen einer gemeinsamen regionalen Lebensführung sollten die vorhandenen sozialen Spannungen abmildern oder überdecken.

Obwohl die Zahl der angebotenen Waren im 20. Jahrhundert enorm steigt, bezieht sich der Kanon der sog. regionalen Güter und Konsumbräuche immer nur auf einige wenige Nahrungsmittel, Getränke, Genußmittel, Speisen, Gefäße, Dekorationsgegenstände und einzelne weitere langlebige Konsumgüter, sowie einzelne Orte und Inszenierungen. Die Rolle der Güter für regionenbezogenen Identifikationsprozessen wird gesteigert durch frühe Gewöhnung; durch den alltäglichen Gebrauch; durch die Tatsache, daß sie zu bestimmten Anlässen geschenkt werden; durch ihre Position in privaten und öffentlichen Räumen; durch die Verwendung in festtäglichen und regelmäßig wiederkehrenden Konsumritualen; durch die Einbettung in regionale Diskurse, Geschichten und Mythen; durch die Normierung von Form und Geschmack; sowie durch Herkunftsbezeichnung und Marken. In einigen Punkten bildete sich so tatsächlich ein die Klassen wie das Land und die Stadt übergreifender Geschmack. Nicht nur in den bürgerlichen und kleinstädtischen Mittelschichten, denen die Exponenten des Konsum- und Kulturregionalismus entstammten, sondern auch in der Arbeiterschaft zeigten sich Tendenzen, sich durch Konsum und Lebensweise nicht nur in der eigenen Klasse, sondern auch in der Region symbolisch und sozial zu verorten.²⁸

Antoritäre und planwirtschaftliche Systeme, die prinzipiell eine Entregionalisierung des Konsums betrieben, instrumentalisierten den regionalen Konsum und verordneten ihn im Rahmen ihrer Konsum- und Versorgungspolitik²⁹ als Programm, um die Bindung an Nation und Gesellschaft zu fördern. Das zeigt sich im Nationalsozialismus sowohl bei der Konstruktion und forcierten Durchsetzung des deutschen Vollkornbrots in seinen regionalen Varianten³⁰ als auch bei der Erfindung und Inszenierung der regionalen und nationalen Weihnachtsmärkte.³¹ Der deutsche Nationalsozialismus wie der italienische Faschismus benutzten die von den regionalen Kulturbewegungen seit der Jahrhundertwende entwickelten und propagierten Muster. Sie gaben den Inszenierungen jene Form, in der diese später unter den Bedingungen des Wohlstandes, der Demokratie und der hochentwickelten Konsumkultur so erfolgreich wurden.³²

28 Vgl. die Ergebnisse unseres Forschungsprojekts (Anm. 1).

29 Vgl. H. Berghoff, Konsumregulierung im Deutschland des 20. Jahrhunderts. Forschungsansätze und Leitfragen, in: ders. (Hrsg.), Konsumpolitik. Die Regulierung des privaten Verbrauchs im 20. Jahrhundert, Göttingen 1999, S. 7-21.

30 Vgl. den Beitrag von Uwe Spiekermann in diesem Band.

31 Vgl. den Beitrag von Eva Göbel und Manuel Schramm in diesem Band.

32 Zu Italien: M. Palla, Firenze nel regime fascista 1929-1934, Florenz 1978; D. Preti, Tra crisi e dirigismo. L'economia toscana nel periodo fascista, in: G. Mori (Hrsg.), Storia d'Italia. Le regioni dall'Unità ad oggi: La Toscana, Turin 1986, S. 605-673.

Indem die liberalen Prinzipien des marktförmigen Tauschs und der öffentliche Aushandlung der Interessen und Wertvorstellungen im Europa und Deutschland in Zeiten der Kriege, der Rationierung, der Inflation sowie der Wirtschaftskrise außer Kraft gesetzt oder durch staatsinterventionistische Maßnahmen überformt wurden, erfuhr die Regionalisierung des Konsums vom Ersten Weltkrieg bis in die 1950er Jahre eine erhebliche Politisierung. Heute ist die Territorialisierung des Konsums mehr eine Frage des Marketings nach dem Prinzip von „diversity sells“ als der Politik und Ideologie. Massenprodukte werden von den Produzenten im Hinblick auf die bessere Absetzbarkeit regional variiert. Eine mit öffentlichen Mitteln geförderte regionale Standortpolitik wirbt zwar bisweilen noch damit, daß ein Produkt aus der Region stammt oder typisch für die Region sei. Die Konsumenten mögen aus regionalwirtschaftlichen Erwägungen regionale Güter konsumieren, oder aus Gewohnheit oder Markentreue, vielfach tun sie es indessen, um sich in einer unüberschaubar gewordenen Welt der Waren durch das Kaufen und das Haben einer regionalen Spezialität individuell zu unterscheiden oder ein besonderes Konsumerlebnis zu haben. In der Konsum- und Erlebnisgesellschaft des späten 20. Jahrhunderts ist das Regionale eine von vielen Geschmacksvarianten geworden, die auch regionale Milieus binden kann, wie etwa im Falle der Ostprodukte in den frühen 1990er Jahren,³³ oft aber nur noch das Kennzeichen eines ortlosen Konsummilieus. Damit hat die Regionalisierung der Güter und des Konsums in der modernen Konsumkultur in den letzten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts eine Funktion bekommen, die sich von derjenigen um 1900 erheblich unterscheidet.

Regionale Muster, die ursprünglich für ein bestimmtes Territorium entwickelt worden sind, werden zunehmend universalisiert und in Marketingstrategien privater Unternehmen sowie regionaler Handelskammern und Marketingagenturen integriert. Kommunen und regionale Zweckverbände verkaufen ihre Stadt oder Region als kulturelle und touristische Dienstleistung: Das Münchner Oktoberfest, der Nürnberger Christkindlesmarkt und der Dresdner Striezelmarkt werden mit ihren wichtigsten Symbolen und Produkten zu einer exportierbaren und universell angebotenen Dienstleistung, die weniger der Bindung an den Ort als an Produkte, Firmen und Marken dient und, mit gewissen Einschränkungen, an einem beliebigen Ort inszeniert werden kann.³⁴

33 Vgl. Siegist, Konsum und Alltagskultur (Anm. 24).

34 Vgl. den Beitrag von Eva Göbel und Manuel Schramm in diesem Band; sowie H. Siegist/E. Göbel, Les cultures de consommation en Bavière. L'exemple de l'Oktoberfest 1810–1990, in: G. Nicolas (Hrsg.), La construction de l'identité régionale en Saxe et en Bretagne, Rennes 2001 (im Erscheinen).

Diese jüngste Phase der Regionalisierung des Konsums unterscheidet sich von früheren vor allem dadurch, daß sie weniger unter dem Diktat politischer Vorgaben und kulturpolitischer Normierungen zur Herstellung eines regionalen Bewußtseins oder Wir-Gefühls steht. Die heutigen Konsumregionen haben keinen staatlichen Auftrag mehr, die Menschen zu versittlichen und zu verwurzeln – oder dem Staat gesunde Krieger zu liefern. Im Vordergrund steht nicht die ästhetische Kultivierung des regionalen Menschen, sondern die Bildung von Wir-Gefühl in einer bestimmten Situation und die Absatzförderung. Der Konsum kann ein Bewußtsein der Zusammengehörigkeit begründen, das darauf beruht, daß man regionale Güter zur selben Zeit am selben Ort in ähnlicher Weise konsumiert. Derartige Muster mögen weiterhin auf eine Gemeinschaftsbindung abzielen, tatsächlich dienen sie aber mehr der Individualisierung und der Schaffung mobiler Konsum- und Lebensstilmilieus in der modernen Erlebnisgesellschaft.³⁵

Städte und Regionen, die mit Hilfe neuer Management- und Marketingmethoden eine regionale „Corporate identity“ entwickeln und pflegen, stehen am vorläufigen Ende einer Entwicklung, die um 1900 begonnen hat. Die Symbiose des Hersteller-, Händler- und Konsumentenregionalismus, die aufgrund der politischen Rahmenvorgaben und der Bedrohungen durch Wirtschaftskrisen im frühen 20. Jahrhundert immer enger geworden und schließlich sehr stark politisiert worden ist, bildet sich in der zweiten Jahrhunderthälfte wieder zurück. In der hochentwickelten Konsumkultur und in einer wohlhabenderen, sozial und kulturell im Vergleich zu früher nivellierten und besser integrierten Gesellschaft, werden regionale Konsumgüter und Formen des Konsumierens wieder vermehrt zum Bestandteil der Markt- und Marketingkultur. Der Konsument, der immer mehr Rechte bekommen hat und als mündig gilt, will selbst bestimmen, was er wie und in welcher Absicht konsumiert. Er will bedient, informiert und unterhalten werden, nicht erzogen. Das prägt auch den heutigen Konsumentenregionalismus. Die aktuellen Diskussionen um das Verhältnis von Regionalisierung und Globalisierung zeigen, daß die Regionalisierung trotz der durch Globalisierung und Digitalisierung geförderten Gleichzeitigkeit, Stetigkeit und Ubiquität des Gebrauchs von Zeichen und Gütern nicht an Bedeutung verliert, aber ihre Formen und Inhalte wechselt.

35 G. Schulze, Die Erlebnisgesellschaft. Kultursoziologie der Gegenwart, Frankfurt a. M. 1992.

Uwe Spiekermann

**Vollkornbrot in Deutschland.
Regionalisierende und nationalisierende Deutungen
und Praktiken während der NS-Zeit**

Vollkornbrot gilt heutzutage als zeitgemäßes, als „gesundes“ Lebensmittel. Die Deutsche Gesellschaft für Ernährung tritt seit Jahrzehnten für einen verstärkten Verzehr ein, um so dem zu viel, zu fett, zu süß, zu salzig unserer Ernährung entgegenzuwirken.¹ Mit der Vollwerternährung besteht eine vielfach praktizierte alternative Kostform, in der das Vollkornbrot und -produkte zentrale Rollen spielen.² Diese Lebensmittel werden von Medizinern und Ernährungswissenschaftlern propagiert, weil so dem Naturwesen Mensch eine sinnvolle Mischung von Nähr-, Wirk- und Ballaststoffen zugeführt werden kann. Das gilt universell, gilt für alle Menschen.

Doch Brot ist mehr als ein Stoffkonglomerat. Es ist, wie jedes Lebensmittel, Ausdruck und Träger einer jeweils spezifischen Kultur, in ihm manifestiert sich in stets wechselnden Kontexten und Kategorien das Kulturwesen Mensch, das eben nicht in seiner Natur aufgeht. Essen ist ein soziales Totalphänomen. Essen und Ernährung eignen sich daher hervorragend für Analysen, die nicht disziplinär begrenzt sind, die vielmehr das Wechselspiel zwischen physiologischem Bedarf und kulturellen Bedürfnissen, zwischen Strukturen und Individuen, zwischen Wissenschaft und Lebenswelt und vielem anderem mehr in den Blick nehmen.

Am Beispiel des Vollkornbrotes läßt sich die für den Leipziger Sonderforschungsbereich „Regionenbezogene Identifikationsprozesse“ zentrale Frage der „Territorialisierung“ wissenschaftlicher, lebensreformerischer und lebensweltlicher Diskurse anschaulich behandeln. Denn hier wurde ein Lebensmittel zum Symbol des Deutschen stilisiert, wurden einzelne Brote zur Chiffre einzelner Regionen. Im Mittelpunkt des Beitrages wird dabei die NS-Zeit stehen. Doch um zu verstehen, was damals warum geschah, muß man weiter zurückgehen – bis hin zur Jahrhundertwende.

1 Vgl. etwa Richtig essen. Vollwertig genießen nach den Richtlinien der Deutschen Gesellschaft für Ernährung, Frankfurt a. M. 1998, v. a. S. 16-20.

2 K. v. Koerber/T. Männle/C. Leitzmann, Vollwert-Ernährung. Konzeption einer zeitgemäßen Ernährungsweise, 9. überarb. Aufl., Heidelberg 1999, v. a. S. 167-183.

1. Die Entstehung des Vollkornbrot

Vollkornbrot ist nämlich – vielleicht auch entgegen verbreiteten Vorstellungen – ein Produkt des 20. Jahrhunderts. Begriff und Brottyp entstanden um die Jahrhundertwende und zeigen, wie Menschen auf die Herausforderungen der neuen industriellen Zeit reagierten, wie sie dieser neuen Kultur ihr eigenes Verständnis von Natur und Natürlichkeit entgegengesetzten (Abb. 1).³

Abb. 1: Werbung für sächsisches Vollkornbrot 1914⁴

Nachgebackene Produkte sind aus dem vollen Inhalt des Getreidekornes hergestellt, deshalb äußerst nahrhaft, leicht verdaulich, haltbar. Nur der Gesamtdurchschnitt des Getreidekornes entspricht dem Nährstoffbedarf des Menschen.

Vollkorn-Roggenbrot, 1 Postpaket, enthält 3 Stück 3 Pfund-Brote,	1,35 M
Vollkorn-Weizenbrot, 1 " " " 4 " " "	1,40 "
Vollkorn-Märgzweibrot, 1 " " " 50 Pakete a 10 Stück	4,50 "
Roggensuppenmehl, 1 " " " 9 Pfund Pakete	2,25 "
1 Postpaket, enthaltend: 9 Pfund vorstehender 3 Produkte sortiert,	2,50 "
geg. Nachn., Verpack. frei, ab Mühle Wegefärdt, Post Frankenstein i. Sa.	

Die damaligen Vorreiter des Vollkornbrot waren die so genannten Brotreformer, die im Deutschen Reich seit den 1890er Jahren immer neue, komplizierte Fertigungsverfahren ersannen, um ein natürliches und gesundes Brot herzustellen.⁵ Graham-, Felke-, Steinmetz- und Simonsbrot wurden in den 1890er Jahren marktgängig, es folgten bis zum Ersten Weltkrieg Schlüter-, Finkler- und Klopferbrot. Der Reigen immer neuer urtümlicher Produkte wurde 1927 durch das Knäckebrot wesentlich ergänzt.⁶

Die Brotreformer wandten sich gegen einen Kommerzialisierungsprozeß, dessen Grundlage eine immer effizienter arbeitende Müllereiindustrie war.⁷ Das Getreide konnte so preiswert von der Kleie befreit und zu Fein-

3 Nähere Informationen zum Begriff „Vollkornbrot“ sowie zum Wortfeld „Voll“ finden sich in U. Spiekermann, Vollkorn für die Führer. Zur Geschichte der Vollkornbrotpolitik im „Dritten Reich“, in: 1999 16 (2001) (i. E.).

4 Vegetarische Warte 47 (1914), o. P.

5 Zur Unterscheidung der Arten vgl. H. Glatzel, Nahrung und Ernährung. Altbekanntes und Neuforschtes vom Essen, 2. verb. u. erw. Aufl., Berlin/Göttingen/Heidelberg 1955, S. 36-37. Den Stand der 1930er Jahre enthält J. Kugl, Die Vollkornbrote. Ihre Bedeutung für die Ernährung und ihre Herstellung, Nürnberg o.J.

6 Näheres enthalten W. Kraft, Schwedisches Knäckebrot in Deutschland, in: Die Volksernährung 2 (1927), S. 219-221; Krafts Knäckebrot, o.O. o.J. (Berlin 1930).

7 Zeitgenössische Überblicke finden sich in L. Baumgartner/L. Graf (Hrsg.), Handbuch des Mühlenbaues und der Müllerei, Bd. II: Müllerei, Berlin 1904; G. Luther, Die techni-

mehl verarbeitet werden. Da die Kleie überdurchschnittlich viel Eiweiß, Fett und Mineralstoffe enthielt, schien dies eine Sünde wider die Natur zu sein. Für die Reformen war die Brotfrage eine elementare Lebensfrage für die Volkskraft der Deutschen oder – wie es vielfach auch hieß – der „weißen Rasse“.⁸ Die tradierten regionalen und nationalen Kostformen wurden durch die „Zivilisation“ der Neuzeit untergraben. Die Industrie beraubte die Menschen ihrer angestammten Kost. Mochten die führenden Physiologen der Zeit auch deutlich die Defizite des üblichen Brotes belegen⁹, mochten sie zeigen, daß hoch ausgemahlene Mehle deutlich schlechter resorbiert werden als Feinmehle und daher empfehlen, die Kleie an Tiere zu verfüttern und die Nährwerte dann als Fleisch zu verzehren¹⁰ – die Brotreformer sahen in den feinen, hellen und weichen Broten einen Irrweg, eine „Hauptquelle neuzeitlicher Degeneration“¹¹. Ohne die wertvollen Inhaltsstoffe des vollen Kornes sei die Gesundheit gefährdet, Niedergang unabänderlich: „Bleichsuchtsbrot macht eben Bleichsuchtsblut.“¹²

sche und wirtschaftliche Entwicklung des deutschen Mühlengewerbes im 19. Jahrhundert (Mit Berücksichtigung der früheren Entwicklung und unter Fortführung bis auf die neueste Zeit.), Leipzig 1909 (Staats- und sozialwissenschaftliche Forschung, Bd. 24, H. 4).

- 8 Vgl. etwa G. Simons, Ernährung und Rasse, in: Kraft und Schönheit 4 (1904), S. 156-159.
- 9 Vgl. hierzu K. B. Lehmann, Reformen auf dem Gebiete der Brotbereitung, in: Deutsche Vierteljahrsschrift für öffentliche Gesundheitspflege 26 (1894), S. 47-61 (inkl. Disk.), passim.
- 10 Grundlegend hierfür M. Rubner, Ueber den Werth der Weizenkleie für die Ernährung des Menschen, in: Zeitschrift für Biologie 19 (1883), S. 45-100. Zur damaligen Methodenkritik s. H. Weigmann, Ueber den Werth der Weizenkleie für die Ernährung des Menschen, in: Landwirthschaftliche Zeitschrift für Westfalen und Lippe 40 (1883), 241-242. Ein Forschungsüberblick findet sich in R. O. Neumann, Die im Kriege 1914-1918 verwendeten und zur Verwendung empfohlenen Brote, Brotersatz- und Brotstreckmittel unter Zugrundelegung eigener experimenteller Untersuchungen. Zugleich eine Darstellung der Brotuntersuchung und der modernen Brotfrage, Berlin 1920. Vergleichende Ausnutzungsversuche von Vollkornbrot und üblichem Brot bietet K. B. Lehmann, Hygienische Untersuchungen über Mehl und Brot. XI. Über die Bedeutung der Schälung und Zermahlung des Getreides für die Ausnutzung (AVEDYK- und Steinmetzverfahren). Nebst einigen Versuchen über die Bedeutung des Weizenmehlzusatzes zum Roggenbrot, in: Archiv für Hygiene 45 (1903), S. 177-211. Als Quintessenz für den Verbraucher bedeutete dies: Obwohl „das Weißbrot zunächst teurer herzustellen ist, als das kleiehaltige Brot, [ergibt sich, daß (U.S.)] wenn man gleichzeitig die Verwertung der Nährstoffe in Rechnung zieht, das Weißbrot, d. h. das aus kleiefreiem Mehle bereitete Brot, das billigste aller Brote ist“ (J. Frentzel, Ernährung und Volksnahrungsmittel. Sechs Vorträge, Leipzig 1900 (Aus Natur und Geisteswelt, Bd. 19), S. 106).
- 11 So der Brotreformer Alfred Kuhnert in Diskussion zum Vortrag des Herrn Röhmann: Ueber den Nährwert des Vollkornbrotes, in: Berliner klinische Wochenschrift 53 (1916), S. 94-97, hier S. 95. Hier fiel auch der gängige Begriff des „Totmahls“ des Mehles (ebenda, S. 95).
- 12 G. Simons, Welches tägliche Brot soll der Haushalt kaufen? Eine Belehrung für Männer!, in: Vegetarische Warte 32 (1899), S. 286-288, hier S. 287.

Viele dieser Argumente wurden während der NS-Zeit mehrheitsfähig, wurden dann auch von der damaligen Wissenschaftselite vertreten. Doch die Entwicklung verlief nicht linear. Das zeigte sich im Ersten Weltkrieg: Das national verordnete „Kriegsbrot“ war aufgrund der hohen Ausmahlung zwar kein reines Vollkorn-, doch zumindest ein Kleienbrot. Die Bevölkerung wandte sich allerdings strikt gegen das vermeintlich „deutsche“ Brot. Viele vertrugen die ballaststoffreiche Kost nicht, Magen- und Darmbeschwerden nahmen deutlich zu, Flatulenz erreichte epidemische Ausmaße. Doch angesichts der insgesamt katastrophalen Ernährungslage war dies nicht dem Vollkornbrot an sich, sondern sicher auch seiner schlechten Herstellung und der allgemeinen Mangelsituation zuzuschreiben. So argumentierten jedenfalls die meisten Ärzte. Seit der Entdeckung der Vitamine im Jahre 1911 wurde zudem bewußter, daß gerade der Getreidekeim überdurchschnittlich viele der neuen geheimnisvollen Stoffe enthält. Doch Vollkornbrot wurde weniger aus gesundheitlichen als vielmehr aus wirtschaftlichen Gründen propagiert. Denn das Deutsche Reich war gerade nach dem Weltkrieg auf Getreideimporte angewiesen. Die deutsche Landwirtschaft war nicht in der Lage, die benötigten Mengen an Weizen zu produzieren. Vollkornbrot konnte da ansatzweise abhelfen, wobei vor allem das Roggenvollkornbrot zu einer Art nationalem Symbol stilisiert wurde. Die Brotfrage verlagerte sich in den 1920er Jahren allerdings von der Brotreform auf Fragen der Qualität und Zukunft des deutschen Roggenbrotes (mit Slogans wie etwa „Der Patriot ißt Roggenbrot“), ehe es sich dann wieder in den 1930er Jahren auf das Vollkornbrot konzentrierte.

2. Der Konsum des Brotes

Um dieses zu verstehen, gilt es, den Brotkonsum näher zu betrachten. Dieser war seit der Mitte des 19. Jahrhunderts relativ regelmäßig um etwa 50 Prozent gestiegen.¹³ Dabei veränderte sich der Roggenverzehr relativ wenig. Dagegen stieg der Weizenverzehr stark an. Wurde 1850 noch mehr als doppelt so viel Roggen- wie Weizenmehl verzehrt, so lag der Verzehr von Weizen 1906 erstmals höher als der von Roggen. Die Entwicklung vom Roggen zum Weizen, vom dunklen zum hellen Brot setzte sich dann jedoch nicht mehr weiter fort, erst nach dem Zweiten Weltkrieg beschleunigte sie sich neuerlich.¹⁴ Zwischen den Weltkriegen gab es ein relatives Gleichge-

13 Genaue Daten finden sich in W. G. Hoffmann/F. Grumbach/H. Hesse, *Das Wachstum der deutschen Wirtschaft seit der Mitte des 19. Jahrhunderts*, Berlin/Heidelberg/New York 1965, S. 622, 624.

14 Das simple Schema Weizen- versus Roggenbrot reicht nicht aus, um die differenzierten Diskussionen der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts einzufangen. So nahm der Anteil des Roggenbrotes am Brotverzehr badischer Arbeiterfamilien schon vor dem Ersten Weltkrieg wieder zu, steigerte sich dann auch in den 1920er und 1930er Jahren. Vgl. die

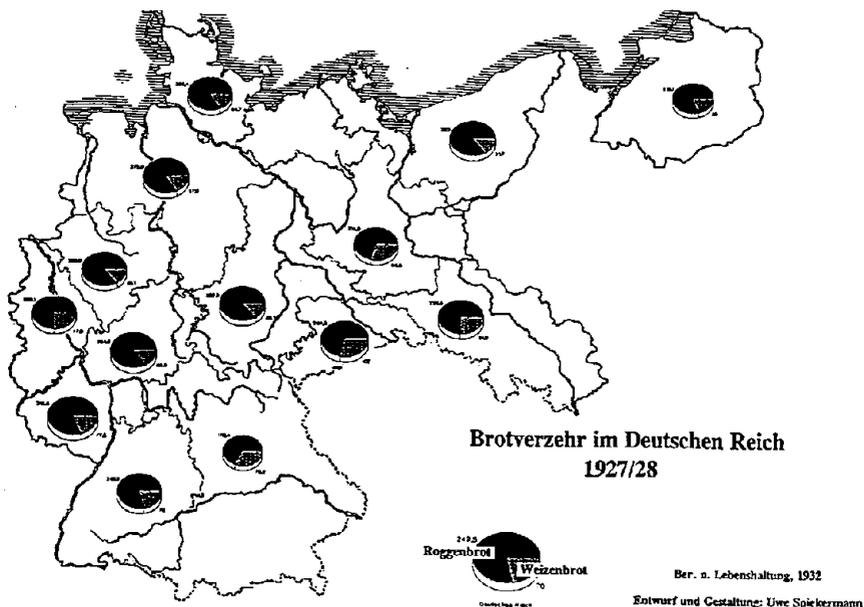
wicht. In der Langzeitperspektive geringe Veränderungen hatten dabei jedoch beachtliche Auswirkungen auf die Agrar- und Konsumpolitik. Die Debatte wurde dabei durch die seit der Jahrhundertwende wieder absolut sinkenden Verzehrdaten verschärft.¹⁵ Wichtig ist, daß die Zahlen der Mitte des 19. Jahrhunderts dennoch erst nach dem Zweiten Weltkrieg unterschritten wurden.¹⁶ Die Diskussion über Weizen und Roggen, über Fein- und Vollkornbrot war demnach weniger statistisch als vielmehr kulturell begründet. Man wollte vielfach eine Abkehr von der Kost vor Beginn der Industrialisierung sehen, sah nicht, daß diese keineswegs so getreidelastig war, wie allgemein behauptet.

Die nationalen Durchschnittswerte verdecken allerdings einen wichtigen Punkt: Der Brotverzehr war im Deutschen Reich regional sehr unterschiedlich (Abb. 2¹⁷).

Daten und Hinweise in U. Spiekermann, Die Ernährung städtischer Arbeiter in Baden an der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert. Monotone Einheit oder integrative Vielheit?, in: Internationale wissenschaftliche Korrespondenz zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung 32 (1996), S. 453-483, hier S. 459-460, 478.

- 15 Hicran schlossen sich seitens der Brotreformer interessante Überlegungen zum Gesamtgefüge der Ernährung an, die insbesondere eine Verbindung zwischen sinkendem Brotverzehr und der steigenden Bedeutung eiweißreicher Beikost, zumal von Eiern, Fleisch und Wurstwaren sahen: „Wir haben Raubbau mit dem Brotgetreide getrieben. Es hat keinen Sinn, daß die Mühlen mit großer Umständlichkeit und hohen Kosten dem Getreide die wertvollsten Bestandteile entziehen, damit die Menschheit sich mit Weißbrot nähren kann. Diese muß die fehlenden Eiweißstoffe durch Fleisch ersetzen, wodurch die ganze Ernährung des Volkes verteuert und schwierig wird“ (S. Steinmetz, Zeitgemäßes Mehl und Brot. Der Grundstein zum Aufbau neuer Volkskraft, Freiburg i.Br. 1917, S. 37). Bemerkenswert ist, daß die Physiologie demnach den Menschen dominiert, daß dessen Handlungsfähigkeit indirekt negiert wird.
- 16 Angesichts dieser Daten erscheint die Argumentation vieler Vorreiter des Vollkornbrotgedankens inhaltlich haltlos, so etwa die Aussage: „So ist auch in der Tat bis vor ca. 80 Jahren bei den meisten Völkern und allen Kulturvölkern der Anteil des Kornes an der Gesamtnahrung der Hauptanteil gewesen, in Europa um 70-80 Prozent. Er hat in diesem Zeitraum in dessen erster Hälfte abgenommen auf kaum 30 Prozent. Wir wissen heute, daß diese Aenderung eine äußerst verhängnisvolle ist“ (W. Kraft, Die Probleme der physiologisch richtigen Brotkorn-Nahrung, in: Schweizerische Medizinische Wochenschrift 21 (1940), S. 913-918, hier S. 913). Es handelt sich aber nicht allein um simple Fehler, sondern immer auch um die Projektion der eigenen Gegenwartsutopien in eine vermeintlich bessere Vergangenheit.
- 17 U. Spiekermann, Regionale Verzehrunterschiede als Problem der Wirtschafts- und Sozialgeschichte. Räume und Strukturen im Deutschen Reich 1900-1940, in: H. J. Teutberg/G. Neumann/A. Wierlacher (Hrsg.), Essen und kulturelle Identität. Europäische Perspektiven, Berlin 1997 (Kulturthema Essen, Bd. 2), S. 247-282, hier S. 256. Dort auch weiterführende quellenkritische Hinweise.

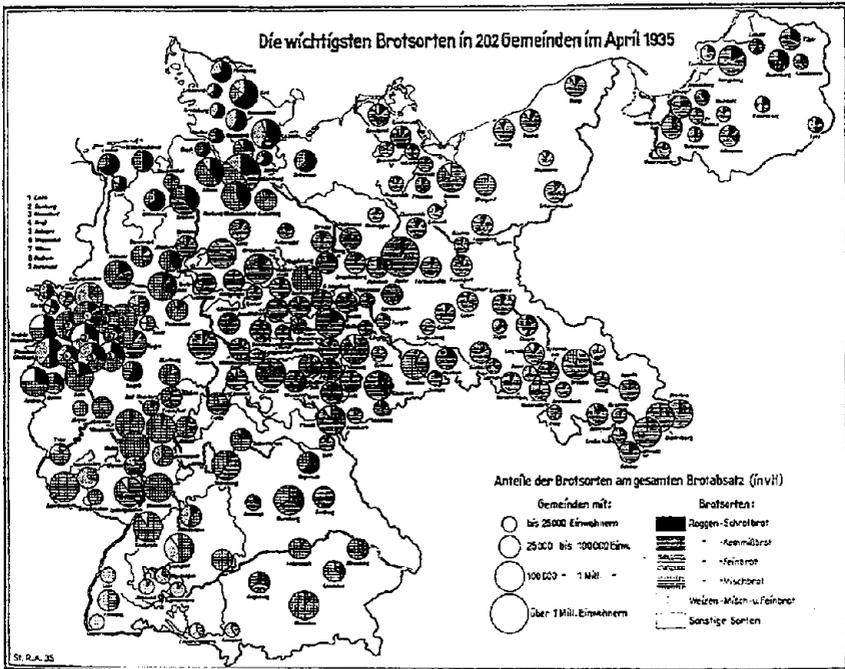
Abb. 2: Brotverzehr im Deutschen Reich 1927/28



Brot war im Deutschen Reich Grundnahrungsmittel, wies vergleichsweise geringe mengenmäßige Verzehrunterschiede auf. Die regionalen Streuungen der Gesamtkategorie Brot waren gering, lagen deutlich unter der aller anderen Lebensmitteln – mit Ausnahme der Produktgruppe Fleisch/Fleischwaren. Das Bild ändert sich jedoch deutlich, blickt man auf die in dieser Karte schon enthaltenen Unterschiede zwischen Roggen- und Weizenbrot. Während im Norden und Westen Deutschlands überproportional Roggenbrot verzehrt wurden, lagen die Weizenbrotwerte Mittel- und insbesondere Süddeutschlands deutlich über dem nationalen Mittel (Abb. 3¹⁸).

18 Brotsorten und Brotpreise in deutschen Städten im April 1935, in: Vierteljahrshefte zur Statistik des Deutschen Reiches 44 (1935), II.115-II.121, hier II.120.

Abb. 3: Die wichtigsten Brotsorten in 202 Gemeinden im April 1935



Mitte der 1930er Jahre lassen sich vier große Verzehrsregionen voneinander scheiden: Da war erstens das nordwestliche Deutschland, welches durch einen in sich gegensätzlichen Verbrauch von dunklem und grobem Schrotbrot einerseits, von helleren und feineren Roggen- und Weizenmischbrot andererseits gekennzeichnet war. Im nördlichen Bayern, in Mittel-, Ost- und Nordostdeutschland überwog dagegen zweitens eindeutig der Verzehr von Roggenfeinbrot. Eine breite Roggenmischbrotregion erstreckte sich drittens vom südlichen Rheinland und der Pfalz über Hessen, Nordbaden und Nordwürttemberg bis nach Südbayern. Und viertens schließlich bildete der südliche Südwesten einen gesonderten Weizenbrotraum.

Brotfragen bildeten daher immer auch Fragen regionaler Identität. Der Anteil von Schwarz- und Vollkornbrot am gesamten Brotverzehr lag 1936 bei nur sechs Prozent.¹⁹ Vollkornbrot war Teil einer regionalen Tradition,

¹⁹ Roggenbrot lag demnach bei 50 Prozent, Mischbrot bei 20 Prozent, Weizenkleingebäck und Weizengroßbrot erreichten 24 Prozent (P. Pelshenke, Ergebnisse neuerer Brotuntersuchungen, in: Aufgaben und Ergebnisse zeitgemäßer Ernährungsforschung, Berichte

seine reichsweite Einführung mußte demnach mit tradierten Kostmustern in Konflikt geraten. Dies zeigt die regionale Verteilung (Tab. 1):

Tab. 1: Regionale Verzehrunterschiede einzelner Brotsorten 1937 (in Prozent)²⁰

Region	Schrotbrot	Roggenbrot	Roggenmischbrot	Weizenmischbrot	Weizenbrot
Bayern	0,7	21,2	76,4	0,4	0,3
Baden	2,7	3,5	10,8	63,4	19,6
Brandenburg	10,2	83,9	1,2	–	4,7
Berlin	7,0	78,0	15,0	–	–
Hessen	4,4	10,2	55,8	29,6	–
Saarpfalz	0,8	25,6	44,0	29,0	0,6
Mitteldeutschland	5,8	87,2	4,6	–	2,4
Niederrhein	29,5	2,8	33,5	20,0	14,2
Rheinland	21,2	6,3	32,6	30,3	9,6
Pommern	2,3	83,7	10,3	1,5	2,2
Schlesien	3,8	79,5	10,4	3,3	3,0
Nordmark	42,4	4,2	40,8	11,8	0,8
Westfalen	10,0	8,8	68,1	8,4	4,7
Württemberg	2,2	7,5	31,0	54,6	4,7

Man sieht: Ein Volk, ein Reich und viele Brote. Doch seit 1933 war der Anteil von Schrot- und insbesondere von Roggenbrot dramatisch zugunsten des Mischbrottes gefallen.²¹ Die NS-Vollkornpolitik stemmte sich dieser Entwicklung entgegen.

3. Die NS-Vollkornbrotspolitik

Die wachsenden Kenntnisse über die Bedeutung der Mineralstoffe und insbesondere der Vitamine hatten in den 1920er und 1930er Jahren gesundheitliche Argumente wesentlich gestärkt, so daß die stärker ökonomische Diskussion über den Weizenverzehr systematisch erweitert werden konnte. Ähnliche Entwicklung finden sich auch im Ausland. Im Deutschen Reich

von der 2. Versammlung der Deutschen Gesellschaft für Ernährungsforschung, Leipzig 1937 (Die Ernährung, Beih. 1), S. 39-45, hier S. 40).

20 Angaben nach J. Hunck, Die Lenkung des Brotverbrauchs, in: Die Rundschau 35 (1938), S. 360-361, hier S. 361 (teils korrigiert).

21 Der relative Anteil von Roggenbrot lag 1935 bei 67 Prozent, 1936 bei 52 Prozent und 1937 bei 45 Prozent (ebenda, S. 361).

kamen seit 1933 jedoch spezifisch deutsche Argumentationsstränge zum Tragen, ohne die die Vollkornbrotspolitik nicht verständlich ist.

Da war erstens die allgemeine Krisenwahrnehmung der Zeit, die in einer wachsenden Verunsicherung über die Lebensmittelqualität mündete. Technik und Kommerz erschienen Wissenschaftlern und einer breiten Öffentlichkeit als Wegbereiter einer allgemeinen Dekadenz, der es nun entgegenzutreten gelte. Der moderne urbane Lebensstil fördere dies, er führe zudem zu spezifisch ungesunden Verhaltensweisen. Die Hektik der Zeit führe zum Schlingen, zur Abkehr vom richtigem Kauen. Die Folge seien zahlreiche ernährungsbedingte Krankheiten. Hier müsse gegengesteuert werden – so die Mehrzahl der Ärzte. Gegen die „Domestikationserscheinungen“²² wurde die Kombination von körperlicher Ertüchtigung und „innere[n] Leibesübungen“²³ durch den Darm in Bewegung bringende Kost gefordert. Die durch Kommerz und Technik hervorgerufene kulturelle Krise sollte durch die Renaturierung des Kulturwesens Mensch zurückgedrängt werden. Das Vordringen des Weizenbrotes galt als Ausdruck von „Feminismus bzw. Verweichlichung“²⁴. Die Vitaminlehre hatte zuvor das männliche Fleisch gegenüber dem weiblichen Obst und Gemüse geschwächt. Nun sollte – ebenfalls gestützt durch die Vitaminlehre – das harte, kernige Vollkornbrot ein männliches Gegenstück bilden, das der Stählung und Abhärtung des Körpers diene.

Ein zweiter, deutlich konkreterer Argumentationsstrang bildete die vermeintliche Zivilisationsseuche Karies, die seit 1933 zu einer intensivierten Schulzahnpflege im Deutschen Reich führte. 1933 wurde die Forrog, die Forschungsgemeinschaft für Roggenbrotforschung, gegründet, die intensive Studien an Ranen und Waisenkindern durchführte.²⁵ Am Gebiß glaubte man die Gesundheit des Einzelnen quasi ablesen zu können. Karies galt als typisches Resultat schlechter Umweltbedingungen. Vollkornbrotverzehr konnte da – gerade bei Kindern und Jugendlichen – präventiv wirken; auch, um Kosten im Gesundheitswesen zu sparen.

Agrar- und Ernährungswissenschaft erforschten in den 1930er Jahren drittens systematisch die mit dem Brotverzehr zusammenhängenden Fragen.²⁶ Das betraf neue Getreidesorten, den Stoffwechsel, die Wirkung der

22 F. Wirz, Brotindustrie und Gesundheitsführung, in: Die Brotindustrie. Internationaler Kongress 1936 Leipzig, Berlin o.J. (1937), S. 84-97, hier S. 92.

23 F. G. M. Wirz, Gesundheitsführung im nationalsozialistischen Staat, in: Ärzteblatt für Mitteldeutschland (1938), S. 319-326, hier S. 325.

24 C. v. Noorden, Alte und neuzeitliche Ernährungsfragen unter Mitberücksichtigung wirtschaftlicher Gesichtspunkte, Wien/Berlin 1931, S. 50.

25 Einen guten Überblick bietet Beiträge zur Brotfrage, Berlin o.J.

26 Zum Hintergrund vgl. U. Spiekermann, Pfade in die Zukunft? Entwicklungslinien der Ernährungswissenschaft im 19. und 20. Jahrhundert, in: G. U. Schönberger/U. Spieker-

Vitamine sowie den Konsum und Gesundheitszustand der Bevölkerung. Zahlreiche frühere Lebensreformer wurden nun zu etablierten Kräften. Das galt besonders für Sachsen, welches ein Zentrum der Lebensreform und seit den 1930er Jahren auch der sog. Neuen Deutschen Heilkunde war.²⁷

Niedergangsszenarien, abnehmende Zahngesundheit und dienstbereite Wissenschaftler verbanden sich in der NS-Gesundheitspolitik. Während in der Weimarer Republik die Gesundheitsfürsorge im Mittelpunkt stand, war es nun die Gesundheitsführung des deutschen Menschen. An die Stelle von Fürsorge trat Vorsorge. Die Gesundheit des Einzelnen wurde in völkischem Zusammenhang gesehen: „Nur der Mensch stellt einen Wert dar, der über eine Leistung verfügt.“²⁸ Die Gesundheitspolitik verband Pflege des völkischen Grundbestandes mit strikter Abgrenzung zu allem „Undeutschen“. Rassenhygiene und Erbpflege standen im Mittelpunkt der Forderungen. Die Ernährung erfüllte in diesem Kontext die Aufgabe, die jeweiligen Anlagen optimal zu nutzen. Der Arzt wurde zum Gärtner, der zwischen Gesundem und Ungesundem mit mörderischer Konsequenz schied.²⁹ Die Ernährung spielte für ihn die Rolle des Düngers. Entsprechend gering achtete man die Konsumfreiheit des Individuums. Dieses sollte zu einer „artgemäße[n] Nahrungs- und Lebensweise“³⁰ angehalten werden. Die Vollkornbrotspolitik zielte auf die Hege des deutschen Menschen als rassisches Ideal.

Gesundheits- und Ernährungsführung waren eng miteinander verwoben. Der moderne „Deutsche“ litt – so glaubte man – am Verlust seines Instinktes, doch „deutsche“ Wissenschaft könne klare Vorgaben geben, um dem Einzelnen eine richtige, dem Volksganzen dienende Ernährungsweise vorzugeben. Natürliche unverfälschte Kost diene der optimalen Ernährung der Angehörigen der Herrenrasse. Brot stand dabei an erster Stelle:

mann (Hrsg.), Die Zukunft der Ernährungswissenschaft, Berlin u. a. 2000, S. 23-46, v. a. S. 30-33.

27 Vgl. etwa M. Lienert, Das Rudolf-Heß-Krankenhaus in Dresden-Johannstadt – Zentrum der Neuen Deutschen Heilkunde im Dritten Reich, in: R. Pommerin (Hrsg.), Dresden unterm Hakenkreuz, Köln/Weimar/Wien 1998, S. 209-226 sowie W. Wutke-Groneberg, Volks- und Naturheilkunde auf „neuen Wegen“. Anmerkungen zum Einbau nicht-schulmedizinischer Heilmethoden in die Nationalsozialistische Medizin, in: Alternative Medizin, Berlin 1983 (Das Argument, Sonderbd. 77), S. 27-50.

28 H. Reiter, Ansprache des Präsidenten bei der 2. Versammlung der Deutschen Gesellschaft für Ernährungsforschung am 8. März 1937, in: Aufgaben und Ergebnisse zeitgemäßer Ernährungsforschung. Berichte von der 2. Versammlung der Deutschen Gesellschaft für Ernährungsforschung, Leipzig 1937 (Die Ernährung, Beih. 1), S. 1-6, hier S. 4.

29 Vgl. zum Hintergrund Volk und Gesundheit. Heilen und Vernichten im Nationalsozialismus, hrsg. v. d. Projektgruppe „Volk und Gesundheit“, Tübingen 1982.

30 [E.] Stuck, Der Reichszahnärztführer über die Brotfrage, in: Beiträge zur Brotfrage, Berlin o.J., S. 5.

„Kehren wir zurück zur Brotform, die Jahrtausende alt ist und die auch heute noch in manchen Landgegenden üblich ist, zu dem gut durchgebackenen echten Vollkornbrot.“³¹

Diese Empfehlungen entsprachen dem politischen und ökonomischen Rahmen.³² Während des Reichsparteitages 1936 wurde der zweite Vierjahresplan verkündet, dessen Hauptziel „Nahrungs- und Wehrfreiheit“ war.³³ Dies bedeutete eine systematische Mobilisierung der deutschen Wirtschaft für die Rüstung, für den Krieg. Im Ernährungssektor bedeutete diese vermehrten Anbau und Erzeugung (Stichwort „Ernährungsschlacht“), den systematischen Einsatz von Technik und Wissenschaft sowie eine Nationalisierung, Regionalisierung und Saisonalisierung der Ernährung (Stichwort „Verbrauchslenkung“).³⁴

Ernährungsführung bedeutet nun nicht, daß mehr Vollkornbrotverzehr durch strikte Vorgaben und rigiden Zwang umgesetzt wurde. Es bedeutet vielmehr den Beginn einer Politik, die unter Chiffren von „Aufklärung“ und „Überzeugung“ vermittelt wurde, die aber mit klaren Erwartungshaltungen verbunden war. Wissenschaft, Partei und Staat gaben vor, der Einzelne hatte sich diesen Vorgaben anzupassen. Der Einzelne sollte aus Einsicht heraus anders essen, um die deutsche Expansionspolitik ökonomisch abzusichern.

-
- 31 C. Heine, Brotfrage und Karies ein nationales Problem des Deutschen Volkes. Med. Diss. Würzburg, Bautzen 1938, S. 108.
- 32 Noch Anfang 1936 plädierte O. Flößner, Aufgaben der Deutschen Ernährungsfor- schung, in: Die Ernährung 1 (1936), S. 12-18, hier S. 15-16 für verbesserte Getreidequali- tät, um den sinkenden Brotverzehr zu stoppen. Dabei dominierte der Blick auf den Weizen, nicht auf ein schmackhaftes (Roggen-)Vollkornbrot.
- 33 Vorausgegangen war eine Tagung der Vertrauensleute für Ernährungsfragen des Haupt- amtes für Volksgesundheitsleute der NSDAP und der Reichsarbeitsgemeinschaft für Volksernährung am 9. und 10. März 1936 in Berlin, auf der die Vollkornfrage gezielt angesprochen wurde (B. Gondolatsch, Vorwort, in: Kampf ums Brot. Stimmen und Zeugnisse zur Vollkornbrotfrage, hrsg. v. Vollkornbrotausschuß, Dresden, Planegg 1939 (LL-Schriftenreihe, Sdrh. 1), S. 3-4, hier 3). Wissenschaft und Politik zogen in der Vollkornbrotfrage bewußt an einem Strang, dienten damit den jeweiligen Interessen der eigenen Klientel.
- 34 Die Konsequenzen thematisiert Der Führer hat gesprochen!, in: Zeitschrift für Volkser- nährung 11 (1936), S. 273-274, hier S. 274. Dort hieß es: „1. Vermehrte Verwendung von Vollkorn- und Mischbrot, da Vollkornbrot für Zähne, Knochen und Körperkonstitu- tion besser als Weißmehl ist. 2. Wöchentlich ein Fischtag, da Fische unbeschränkt in deutschen Gewässern zur Verfügung stehen, und da Fische gesund und nahrhaft sind. 3. Wöchentlich ein vegetarischer Tag. Die vegetarische Kost, einschließlich Milch- und Molkereiprodukte, ist die an allen Nährstoffen, Vitaminen und Nährsalzen reichste Kost, die uns Vollnahrung garantiert und uns gesund und leistungsfähig erhält“ (eben- da).

4. Regionale Anfänge: Das Beispiel Sachsen

Die Vollkornbrotpolitik wurde seit 1936 nicht vom Reichsernährungsministerium vorangetrieben, sondern durch eine Interessengemeinschaft von Partei, Wissenschaft und Wirtschaft: Brotindustrie, Wohlfahrtspflege, die Deutsche Lebensreformbewegung, die Ärzteschaft und insbesondere das Hauptamt für Volksgesundheit der NSDAP. Ihre Aktionen schlossen sich an die strikte Regelung des deutschen Getreide- und Brotmarktes durch den Reichsnährstand an. Dies betraf die Normung der Handelsmehle, die Bewegung für Markenbrote, die Festsetzung einheitlicher Brotgewichte und Kennzeichnungspflichten durch die Brotgesetznovelle 1935 sowie die staatliche Festsetzung des Brotpreises.

Während diese Maßnahmen jedoch auf nationaler Ebene angesiedelt waren, begann die eigentliche Vollkornbrotpolitik in einzelnen Testregionen. Den Anfang machte 1937 der Weizenbrot-Gau Schwaben. Hier griff die NS-Volkswohlfahrt auf die Institutionen staatlicher Bevölkerungspolitik zurück. Kindergärtnerinnen wurden geschult, gaben ihr Wissen wiederum auf Mütterabenden weiter. Auch die Hilfsstelleleiterinnen des 1933 gegründeten Hilfswerkes „Mutter und Kind“ wurden auf Lehrgängen „aufgeklärt“, klärten ihrerseits Schwangere und junge Mütter auf. Dabei zeigte sich rasch ein Problem: Die lokalen Bäcker waren vielfach nicht in der Lage, ein qualitativ ansprechendes Vollkornbrot zu liefern. Vielfach scheiterte man aber auch an den Mühlen, die Vollkornschrot nicht im Angebot hatten. Gleichwohl stellte man im Gau Schwaben die Schulspeisung und die Verpflegung der Kinderheime zeitweise auf Vollkornbrot um und informierte auch die Eltern über Merkblätter, um so „die Gesundheitsführung der gesunden Familien“³⁵ zu gewährleisten.³⁶

Diese Erfahrungen nutzte seit 1938 die sächsische Vollkornbrotaktion, die vom Gauamt für Volksgesundheit initiiert und koordiniert wurde.³⁷ Man verband dabei Ärzte, Gesundheitsverwaltung, Gewerbe und Schulen zu einer Gemeinschaftsinitiative, die „Volksaufklärung und Propaganda“ mit „Schulung und Erziehung“³⁸ verband. Und man knüpfte an Forderungen

35 Eimer, Ref. v. M. Bircher-Benner, Vollkornaktion in Schwaben, Wendepunkt 1938, S. 693ff., in: Hippokrates 10 (1939), S. 188.

36 A. Tölle, Die Mitarbeit der NS.-Volkswohlfahrt auf dem Gebiete der Vollkornbrot-Ernährung, in: NS. Volksdienst 5 (1937/38), S. 275-278.

37 Ihr waren einige empirische Untersuchungen im Rahmen der Reichsberufswettkämpfe vorausgegangen, vgl. H. Wagner, Zahnverhältnisse und Ernährung im Vogtland, Med. Diss. Greifswald, Lengerich o.J.; K. Bräutigam, Untersuchungen bei Stadt- und Landkindern über die Häufigkeit der Zahnkaries in Beziehung zur Broternährung, Med. Diss. Leipzig 1936.

38 Beide Zitate nach F. G. M. Wirz, Die Entfaltung des Vollkornbrotgedankens in und außer Deutschland, in: Gemeinschaftsverpflegung (1944), S. 195-197, hier S. 195.

gen sächsischer Wissenschaftler an, wie des früheren Direktors des Deutschen Hygiene-Museums in Dresden Martin Vogel oder aber Arthur Scheunert, dessen Leipziger Forschungen die Vitamin- und Vollkornbrotfrage wesentlich popularisierten.³⁹

Am Beginn stand nun die systematische Schulung der Bäcker und Müller, um das Angebot zu garantieren. Vollkornbrotpolitik bedeutete auch Mobilisierung von Industrie und Gewerbe für die strategischen Ziele des Regimes. Zwischen Februar und April 1939 fanden in zehn sächsischen Innungen sog. Brotwettstreite statt, über die regelmäßig in der Presse berichtet wurde und die mit öffentlichen Feiern verbunden waren (Abb. 4).⁴⁰

Abb. 4: Geschmückter Festraum in Borna 1939⁴¹



Die Brote wurden durch das Berliner Institut für Bäckerei sowie zusätzlich vor Ort (Abb. 5⁴²) kontrolliert, Preise als Anreiz ausgesetzt. Dabei zeigten sich Differenzen zwischen vereinheitlichten Vorgaben des Münchener Hauptamtes für Volksgesundheit und den sächsischen Bäckern über die Art des Brotbackens.

39 Vgl. etwa Brotindustrie (Anm. 22); M. Vogel, Welches Brot soll der Zuckerkranke essen?, in: Die Ernährung 3 (1933), S. 218-220; A. Scheunert, Unser täglich Brot. Festrede, gehalten zur Gründungsfeier der Universität Leipzig, am 6. Juli 1929, in: Die Medizinische Welt 3 (1929), S. 1488-1490, S. 1522-1524.

40 Vgl. den Überblick bei K. Hempel, Leistungssteigerung im Bäckerhandwerk. Brotwettstreite innerhalb von 10 Innungen im Februar, März und April 1939, in: Leipziger Fachzeitung für Bäcker und Konditoren (= LFBK) 51 (1939), S. 31-32.

41 Der Backwettstreit in Borna, in: LFBK 51 (1939), S. 123.

42 Durch Können zur Leistung!, in: LFBK 51 (1939), S. 112.

Abb. 5: Brotkontrolle in Mittweida 1939



Die Sachsen setzten schließlich ihre regional übliche Form der Sauerteigführung als Bewertungsmaßstab durch.⁴³ Es sollte sächsisches Vollkornbrot gebacken werden, nicht ein einheitliches Vollkornbrot. Parallel startete Mai 1939 eine systematische Schulung in der Bäckerschule in Helmsdorf, die kostenlos war.⁴⁴

Neu entwickelt wurde auch eine eigene Marke für Vollkornbrot, mit der gezielt geworben werden konnte.⁴⁵ Nach erfolgreicher Schulung waren die Bäckermeister befugt, Vollkornbrot zu backen und dafür mit neuen Werbematerialien des Gauamtes für Volksgesundheit zu werben.⁴⁶ Bis Mai 1940 hatte man so eine funktionierende Gewerbe- und Absatzstruktur geschaffen, wodurch der Konsum von Vollkornbrot in Sachsen deutlich zunahm.⁴⁷ Erfolgreich gab es aber auch im Reich, die allgemeine Propaganda

43 Vgl. Erster sächsischer Obermeistertag 1939 in Helmsdorf, in: LFBK 51 (1939), S. 121-122, hier S. 121; Brotbackwettbewerb und Gebäckschau in Pirna, in: LFBK 51 (1939), S. 196-197, hier S. 196. Das extern propagierte Schaumsauerverfahren wurde abgelehnt, da es zu Neuinvestitionen geführt hätte. Deutlich hieß es auf der Innungsversammlung, „daß man sich nicht gegen die Herstellung eines Vollkornbrot wende, daß man sich nur nicht vorschreiben lassen wolle, wie es herzustellen sei“. Reichsinnungsmeister Größer sprach in Leipzig in der Innungsversammlung, in: LFBK 51 (1939), S. 277.

44 K. Joram, Vollkornbrot-Schulung, in: LFBK 51 (1939), S. 265; Vollkornbrot-Schulung in Sachsen, in: LFBK 52 (1940), S. 15-16, 19-20, hier S. 15.

45 Qualitätssicherung für Vollkornbrot in Sachsen, in: Mehl und Brot (= MuB) 39 (1939), S. 633.

46 Die Vollkornbrot-Aktion. Das sächsische Bäckerhandwerk steht im Zeichen der Vollkornbrotaktion, in: LFBK 51 (1939), S. 483.

47 Details enthält Bericht über die Arbeitstagung Vollkornbrot am 17. Mai 1940, in: Hippokrates 11 (1940), S. 640. Der Getreidewirtschaftsverband Sachsen meldete etwa, daß der Absatz von Roggenbrot von 3759 dz im Januar 1939 auf 5731 dz im

griff. Die Berichterstatter der Nürnberger Gesellschaft für Konsumforschung sprachen schon 1938 von zunehmendem Vollkornbrotverzehr.⁴⁸ Auch das Kommissbrot der Wehrmacht ebnete dem Vollkornbrot den Weg.⁴⁹ Andere Daten bestätigen diese Einschätzungen (Tab. 2).

Tab. 2: Relative Anteile des Schwarz- und Schrotbrotverbrauchs in Deutschland 1937 und 1939 (Prozent des gesamten Brotverbrauchs)⁵⁰

Region (Gau)	1937	1939
Bayern	0,7	1,5
Baden	2,7	4,4
Brandenburg	10,2	11,1
Hessen	4,4	3,2
Saarpfalz	0,8	8,8
Mitteldeutschland	5,8	4,7 (Sachsen-Anhalt) 4,2 (Sachsen) 11,2 (Thüringen)
Niederrhein	29,5	34,7
Rheinland	21,2	23,1
Pommern	2,3	5,2
Schlesien	3,8	13,0
Nordmark	42,4	40,0
Westfalen	10,0	16,2
Württemberg	2,2	4,1

der Absatz von Roggenbackschrot von 3759 dz im Januar 1939 auf 5731 dz im März 1939 gestiegen sei. W. Wegener, Die internationale Entwicklung im Brotverzehr, in: MuB 39 (1939), S. 561-562.

- 48 Über Berlin hieß es: „Mit der Zunahme der Bewegung für Reformernährung und der allmählich um sich greifenden Aufklärung von ärztlicher Seite (auch seitens der Zahnärzte!) gewinnt das Schwarzbrot bzw. Vollkorn- oder Hartbrot steigende Bedeutung. Es gibt zahlreiche Haushaltungen, in denen ein anderes Brot überhaupt nicht mehr auf den Tisch kommt.“ Für Köthen: „Das Interesse an einer zweckmäßigen Ernährung hat schon seit Jahren eine Abwanderung vom normalen Roggenbrot zum Roggenschrotbrot, besonders in der Form des Steinmetzbrottes und ähnlicher Marken bewirkt“ (Brot im Spiegel der Verbrauchermeinungen, in: Die Deutsche Fertigware 10, T. B (1938), S. 79-82, hier S. 81).
- 49 Ebenda, 82. Für einen differenzierter Blick auf die Ernährungssituation vgl. Deutschland-Berichte der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands (Sopade) 1934-1940, Bd. 6, Paris 1939 (Reprint Salzhäusen, Frankfurt a. M. 1980), v. a. S. 624-642. Dort wird insbesondere über die mangelnde Qualität des Brotes und über die Schwierigkeiten beim täglichen Einkauf berichtet. Vollkornbrot wurde hier nicht gesondert thematisiert.
- 50 Zusammengestellt n. Hunck, Lenkung (Anm. 20), S. 361; P. Pelschenke, Besonderheiten der Vollkornbröte in den einzelnen Gauen Großdeutschlands, in: ders. (Hrsg.), Vollkornbrot. Herstellung und Anerkennung, 2. erw. Aufl., Berlin 1940, S. 53-58, hier S. 54. Ausgewiesen wurden hier auch Ergebnisse für Niedersachsen (29,9 Prozent), für die Ostmark (4,0 Prozent), Ostpreußen (27,1 Prozent) sowie das Sudetengau (2,0 Prozent).

Abgesehen von Hessen und der Nordmark lassen sich in allen vergleichbaren Regionen steigende Anteilsziffern des Schrot- und Schwarzbrot feststellen. Der Weizenkonsum sank leicht, der Roggenkonsum blieb etwa gleich.⁵¹

5. Nationale Umsetzung: Der Reichsvollkornbrotausschuß und seine Arbeit

1939 wurde die Vollkornbrotspolitik dann reichsweit institutionalisiert. Sie war nicht allein ökonomisch und gesundheitspolitisch motiviert, sondern zugleich Vorbereitung auf eine kriegsgemäße Ernährung. Entsprechend stand nicht allein die Verbraucheraufklärung im Mittelpunkt der Arbeit des im Sommer 1939 gegründeten Reichsvollkornbrotausschusses.⁵² Statt dessen konzentrierte er sich anfangs auf die Normierung und Kontrolle des Vollkornbrot, setzte auf konsequente Schulung der Bäckermeister und Brotproduzenten.⁵³ Das Ziel war ehrgeizig: Der Anteil des Vollkornbrot sollte von 13 auf ca. 30 Prozent gesteigert werden, auch Märgen von 50 Prozent wurden genannt.⁵⁴ Während deutsche Truppen Polen überfielen, im Reich ein umfassendes, auch Brot umgreifendes Rationierungssystem eingerichtet wurde⁵⁵, führte der Ausschuß einen Feldzug für die Volksgesundheit. Bezeichnend war, daß die Ausgegrenzten der Gesellschaft, die noch wenigen Fremdarbeiter und die Juden über das Kartensystem vom

51 Lokale Untersuchungen, wie etwa G. Lemmel, Weshalb wird so wenig Vollkornbrot verzehrt?, in: Die Ernährung 4 (1939), S. 13-20, präzisierten das Konsumverhalten, legten dabei eine langsame Gewöhnung der Bevölkerung an erst kleinere, dann zunehmend umfangreichere Portionen Vollkornbrot nahe.

52 Vgl. W. Matthias, Warum Vollkornbrot?, in: Nahrung und Genuß (1939/40), S. 24.

53 Entsprechend hieß es in der ersten offiziellen Verlautbarung Ende August 1939, der Ausschuß sei gegründet worden, um „alle Möglichkeiten und Voraussetzungen zur Herstellung eines guten Roggenbrot aus voll vermahlenem Roggen in die Wege zu leiten...“ Vollkornbrotausschuß, in: MuB 39 (1939), S. 559. Gemäß dem Prinzip der Ernährungs- und Gesundheitsführung – 1939 war schließlich das Jahr der Gesundheitspflicht – bestand er aus Vertretern der Gewerbe- und Berufsorganisationen, der NSDAP, der Deutschen Arbeitsfront und verschiedener Ministerien. Federführend blieb das Hauptamt für Volksgesundheit der NSDAP. Aus seinen Reihen kam auch der Vorsitzende Prof. Dr. Franz Wirz.

54 W. Matthias, Brot aus vollem Schrot und Korn, in: Nahrung und Genuß (1939/40), S. 35; C. Tropp, Verträglichkeits- und Ausnützungsversuche von Vollkornbrot und Kommißbrot bei Gesunden und Magenkranken, in: Die Ernährung 6 (1941), S. 77-81, S. 108-119, hier 79.

55 Vgl. hierzu U. Spiekermann, Rationalisierung, Leistungssteigerung und „Gesundung“: Der Handel in Deutschland zwischen den Weltkriegen, in: M. Haverkamp/H. J. Teuteberg (Hrsg.), Unterm Strich. Von der Winkelkrämerei zum E-Commerce, Bramsche 2000, S. 191-210, v. a. S. 209-210.

Vollkornbrotbezug abgeschnitten wurden. Dieses war das Brot der herrschenden Rasse – zumindest nach Meinung der Propagandisten.

Der Reichsvollkornbrotausschuß, dessen Berliner Geschäftsstelle binnen kurzem fast 100 Mitarbeiter beschäftigte⁵⁶, begann mit der Normierung des Begriffs Vollkornbrot, regelte die Backtechnik und die Verkaufsmodalitäten.⁵⁷ Der Verkauf wurde an Bedingungen geknüpft. Das Vollkornbrot jedes einzelnen Herstellers wurde in Berlin untersucht. Im Falle eines positiven Bescheides erhielt der Hersteller zum einen Werbeplakate, zum anderen die Gütemarke des Ausschusses. Die Brotkontrolle wurde mehrmals jährlich wiederholt, einheitliche Qualität so gewährleistet.⁵⁸

Die Brothersteller wurden parallel gezielt geschult. Im November 1939 begannen erste Kurse in den typischen Weizenbrotregionen des Großdeutschen Reiches. Bis Januar 1940 hatte es erste Kurse im gesamten Reichsgebiet gegeben.⁵⁹ Nach den Erfahrungen in Sachsen konzentrierten sich die Schulungen auf die jeweiligen regionalen Vollkornbrote. Da gab es Rheinisches, Hamburger, Oldenburger, Münsterländer und ostpreussisches Schwarzbrot, Pumpnickel oder gegerstetes Schrotbrot, zudem zahlreiche Spezialbrote. Die regionale Orientierung der Reichsvollkornpolitik blieb auch bestehen als schließlich allgemeine Vollkorngebäcke integriert wurden.⁶⁰

Das Ergebnis dieser Politik war beachtlich. Während Ende 1939 nur 2420, d. h. 1,25 Prozent der deutschen Bäcker anerkanntes Vollkornbrot herstellten, stieg diese Zahl bis Ende 1940 auf 12.959, lag Anfang Oktober 1941 bei 22.903 und erreichte im Jahre 1943 mit 27.454 Herstellern

56 Nach Wirz, Entfaltung (Anm. 38), 196 waren es 96 Personen. Bis 1943 sank diese Zahl auf 25.

57 In der Anordnung der Hauptvereinigung der deutschen Getreide- und Futtermittelwirtschaft vom 18.12.1939 hieß es: „Vollkornbrot wird hergestellt aus Mehlerzeugnissen des Roggens oder Weizens oder aus Mischungen von beiden, die alle Bestandteile des gereinigten ungeschälten Getreidekorns einschließlich des Keimes oder bei Naßschälung nur von der Fruchtschale befreiten Getreidekorns enthalten“ Zit. n. W. Matthias, Das Vollkornbrot und seine Anerkennung, in: Nahrung und Genuß (1939/40), S. 38.

58 Vgl. Richtlinien des Reichsvollkornbrotausschusses, in: MuB 39 (1939), 716. Zur Kontrolle vgl. P. Pelschenke, Was lehren die ersten Vollkornbrotuntersuchungen?, in: MuB 40 (1940), S. 13-15; H. Thaler, Die Prüfung des Vollkornbrottes, in: Deutsche Zahnärztliche Wochenschrift 44 (1941), S. 164-166; So wird Vollkornbrot untersucht. Aus dem Forschungsinstitut der Deutschen Lebensmittelreform, EV, Dresden, in: LFBK 52 (1940), S. 257.

59 Vgl. Vollkornbrot-Schulung, in: MuB 39 (1939), S. 655; W. Matthias, Brot aus vollem Schrot und Korn, in: Nahrung und Genuß (1939/40), S. 35. Die Schulungen wurden vom Fachamt „Nahrung und Genuß“, der Fachgruppe Brotindustrie und dem Institut für Bäckerei in Berlin durchgeführt.

60 Dallmann, Vollkornkleingebäck und Vollkornfrüchtebrot im Rahmen der Reichsvollkornbrotaktion, in: MuB 40 (1940), S. 86-87; W. Matthias, Der Wert des Vollkornkekkes, in: MuB 41 (1941), S. 190-191.

schließlich einen Anteil von 22,8 Prozent.⁶¹ Grund dieses Wachstums waren auch die gegenüber anderem Brot leicht höheren Gewinnspannen.

Neben die Schulung trat ein modernes Marketing, erkennbar insbesondere an der Systematik, Breite und Einheitlichkeit der Maßnahmen. Eine Reichsgütemarke wurde festgelegt, Symbol des deutschen Vollkornbrot war seit Dezember 1939 die Lebensrune.⁶² Das „deutsche“ Produkt wurde positiv gekennzeichnet, parallel begann in Polen mit der Einführung des Judensterns eine negative Kennzeichnung der „Undeutschen“ (Abb. 6).

Abb. 6: Gütemarke des Reichsvollkornbrotausschusses⁶³



Die Marke bestand aus einem Bildzeichen, verwies aber zugleich auf die „Volksgesundheit“.⁶⁴ Dies wurde ergänzt durch den Slogan „Vollkornbrot ist besser und gesünder!“ Seit Juli 1940 gab es parallel einen einheitlichen Namenszug für Vollkornbrot⁶⁵, reichsweit wurde mit gleichen Diapositiven und Plakaten geworben.⁶⁶ Diese verschiedenen Aktivitäten mündeten in

61 Angaben n. Sitzung des Reichsvollkornbrotausschusses, in: MuB 41 (1941), S. 441; Wirz, Entfaltung (Anm. 38), S. 196.

62 Lebensrune als Gütemarke, in: MuB 40 (1940), S. 612.

63 J. Lemmerz, Begriff, Anerkennung und Gütemarke bei Vollkornbrot, in: Pelshenke (Hrsg.), Vollkornbrot (Anm. 51) S. 11-14, hier S. 14.

64 Die Lebensrune wurde zum Signum für den Reichsgesundheits-Prüfungs- und Beratungsdienst zur Förderung und Erzeugung gesundheitlich wichtiger Lebensgüter, der schließlich bei mehr als 150 Produkten diese Marke zuließ. Darunter waren allerdings auch vielfach „Austauschstoffe“, v. a. im Eiweißsektor.

65 Namenszug von Vollkornbrot, in: MuB 40 (1940), S. 366.

66 Dia-Positivwerbung für Vollkornbrot, in: MuB 40 (1940), S. 427.

eine jährliche Werbeweche im Oktober, die mit dem Erntedankfest verbunden war. Läden und Schaufenster wurden einschlägig geschmückt.⁶⁷ Film, Rundfunk und Presse wurden in den Dienst der Vollkornbrotspolitik gestellt, Wanderausstellungen, wie etwa die in 1941 in Köln gestartete Ausstellung „Das gute Brot“, verbreiteten die zentralen Botschaften.⁶⁸ Auch Werbefilme wurden gedreht und eingesetzt.⁶⁹

Doch die Resultate waren nicht so glanzvoll, wie dieses Maßnahmenbündel hätte erwarten lassen.⁷⁰ Die Ursachen lagen zum einen in der nach wie vor geringen Verfügbarkeit von Vollkornbrot, die durch die Schulungen nicht schnell genug gesteigert werden konnte.⁷¹ Zum anderen aber war die Werbung zu kognitiv ausgerichtet. Warenkunde⁷² und vermeintliche Gesundheitsvorteile⁷³ dominierten. Vollkornbrot galt vielfach als eine spezifische Kriegsmaßnahme, vergleichbar etwa mit der staatlichen Vitaminspolitik.⁷⁴ Im Feldzug für die Volksgesundheit wurden Terraingewinne erzielt, doch an Sieg war realistisch nicht zu denken.

Der Reichsvollkornbrotausschuß reagierte auf die verschiedenen Probleme mit umfassenden Werbe- und Aufklärungsmaßnahmen, die auch und gerade Multiplikatoren umfaßte.⁷⁵ Zugleich setzte man seit März 1940 auf

67 Vgl. etwa die Abbildung in „Bildberichterstatlerin“ im „Dritten Reich“. Fotografien aus den Jahren 1937 bis 1944 von Liselotte Purper, Berlin 1997 (DHM Magazin, H. 20), S. 43.

68 Vgl. Vollkornbrot-Werbeweche vom 6. bis 13. Oktober 1940, in: MuB 40 (1940), S. 462; Reichsvollkornwoche, in: MuB 41 (1941), S. 413 sowie Ausstellung „Das gute Brot“ in Köln eröffnet, in: MuB 41 (1941), S. 425.

69 Beiratssitzung der Fachgruppe am 27. Februar 1941, in: MuB 41 (1941), S. 106-107; Sitzung des Reichsvollkornbrotausschusses, in: MuB 41 (1941), S. 441.

70 W. Matthias, Noch mehr Verständnis für Vollkornbrot!, in: MuB 40 (1940), S. 226-227, hier S. 226.

71 Deutliche Reserven bestanden selbst in der Brotindustrie, deren technische Voraussetzungen für Vollkornbrote am Besten geeignet waren. Vgl. Anmeldung zur Vollkornbrotaktion, in: MuB 40 (1940), S. 102.

72 Aufklärung über Vollkornbrot, in: MuB 39 (1939), S. 649.

73 Vgl. etwa F. Vergin, Die biologische Bedeutung des Verzehrs von Vollkornbrot, in: Nahrung und Genuß (1939/40), S. 46; W. Klußmann, Warum Vollkornbrot?, in: Die Rundschau 37 (1940), S. 275-276; F. Fischler, Warum Vollkornbrot?, in: Die Umschau 44 (1940), S. 599-600; E. Eckstein, Das Nahrungsmittel Brot, in: Hippokrates 11, (1940), S. 217-223.

74 Entsprechend gab es fortgesetzte Grundlagenforschung, vgl. etwa A. Herrmann, Vergleichende Untersuchungen über den Einfluß des frischgebackenen und des gelagerten Vollkornbrotes auf den Glykogengehalt der Leber, Med. Diss. Berlin o.J. (1942). Sie war Teil einer umfassenden Analyse der Auswirkung der Kriegsernährung auf den Gesundheits-, d. h. Leistungszustand. Hier sind insbesondere die Namen von Adolf Bickel und Heinrich Kraut zu nennen.

75 Das galt einmal für die fachliche Schulung. Vgl. etwa K. Bablok, Vollkornbrotfehler, in: MuB 40 (1940), S. 38-39; Pelshenke (Hrsg.), Vollkornbrot (Anm. 51); K. Niebisch, Teilen und Formen der Vollkornbrotteige, in: MuB 40 (1940), 52-54; Zur Werbung der Zahnärzte vgl. H. Gebhardt, Die zahnärztliche Vollkornbrot-Werbung, in: Deutsche

eine von Beginn an geplante Regionalisierung.⁷⁶ Neben den Reichsausschuß traten ähnlich zusammengesetzte Gauvollkornausschüsse. Die Reichsinstanzen sollten den Rahmen setzen, der Erfolg aber durch regionale Anstrengungen erreicht werden.⁷⁷ Die Gauausschüsse waren ähnlich zusammengesetzt wie der Reichsausschuß, ihre Leitung übernahmen in der Regel Ärzte des Hauptamtes für Volksgesundheit der NSDAP. Vielfach waren die Ausschüsse in Krankenhäusern beheimatet – in Sachsen war es das Dresdener Hygiene-Museum. Die Aufgabe der Regionalinstanzen bestand in regionaler Werbung und auch der Pflege regionaler Vollkornbrotsorten.⁷⁸ Die tradierten Unterschiede wurden, insbesondere in den traditionellen Schrotbrotregionen, bewußt gepflegt. Parallel begann eine Dezentralisierung der Untersuchungs- und Kontrollaufgaben, in die nun zahlreiche Hygienische Institute in der Region eingebunden wurden.

6. Europäisierung und Ausgrenzung

Die Konzentration auf Fragen regionaler und nationaler Deutungen und Praktiken zwingt zu einer bewußt enger Präsentation der NS-Vollkornbrotpolitik.⁷⁹ Besondere Bedeutung gewinnt dann jedoch die äußere Dynamik der Vollkornbrotpolitik, die zunehmend auch über die Grenzen des Großdeutschen Reiches hinausgriff. Schon im August 1940 erlaubte der Reichsausschuß die Produktion in Krakau, um „den berechtigten Wünschen der im Generalgouvernement beschäftigten Reichsdeutschen nachzukommen“⁸⁰. Vollkornbrot wurde zum Symbol des Deutschen, zum Symbol einer siegreichen Rasse. Ende 1941 wurden im Reichsprotectorat Böhmen und Mähren, dann in den Niederlanden, im Warthegau, schließlich in Nordfrankreich und – nach einer schlechten Getreideernte 1942/43 – auch in Bulgarien Vollkornbrotausschüsse nach deutschem Vorbild eingerichtet.⁸¹

Zahnärztliche Wochenschrift 44 (1941), S. 354-355. Wissenschaftler wurden etwa durch Preisausschreiben angesprochen (Preisausschreiben des Reichsvollkornbrotausschusses, in: Hippokrates 14 (1943), S. 126. Im Preiskomitee saßen: Abderhalden, Kaufmann, Eufinger, Scheunert und Stepp).

76 Vollkornbrotausschüsse in den Bezirken und Kreisen, in: MuB 40 (1940), S. 102. Diese orientierte sich teils an den Geschäftsstellen des Hauptamtes für Volksgesundheit.

77 Namen und Standorte finden sich in Die Gausachbearbeiter für die Vollkornbrotaktion, in: MuB 40 (1940), S. 174, 189, 212.

78 Vgl. P. Pelshenke, Arten und Eigenschaften des deutschen Vollkornbrotes, in: Vollkornbrot. Wissenschaftliche Beiträge zur Vollkornbrotfrage, Leipzig 1942 (Die Ernährung, Beih. 10), S. 4-9.

79 Nähere Informationen zur Jugenderziehung, zur Gemeinschafts- und der Krankenverpflegung finden sich in Spiekermann, Vollkorn (Anm. 3).

80 Krakauer Brotfabrik nimmt Vollkornbrotherstellung auf, in: MuB 40 (1940), S. 395.

81 Vgl. Vollkornbrotaktion im Protectorat, in: MuB 41 (1941), S. 540; Vollkornbrotaktion jetzt auch in den Niederlanden und im Protectorat Böhmen und Mähren, in: MuB 42

Stolz hieß es: „Der deutsche Vollkornbrotgedanke sei bereits zu einem europäischen geworden.“⁸² In den Niederlanden, einer traditionellen Schrotbrotregion, meldeten sich bis 1942 ca. 4000, d. h. ca. 40 Prozent aller Hersteller beim Vollkornbrotausschuß.⁸³ Das Vollkornbrot besaß im deutsch beherrschten Europa eine klare Funktion. Es symbolisierte die Idealnahrung des herrschenden Volkes, an der genehme Vasallen und rassistisch akzeptable Völker partizipieren konnten.

7. Versorgungsprobleme, schwindende Qualität und Scheitern

Diese Politik traf jedoch auf Widerwillen und erreichte in der zweiten Kriegshälfte klare Grenzen. „Normalverbraucher“ litten seit Kriegsbeginn unter einem „spürbaren Mangel an regelmäßig verfügbaren, frei wählbaren und quantitativ ausreichenden Nahrungsgütern des täglichen Bedarfs“⁸⁴. Die „politischen Rationen“ orientierten sich an der Arbeitsleistung des Einzelnen, fett- und eiweißreiche Lebensmittel wurden seltener. Beim Brot wurde der Roggenanteil systematisch erhöht, parallel der Ausmahlungsgrad gesteigert.⁸⁵ „Der Versuch, dem traditionell höheren Anteil weißer Brotsorten in historischen Ernährungslandschaften Deutschlands Rechnung zu tragen, scheiterte 1942/43, so daß den beiden ursprünglich einzigen Weißbrotzonen des Landes, Baden und Württemberg, fortab das reichseinheitliche Schwarzbrot zugeteilt wurde. Ab November 1944 galten Weizenerzeugnisse als Krankennahrung und wurden einem noch strikteren Zuteilungssystem unterworfen.“⁸⁶

Die schlechte Versorgungslage schlug auch auf das Vollkornbrot durch, welches seit April 1942 nicht mehr nur aus Vollkornseht bestand.⁸⁷ Das

(1942), S. 67-68. Dort hieß es: „Er [der Vollkornbrotausschuß (US)] hat die Aufgabe, für die im Protektorat lebenden Deutschen das Vollkornbrot einzuführen“ (ebenda, S. 68); Vollkornbrot auch im Warthegau, in: MuB 42 (1942), S. 407; Vollkornbrotaktion in Holland, in: MuB 43 (1943), S. 117; Wirz, Entfaltung (Anm. 38), S. 196.

82 Sitzung des Reichsvollkornbrotausschusses, in: MuB 41 (1941), S. 441.

83 Vollkornbrot in den Niederlanden, in: MuB 42 (1942), S. 263.

84 U. Kluge, Kriegs- und Mangelernährung im Nationalsozialismus, in: Beiträge zur historischen Sozialkunde 15 (1985), S. 67-73, hier S. 67.

85 Vgl. allgemein K. Zschimdt, Wir brauchen Qualitätsbrot!, in: MuB 42 (1942), S. 347-348. Die geringste Ausmahlung besaß nun Weizenmehl Type 1050.

86 Kluge, Kriegsernährung (Anm. 86), S. 70.

87 Was ist künftig bei der Herstellung von Brot zu beachten?, in: MuB 42 (1942), S. 139: „Vollkornbrot ist in folgenden Zusammensetzungen herzustellen: Roggenvollkornbrot aus 2 Teilen Roggenvollkornschrot und 1 Teil Brotmehl Type 2800, Vollkornmischbrot aus 1 Teil Roggenvollkornschrot, 1 Teil Weizenvollkornschrot und 1 Teil Brotmehl Type 2800, Weizenvollkornbrot aus 2 Teilen Weizenvollkornschrot und 1 Teil Brotmehl Type 2800. Zusätze von Backhilfsmitteln, Konservierungsmitteln, Färbungs- oder Süßungsmitteln sind unzulässig.“ Näheres enthält K. Fuchs, Die Herstellung von Vollkornbrot mit Brotmehlbeimischung, in: MuB 42 (1942), S. 177-178.

Qualitätsprodukt Vollkornbrot konnte nicht mehr in gewünschter Güte geliefert werden. Die befürchtete Mißernte 1942/43 ließ dann die Dämme vollends brechen. Ab September 1942 fiel der Schrotanteil auf 45 Prozent, die Qualität des Brotes sank entsprechend.⁸⁸ In der Propaganda jedoch sprach man weiter von der Erfolge der Schulung. Noch 1944 hieß es:

„Diese Brotprüfungen, die im ganzen Reich durchgeführt werden, tragen mit dazu bei, daß sich unser Brot in der Qualität laufend verbessert und auch kleine Schönheitsfehler abgestellt werden.“⁸⁹

Eine wesentliche Konsequenz aus der abnehmenden Brotqualität war, daß vermehrt Vollkornspeisen propagiert wurden.⁹⁰ Sie wurden Bestandteil insbesondere der Gemeinschaftsverpflegung, wurden der Hausfrau in zahlreichen Rezeptvorschlägen und Kochbüchern nahe gebracht.⁹¹ Frischkornbreie wurden propagiert, etwa das 1943/44 entwickelte Kollath-Frühstück.⁹² Die Kombination von frisch geschrotetem Getreide und deutschem Obst ergab eine schmackhafte und zeitgemäße Speise. Im Brei und Mus fand die Renaturierung der deutschen Ernährung eine paradoxe und doch logische Erfüllung.

Die Imperative der Vollkornbrotspolitik wurden nicht klaglos hingenommen, die Essenden aßen vielfach mangels Alternative und aus Zwang. Man sah im Vollkornbrot ein Ersatzlebensmittel, welches nach dem Endsieg „wieder weitgehend verschwinden werde.“⁹³ Klagen über mangelnde Qualität und Mindergewichte führten spätestens seit 1942 zu erheblicher Unruhe.⁹⁴ Die Verantwortlichen wußten um die Klagen, setzten dagegen

88 Die Backwarenverordnung lautete nun: „Vollkornbrot ist in folgenden Zusammensetzungen herzustellen: Roggenvollkornbrot aus 45 Hundertteilen Roggenvollkornschrot und 55 Hundertteilen Brotmehl Type 2800, Weizenvollkornbrot aus 45 Hundertteilen Weizenvollkornschrot und 55 Hundertteilen Brotmehl Type 2800.“

89 B Nadolni, Wo das Brot sein Zeugnis bekommt... Brotprüfungen am laufenden Bande, in: Gemeinschaftsverpflegung (1944), S. 98. Vgl. demgegenüber aber P. Waenti, Untersuchung von Backwaren, in: Deutsche Lebensmittel-Rundschau (1943), S. 94-97, der bestehende Probleme ansprach. Das gilt auch für M. Vogel, Der Wassergehalt von Brot und Mehl, in: Deutsche Medizinische Wochenschrift 69 (1943), S. 257-258.

90 Ein Plädoyer für Vollkorn findet sich schon bei Kraft, Probleme (Anm. 16), S. 916-917.

91 Vgl. etwa das Plädoyer für Grützen und Breie in C. Tropp, Vitamin B1 in den Getreidefrüchten, in: Volksernährung und Kochwissenschaft 19 (1944), S. 143-144 sowie E. Schiedung, Vollkorn. Aus der Geschichte des Getreides, in: Gemeinschaftsverpflegung (1944), S. 131-133.

92 Vgl. hierzu U. Spiekermann, Der Naturwissenschaftler als Kulturwissenschaftler. Das Beispiel Werner Kollaths, in: G. Neumann/A. Wierlacher/A. Wild (Hrsg.), Essen und Lebensqualität. Natur- und Kulturwissenschaften im Gespräch, Frankfurt a.M. 2001 (i. E.).

93 H. Werner, Vollkornbrot und Vollkornschrot, in: Der Gesundheits-Ingenieur 64 (1941), S. 518-522, hier S. 519.

94 F. Schaefer, Brote aus hochausgemahlene Mehlen, in: Deutsche Lebensmittel-Rundschau (1943), S. 69-71, hier S. 69.

immer wieder gesundheitliche Aufklärung, propagierten eine möglichst optimale Brotherstellung.⁹⁵ An den grundlegenden Strukturen jedoch änderten sie nichts, hier entfaltete der gewollte und geführte Krieg seine zwingende Logik. In der letzten Phase des Krieges schlug die sich zunehmend verschlechternde Ernährung unmittelbar auf die Leistungsfähigkeit durch. Die Deutschen magerten deutlich ab, die Arbeitsleistungen ließen sich nur unter massivem Druck erhöhen. Doch das Brot der Deutschen war trotz der schlechten Qualität immer noch abgehoben von der Versorgung der „Zwangsarbeiter“, Häftlinge und Kriegsgefangenen. Bis zum Ende schied das Brot zwischen Deutschen und Nicht-Deutschen. Vollkornbrot hier – „Russenbrot“ dort. Bis zum Ende wurde regional spezifisch gebacken. Doch die Unterschiede wurden geringer, Gewalt und elementare Not schlugen auf die zurück, die diese als legitimes Mittel einer überlegenen Rasse glaubten einsetzen zu dürfen.⁹⁶

8. Raum und Nation als kulturelle Konstruktionen

Am Schluß steht ein nüchternes Fazit: Die mit der Vollkornbrotspolitik verbundene „Territorialisierung“ erwies sich als konstruiert, Vollkornbrot wurde nicht zum Brot der Deutschen.⁹⁷ Die Regionalisierung der Politik konnte dies nicht verhindern, ihre Europäisierung scheiterte mit dem Fortgang der Krieges. Doch dies ist nicht entscheidend. Das Beispiel des Vollkornbrotes verweist vielmehr darauf, daß räumliche Zuschreibungen generell kulturelle Konstruktionen bilden, die entweder greifen oder aber nicht. Es waren vor allem Ärzte und Naturwissenschaftler, die eine Fiktion „deutschen“ Urbrotes schufen, die einer historischen Überprüfung auch nicht ansatzweise standhält. Trotz beträchtlicher Erfolge scheiterten sie an den

95 „Mag es auch nun in der Familie zuerst auch einige Proteste geben, wenn die Hausfrau plötzlich eines der verschiedenen Vollkornbrote auf den Tisch bringen oder als Frühstück mitgibt – die Gemüter werden sich bald wieder beruhigen, wenn sie die nötige Aufklärung über den Gesundheitswert des Vollkornbrotes erhalten.“ H. Reinach, Kräfte im Brot. Was muß die Hausfrau vom „richtigen“ Brot wissen?, in: MuB 42 (1942), S. 267.

96 Vgl. etwa R. Horbelt/S. Spindler, Tante Linas Kriegskochbuch. Erlebnisse, Kochrezepte, Dokumente. Rezepte einer ungewöhnlichen Frau, in schlechten Zeiten zu überleben, Frankfurt a.M. 1982, S. 122-123.

97 Im März 2000 wurden eine repräsentative Gruppe von Deutschen nach ihrem Lieblingsbrot befragt. 16 Prozent nannten Mehrkornbrot aus Vollkorn, 13 Prozent Roggen- und 7 Prozent Weizenvollkornbrot (Roggenmischbrot – Spitzenreiter im Brotverzehr, in: Gordian 100 (2000), 84). Eine bemerkenswerte Quote, die allerdings auf der gegenüber der NS-Zeit wesentlich verbesserten Qualität sowie einer anderen Definition des Vollkornbrotes basiert und vor dem Hintergrund eine absolut deutlich verringerten Brotkonsums zu verstehen ist. Trotz des guten Images umgreift Vollkornbrot allerdings nur 5 Prozent des Konsums. Brotmarkt in Deutschland. Der Appetit auf Brot wächst, in: Ernährungs-Umschau 44 (1997), S. 461.

Kriegsumständen, scheiterten sie an einer gelebten Ernährungstradition, die kurzfristig nur mit Zwang zu zerstören war. Die Vollkornbrotpolitik gründete auf einer strategischen Konstruktion von Raum und Tradition, die eingesetzt wurde, um gesundheitliche und ökonomische Ziele zu erreichen. Die Ernährungsgeschichte bietet hierfür zahlreiche Beispiele, entstanden die meisten heute bekannten Nationalküchen und -speisen doch erst im späten 19. Jahrhundert.⁹⁸ Doch die Funktionalisierung im Sinne rassistischer Politik ist außergewöhnlich und gibt zu Nachfragen Anlaß.

Die Verantwortlichen jedenfalls haben nach 1945 ihr Engagement fortgesetzt, haben dieses mit „objektiven“ naturwissenschaftlichen Kriterien begründet. Deutlich zeigt sich hier das Dilemma einer Wissenschaftsform, die nicht selbstreflexiv ist, die ihre gesellschaftliche Einbindung und Aufgabe nur unzureichend bedenkt. Richtige (naturwissenschaftliche) Argumente, die bis heute die öffentliche Debatte über gesunde Ernährung bestimmen, können falsch sein, ja einer verbrecherischen Politik dienen. Wer die Notwendigkeit einer kritischen und interdisziplinär wachen Kulturwissenschaft bezweifelt, sollte dies stets bedenken.

98 Vgl. hierzu U. Spiekermann, Europäische Küchen. Eine Bestandsaufnahme, in: W. Köpke/B. Schmelz (Hrsg.), Das gemeinsame Haus Europa. Handbuch zur europäischen Kulturgeschichte, München 1999, 801-817.

Eva Göbel/Manuel Schramm

**Konsum, Region und Weihnachtsmärkte.
Dresdner Striezelmarkt und Nürnberger
Christkindlesmarkt im Vergleich (1933–2000)**

Weihnachtsmärkte hatten bis in das 19. Jahrhundert hinein, wie andere Märkte auch, vor allem eine Versorgungsfunktion. Die zunehmende Entwicklung des städtischen Einzelhandels seit den 1870er Jahren machte sie jedoch überflüssig.¹ In vielen Städten wurden sie ganz abgeschafft, in vielen aber auch in Volksfeste umgewandelt. Auch der Dresdner Striezel- und der Nürnberger Christkindlesmarkt hatten am Ende des 19. oder zu Beginn des 20. Jahrhunderts ihre frühere ökonomische Bedeutung verloren. Dieser Aufsatz soll deswegen die Weihnachtsmärkte als Volksfeste im Kontext der historischen Festforschung untersuchen. Im Zentrum sollen dabei raumbezogene Identifikationsprozesse in ihrem Verhältnis zur aufkommenden Massenkultur des 20. Jahrhunderts stehen. Die Frage ist, ob Identifikation mit räumlich gedachten Gemeinschaften wie Stadt oder Region in Volksfesten stattfand oder ob sie durch die Nivellierungstendenzen der modernen regionen- und schichtenübergreifenden Massenkultur verunmöglicht wurde. A priori lassen sich für beide Hypothesen Argumente finden, und auch die einschlägige Forschungsliteratur ist an diesem Punkt geteilter Meinung. Während Werner Blessing den modernen Freizeitformen „identitätsstiftende Leistung“ zusprach und argumentierte, sie seien „durchaus funktionale Äquivalente des alten Feierabends, Feiertags und des Vereinslebens“,² äußerte sich Winfried Gebhardt zutiefst skeptisch über die moderne Freizeit, in der er vor allem ein „dumpfes Hinnehmen vorgefertigter Schablonen oder ein blindes Hinterherlaufen hinter marktschreierisch ver-

-
- 1 H.-J. Teuteberg, Zum Problemfeld Urbanisierung und Ernährung im 19. Jahrhundert, in: ders. (Hrsg.), Durchbruch zum modernen Massenkonsum. Lebensmittelmärkte und Lebensmittelqualität im Städtewachstum des Industriezeitalters, Münster 1987, S. 1-36; U. Spiekermann, Basis der Konsumgesellschaft. Entstehung und Entwicklung des modernen Kleinhandels in Deutschland 1850–1914, München 1999.
 - 2 W. Blessing, Fest und Vergnügen der „kleinen Leute“. Wandlungen vom 18. bis zum 20. Jahrhundert, in: R. van Dülmen/N. Schindler (Hrsg.), Volkskultur. Zur Wiederentdeckung des vergessenen Alltags (16.-20. Jahrhundert), Frankfurt a. M. 1984, S. 352-379, hier S. 379.

kündeten Modewellen“ sah.³ Der modernen Freizeit gehe somit die „gemeinschaftsbildende und gemeinschaftsstabilisierende Kraft“ der traditionellen Feste ab.⁴

Begrifflich wollen wir die Massenkultur unterscheiden sowohl von traditioneller regional gebundener Volkskultur als auch von klassen- oder schichtenspezifischer Kultur (Arbeiterkultur, bürgerliche Hochkultur). Massenkultur ist charakterisiert durch kommerzielle Angebote für die breite Masse der Bevölkerung, also „Konsum in der Freizeitindustrie“ als „Veranstaltung für das Volk“ statt „Veranstaltung des Volkes“.⁵ Sie entstand nach 1900 aus einer Mischung von Elementen der Elitenkultur mit solchen der Unterschichtenkultur.⁶ Im Unterschied zur bürgerlichen Hochkultur zielt sie weniger auf Bildung als auf Lustgewinn.⁷ Maase definiert Massenkultur als „Netz von Einstellungen, Wünschen und Gewohnheiten, geteilt von praktisch allen Mitgliedern der Gesellschaft“.⁸ Dagegen könnte man allerdings einwenden, daß sich innerhalb der Massenkultur neue Differenzierungen ergeben können, z. B. nach Lebensstilen. Mit Kammen wollen wir die Populärkultur oder Proto-Massenkultur der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts von der modernen klassen- und regionenübergreifenden Massenkultur unterscheiden, die sich erst nach dem Zweiten Weltkrieg durchsetzte, ohne jedoch Kammens normative Implikationen zu übernehmen.⁹ In Bezug auf die Weihnachtsmärkte setzen wir mit der Populärkultur der 1930er Jahre ein, in denen die Grundlage für den späteren Aufstieg der Massenkultur geschaffen wurde.

1. Weihnachtsmärkte, Nationalsozialismus und die Erfindung von Tradition

Sowohl in Dresden als auch in Nürnberg wurden die Weihnachtsmärkte in den 1930er Jahren neu gestaltet. In Nürnberg entwarf die nationalsozialistische Stadtverwaltung unter Bürgermeister Willy Liebel ein neues Konzept mit einheitlich gestalteten Buden und holte den Christkindlesmarkt zurück

3 W. Gebhardt, *Fest, Feier und Alltag. Über die gesellschaftliche Wirklichkeit des Menschen und ihre Deutung*, Frankfurt a. M. 1987, S. 170.

4 Ebenda, S. 171.

5 Blessing, *Fest* (Anm. 2), S. 378. Blessing verwendet den Begriff „Populärkultur“.

6 K. Maase, *Grenzenloses Vergnügen. Der Aufstieg der Massenkultur 1850–1970*, Frankfurt a. M. 1997, S. 238.

7 Ebenda, S. 237.

8 Ebenda. Maase spricht hier allerdings in Anlehnung an Raymond Williams von „Gemeinkultur“.

9 M. Kammen, *American Culture, American Tastes. Social Change and the 20th Century*, New York 1999, S. 22, 50, 63.

auf den Hauptmarkt, der inzwischen Adolf-Hitler-Platz hieß¹⁰. Die 137 stadteigenen Buden in der überlieferten Form mit passender Beschriftung und über 70 freien Stände durften nur Waren anbieten, die mit dem Weihnachtsfest in Beziehung standen: Rauschgoldengel, Christbaumschmuck, Spielwaren, Puppen, Bilderbücher, kunstgewerbliche Gegenstände, Handarbeiten, Lebkuchen, Zwetschgenmännle, Zuckerwaren und ähnliches. Ferner gab es Zinngegenstände, Kupfersachen, Bratwurstbuden, Heringbratereien, Adventskranzbinder und Weihnachtsbäume. Der Weihnachtsmarkt war damit deutlich größer als seine Vorläufer und zum ersten Mal einheitlich konzipiert. Für die weihnachtliche Stimmung sorgten Weihnachtschmuck mit Girlanden und Glaskugeln und die abendliche Beleuchtung. Über dem Königstor prangte ein Hakenkreuz im Neonlicht. Als Wahrzeichen des Christkindlesmarktes erstrahlte ein 2,50 m hoher und 2 m breiter Altnürnberger Rauschgoldengel mit Strahlenkranz neben der Frauenkirche.¹¹ Im Nebeneinander von politischen und christlichen Symbolen scheinen die Veranstalter keinen Widerspruch gesehen zu haben. Der Stadtrat wollte den Bürgern offenbar verdeutlichen, wem sie die Wiedererstehung des Christkindlesmarktes zu verdanken hatten.

In Dresden kam der erste Versuch, den Striezelmarkt wieder auf den Altmarkt zu verlegen und ihn gleichzeitig im nationalsozialistischen Sinne umzuinterpretieren, 1933 von der Ortsgruppe Dresden des Reichsverbandes ambulanten Gewerbetreibender Deutschlands. In einer Petition an das Stadtverordnetenkollegium vom 17. November 1933 forderte der Verband die Rückverlegung des Marktes auf den Altmarkt. Zur Begründung hieß es, man wolle damit „eine alte Tradition wieder wachrufen, die das marxistische System aus Gefälligkeit für die Warenhäuser ausgerottet hatte.“¹²

Diese Bemerkung appellierte an die bekannte Warenhausfeindschaft der Nationalsozialisten und versuchte, daraus Kapital zu schlagen.¹³ Als Vorbild wurden die neuen Oberbürgermeister von Nürnberg und Plauen angeführt, die ihre Weihnachtsmärkte bereits wieder in das Zentrum der Stadt verlegt hatten. Zu diesem Zeitpunkt fand die Forderung des Reichsverbandes bei Rat und Stadtverordneten jedoch kein Gehör. Der Stadtverordnete Strobel bemerkte 1934 zurecht:

10 Vgl. Fränkischer Kurier. Nürnberg-Fürther Neueste Nachrichten, Jg. 100, Nr. 335 vom 3.12.1933, S.6.

11 Vgl. Fränkischer Kurier. Nürnberg-Fürther Neueste Nachrichten, Jg. 100, Nr. 330 vom 28.11.1933, S.10; Fränkischer Kurier. Nürnberg-Fürther Neueste Nachrichten, Jg. 100, Nr. 318 vom 16.11.1933, S.5.

12 Stadtarchiv Dresden Stv M 47, fol. 101 (Zitat 101v).

13 Vgl. H. Uhlig, Die Warenhäuser im Dritten Reich, Köln/Opladen 1956.

„Nicht aus Gefälligkeit für die Warenhäuser... ist der Christmarkt verschwunden, sondern auf Anregung des Polizeipräsidioms aus verkehrspolizeilichen Gründen.“¹⁴

Von der ideologischen Argumentation der Gewerbetreibenden blieben Rat und Stadtverordnete unbeeindruckt und konnten nur ihr Bedauern ausdrücken:

„So gern wie einerseits jeder Dresdner Einwohner es begrüßen würde, wenn man eine alte Tradition wieder ins Leben rufen würde, so wird er aber andererseits auch einsehen, daß der Dresdner Striezelmarkt den dringenden verkehrstechnischen Fragen untergeordnet werden muß...“¹⁵

Der Markt wurde also als ein Stück Dresdner Tradition wahrgenommen, die man zwar ungern aufgibt, letztlich aber doch praktischen Fragen unterordnet. Erst 1937 kehrte der Striezelmarkt auf Initiative des unter der Schirmherrschaft des Gauleiters und Reichsstatthalters Martin Mutschmann stehenden Heimatwerks Sachsen in Dresdens Altstadt zurück, aber nicht auf seinen alten, angestammten Ort, den Altmarkt, sondern in den Alten Stallhof des Schlosses. Die Nationalsozialisten selbst haben sich größte Mühe gegeben, ihre Maßnahmen als Wiederbelebung einer untergegangenen Tradition darzustellen. „Der alte Markt mußte auf seinen alten Sinn und auf die Stätte, an der er sich wirksam entfalten konnte, zurückgeführt werden“, so formulierte es das Heimatwerk Sachsen.¹⁶ Hier ging es aber nicht um die Wiederbelebung einer Tradition, sondern um eine bewußt geplante Inszenierung: „Je enger er [der Markt] sich an seine architektonische Umgebung anschmiegt, desto besser.“¹⁷

Auch andere Gestaltungselemente wurden eingesetzt, um eine nostalgisch-weihnachtliche Stimmung zu erzeugen: die „alten guten“ Holzbuden mit Fichten- und Tannendekoration, der „Weihnachtsbaum für alle“, ein großer Schwibbogen am Eingangstor, beleuchtete Tannenbäume und glänzende Sterne.¹⁸ Natürlich handelte es sich hier um traditionelle Weihnachtssymbole, aber ihr gezielter Einsatz auf einem Weihnachtsmarkt war neu. Neu war auch die Breite des Angebotes: neben das erzgebirgische Spielzeug traten vogtländische Musikinstrumente, Keramik aus der Oberlausitz und aus Westsachsen, Blaudruck „und andere heimische Stoffe“, Pulsnitzer Lebkuchen, erzgebirgischer Schnaps („Angelika“), Bücher mit Geschichten vom alten Striezelmarkt und der Pflaumentoffel „in der Ge-

14 Stadtarchiv Dresden Stv M 47, fol. 107r.

15 Ebenda.

16 O. Görner, Markt unter Mettenlaternen, in: Sachsen 3/1939, S. 18f., Zitat S. 18.

17 Ebenda, S. 19.

18 Ebenda.

stalt, in der ihn Ludwig Richter verewigt hat“.¹⁹ Aber die Gestalt des Pflaumentoffels hatte sich schon in den 1920er Jahren verändert, und auch in den 1930er Jahren wurde der Pflaumentoffel in seiner moderneren Form verkauft, nämlich mit Zylinderhut.

Sowohl in Dresden als auch in Nürnberg verband sich mit der Neugestaltung des Marktes eine Eröffnungsfeier, die ebenfalls traditionelle Weihnachtssymbolik mit neuen nationalsozialistischen Elementen verband. Im Zeremoniell der Nürnberger Eröffnungsfeier vom 4. Dezember 1933 spielten zunächst Reichswehrmusiker in der Tracht der alten Nürnberger Stadtwehrkapelle auf der Empore der Frauenkirche das Lied „Es ist ein Ros' entsprungen“, danach sangen Kinderchöre Weihnachtslieder. Anschließend betrat ein Rauschgoldengel, dargestellt von einem Mitglied des Stadttheaters, die Empore und sprach vor dem farbigen, von innen her beleuchteten Kirchenfenster den von Stadtrat Plank verfaßten Prolog²⁰ zur Eröffnung des Christkindlesmarktes, in dem es seine Freude darüber ausdrückte, daß es nun endlich wieder, nachdem es lange fernbleiben mußte, auf seinem altergebrachten Platz seinen Markt feiern dürfe. Der Vorspruch endete mit Dankesworten an den Oberbürgermeister und die Nürnberger Bürgerschaft. Die Szene wurde durch Scheinwerfer angeleuchtet und mittels Lautsprecher auf den ganzen Platz übertragen. Daraufhin erlosch das Flutlicht und im Schein von Magnesiumfackeln sangen wieder Kinderchöre und die Kirchenglocken läuteten.²¹ Der bewußte Einsatz von Flutlicht und Faekeln er-

19 Ebenda.

20 Der Text lautete: „Nürnberg! wie lieb' ich immer dich schöne deutsche Stadt, / Die ihresgleichen nirgends in deutschen Landen hat. / Doch als vor vielen Jahren man meinen Markt mir nahm / Und dann vors Tor mich jagte, da wurde ich euch gram. / Doch neue Zeiten kamen und Deutschland ist erwacht! / Und hat zu Ehren wieder den alten Brauch gebracht: / An dieser hehren Stätte, die Deutschlands Führer weiten, / und wo sich Nürnbergs Bürger vorcinst als Kinder freuten, / Soll nun alljährlich wieder zur frohen Weihnachtszeit, / Wenn jedes brave Kindlein sich auf mein Kommen freut, / Der Christmarkt neu erstehen, in seiner alten Pracht / und seine Schätze zeigen, von emsiger Hand gemacht. / Was Kunst und Fleiß des Handwerks fürs Kinderherz ersann, / Nürnberger Tand, der einstens die ganze Welt gewann, / Sei hier in trauten Buden vom Lichterglanz erhellt / Für alt und jung zur Freude, zum Kaufe ausgestellt. / Ein Fest sei es für alle, die frohen Herzens sind, / Der Kindheit Traum erwache! Der Glaube ans Christkind, / An alles Edle, Schöne, kehr in die Herzen ein! In diesem Weihnachtsglauben wird Deutschland glücklich sein. / Drum Dank dir, Bürgermeister, und Dank Euch Bürgern allen, / Nun lasset hell zum Himmel die Weihnachtslieder schallen, / Daß laut die Kunde dringe durchs schöne Frankenland / Vom Kindleinsmarkt zu Nürnberg, der endlich neu erstand!“, Fränkischer Kurier. Nürnberg-Fürther Neueste Nachrichten, Jg. 100, Nr. 337 vom 5.12.1933, S. 8.

21 Vgl. Stadtarchiv Nürnberg (Hrsg.), Ein Licht leuchtet wieder. Eine Ausstellung des Stadtarchivs Nürnberg anlässlich der Wiedereröffnung des Nürnberger Christkindlesmarktes vor 50 Jahren auf dem Hauptmarkt, Nürnberg 1998, S.3; Fränkischer Kurier. Nürnberg-Fürther Neueste Nachrichten, Jg. 100, Nr. 334 vom 2.12.1933, S.16.

innerte an die politischen Feiern der Nationalsozialisten in der „Stadt der Reichsparteitage“. Vor der Kirche nahmen der Stadtrat mit dem Oberbürgermeister an der Spitze, Vertreter von Reichswehr, Landespolizei, SA, SS, der Lehrerschaft und der Künstlerschaft an der Zeremonie teil.

Ähnliche Symbolik prägte die Eröffnungsfeier in Dresden 1937. Der Volkstuinsbeauftragte des Heimatwerks Sachsen hielt eine Ansprache,

„die Turmbläser der Wehrmacht bliesen vom Altan, auf den Tannenbäumen flammten die Lichter auf, Hunderte von Mettenlaternen zeigten ihr farbiges Licht, und in den Fenstern der umliegenden Gebäude tauchten alle die Weihnachtsgestalten in rotem, blauem und gelbem Schein auf.“²²

Im Vergleich zwischen Nürnberg und Dresden springen weniger die Unterschiede als vielmehr die Ähnlichkeiten ins Auge. In Dresden kamen die Veränderungen vier Jahre später und nur auf Druck von oben zustande, was im Ergebnis aber keinen großen Unterschied machte. Hinter dem angeblichen Rückgriff auf Traditionen verbarg sich eine moderne Nenausrichtung der Märkte, die Elemente von Populär- oder Proto-Massenkultur beinhaltete. Damit zeigte sich das „widersprüchliche Doppelgesicht des Dritten Reiches“²³, für das der amerikanische Historiker Jeffrey Herf den Begriff „reaktionäre Modernität“ prägte.²⁴ In beiden Fällen wurden sowohl die äußere Form (z. B. Holzbuden) als auch das angebotene Sortiment (nur Weihnachtsartikel) vereinheitlicht. Die beabsichtigte Schaffung von weihnachtlicher Atmosphäre schuf zum einen die Grundlage für die erfolgreiche Expansion der Märkte nach dem Zweiten Weltkrieg und machte sie einander ähnlicher. Unterschiede blieben zwar bestehen, aber in mancher Hinsicht wirkten die Weihnachtsmärkte mehr wie lokalspezifische Abwandlungen ein und desselben Festes: in Dresden gab es Pflaumentoffel und Pulsnitzer Lebkuchen, in Nürnberg Zwetschgenmännle und Nürnberger Lebkuchen.

Für Dresden kam noch ein weiteres richtungweisendes Element hinzu, nämlich die Verberuflichung der Händler. Noch die Marktordnung von 1932 sah nämlich nur vor, daß der Christmarkt zur Erleichterung des Warenabsatzes Dresdner Einwohner bestimmt sei.²⁵ Die oben erwähnte Petition des Reichsverbandes ambulanter Gewerbetreibender Deutschlands, Ortsgruppe Dresden, vom 17. November 1933 forderte, aufgrund der Notlage des ambulanten Gewerbes „nur solche Mitglieder auf Märkten und Messen zuzulassen, die das ganze Jahr hindurch den Beruf eines ambulan-

22 Görner, Markt (Anm. 16), S. 19.

23 P. Reichel, Der schöne Schein des Dritten Reiches. Faszination und Gewalt des Faschismus, Frankfurt a. M. 1993, S.102.

24 Zit. nach ebenda, S.102.

25 Stadtarchiv Dresden Stv M 47, fol. 74.

ten Gewerbes ausüben“, da sonst 500 Mitglieder auf die Wohlfahrtsämter angewiesen seien.²⁶ Rat und Stadtverordnete stimmten zu, ohne jedoch die Marktordnung abzuändern.²⁷ Diese sollte nun so ausgelegt werden, daß nur professionelle ambulante Händler zuzulassen waren.

2. Der Durchbruch der Massenkultur 1970–2000

Obwohl nach dem Krieg an der Inszenierung der 1930er Jahre in Nürnberg wenig geändert wurde (die nationalsozialistische Symbolik verschwand, das Christkind ersetzte den Rauschgoldengel bei der Eröffnung des Marktes), nahm der Christkindlesmarkt erst in den 1970er Jahren einen rasanten Aufschwung. 1973 beschloß der Stadtrat, die Eröffnung auf den letzten Freitag vor dem ersten Advent vorzulegen, um den Besucherstrom besser zu verteilen. Zu der Zeit besuchten bereits eine Million Menschen den Christkindlesmarkt und schon 1975 wurden mehr als 2,5 Millionen Besucher aus aller Welt auf dem Hauptmarkt gezählt. An den Wochenenden parkten bis zu 1000 Busse am Messezentrum, wo die Besucher mit der U-Bahn in die Innenstadt fahren konnten. Außerdem setzte die Bahn vermehrt Sonderzüge ein, so daß die Aufnahmekapazität der Innenstadt an den verkaufsoffenen Samstagen vor Weihnachten an ihre Grenzen stieß. Die Nürnberger selbst wichen zunehmend auf die Werkstage aus, an denen die Chancen besser standen, an die Buden heranzukommen. Der Ruf Nürnbergs als Stadt des Christkindlesmarktes – als deutsche Weihnachtsstadt schlechthin – wurde in den siebziger Jahren begründet und durch eine zunehmende Medienberichterstattung verstärkt. Inzwischen wird sogar die Eröffnungsfeier im Internet übertragen.²⁸ Durch die zunehmende Konkurrenz mit Weihnachtsmärkten anderer Städte stagnierten allerdings die Besucherzahlen seit den 1970er Jahren. 1997 kamen immerhin noch 2,3 Millionen Besucher.²⁹

In Dresden hatten sich nach dem Krieg verschiedene Faktoren hemmend auf die Attraktivität des Marktes ausgewirkt, so z. B. ein mangelndes Angebot an erzgebirgischen Holzspielwaren oder die bis zur dauerhaften Verlegung auf den Altmarkt 1977 wechselnden Standorte. Mit dem Ende der DDR versuchte die Stadt, sich vom „Imbißbuden-Weihnachtsmarkt“ zu verabschieden und „sich alter Traditionen bewußt“ zu werden.³⁰ Auf dem

26 Ebenda., fol. 101.

27 Ebenda., fol. 107r.

28 Vgl. R. Kröner, Das Image der Stadt Nürnberg (=Hausarbeit am Lehrstuhl für Landes- und Volkskunde der Universität Erlangen/ Nürnberg 1996), S.127.

29 Nürnberger Nachrichten 16.12.1998.

30 Fröhliche Weihnacht auf Sachsens Märkten, in: Sächsische Zeitung 3. 12. 1990, S. 3.

Striezelmarkt durfte nur noch jeder Zehnte von insgesamt ca. 200 Verkaufsständen Speisen und Getränke anbieten.³¹ Die angebotenen Waren sollten „das Typische der sächsischen Regionen unterstreichen“.³² Auch die Gestaltung des Marktes selber versuchte man zu ändern, indem nun „historisch aufgemachte Gäßchen“ zu einer Riesenpyramide im Mittelpunkt des Altmarkts führten.³³ Die Gäßchen entpuppten sich jedoch schnell als „etwas lieblos aneinandergereihte Holzbüdchen“³⁴ ohne viel Schmuck. Das Sortiment war breiter geworden, vor allem die erzgebirgischen Schnitzwaren mußten die Besucher nicht mehr vergeblich suchen. Die in den 1980er Jahren zugelassenen Hobbybastler waren verschwunden, man setzte wieder auf professionelle Händler.³⁵ Dafür hatten allerdings 1990 die Nürnberger die Pulsnitzer Lebkuchen verdrängt,³⁶ die aber 1999 wieder vertreten waren.³⁷ Andere, in den 1960er Jahren eingeführte Festelemente wie Märchenwald, Adventskalender und Anschnitt des Riesenstollens waren beibehalten worden. Letztere Zeremonie wurde im Lauf der 1990er Jahre ausgebaut, seit 1994 wird im Rahmen des Striezelmarktes ein eigenes „Stollenfest“ abgehalten. Der Stollen wurde immer größer und schwerer, 1999 wog er bei einer Länge von 4,6 Metern 38,2 kg (gegenüber 25 kg 1965, 22 kg 1986 und 26 kg 1990) und war damit der angeblich „größte und schwerste Stollen der Welt“.³⁸ Den Umzug und Anschnitt besorgten 1999 nicht mehr wie noch 1990 Weihnachtsmann und Oberbürgermeister, sondern ein „Königlicher Hofbäckermeister“, das Stollenmädchen, ein Hofnarr und die Gräfin Cosel. Passend zur Tradition des Riesenstollens sollten also die beteiligten Figuren an Dresdens und Sachsens monarchische Vergangenheit erinnern, besonders an die Zeit Augusts des Starken. Natürlich war dies auch Reklame für den Original Dresdner Stollen. Die mehr als 80 an der Herstellung des Riesenstollens beteiligten Bäcker und Konditoren waren alle Mitglieder des 1991 gegründeten Dresdner Stollenschutzverbandes.³⁹ Vor dem Anschnitt des Stollens präsentierte das Stollenmädchen das Qualitätssiegel für Dresdner Stollen, das damit dem Publi-

31 H. Wozel, *Der Dresdner Striezelmarkt*, Leipzig 1992, S. 115.

32 Fröhliche Weihnacht auf Sachsens Märkten, in: *Sächsische Zeitung* 3.12.1990, S. 3.

33 Dresdens 556. Striezelmarkt begann, in: *Sächsische Zeitung* 3.12.1990, S. 3.

34 S. Oehme, *Striezelmarkttore weit geöffnet*, in: *Sächsische Zeitung* 3.12.1990, S. 16.

35 Fröhliche Weihnacht auf Sachsens Märkten, in: *Sächsische Zeitung* 3.12.1990, S. 3.

36 S. Oehme, *Striezelmarkttore* (Anm. 34).

37 Alle Jahre wieder Striezelmarkt, in: *Leipziger Volkszeitung* 6./7.11.1999, S. 4.

38 I. Roßki, *Rekordstriezel im Triumphzug zum Altmarkt*, in: *Sächsische Zeitung*

6.12.1999, S. 7; *Striezelmarkt in Elbflorenz*, in: *Sächsische Zeitung* 6.12.1965, S. 5;

Herzlicher Empfang für den Weihnachtsmann, in: *Sächsische Zeitung* 2.12.1986, S. 6;

S. Oehme, *Striezelmarkttore* (Anm. 34).

39 Ebenda.

kum bekannt gemacht werden sollte.⁴⁰ Auch in anderer Hinsicht waren die Veranstalter des Striezelmarktes auf Rekorde aus: die erzgebirgische Stufenpyramide war 1999 mit 14,26 Metern die höchste Holzpyramide der Welt und mit geschätzten zwei Millionen (1998) hatte sich die Besucherzahl seit 1989 verdoppelt.⁴¹ Zur Weihnachtsmesse 1953 in der Stadthalle waren ca. 530.000 Menschen gekommen.⁴² Dem langsamen Anstieg der Besucherzahlen bis 1989 folgte also eine massive Expansion in den 1990er Jahren.

Ein weiteres Kennzeichen für die überregionale und teilweise sogar internationale Attraktivität der Weihnachtsmärkte war der Export dieser Inszenierung, d. h. die Nachahmung durch andere Städte. Der Christkindlesmarkt gewann nach dem Zweiten Weltkrieg große Bedeutung für das Image von Nürnberg, wurde zu einem erstrangigen Werbe- und Sympathieträger für die Stadt. Für das Hotel- und Gastronomiegewerbe entstand eine neue Saison mit den meisten Touristen im Jahr. Auch außerhalb der Weihnachtszeit profitierte die Stadt von dem Bekanntheitsgrad, den sie durch den Christkindlesmarkt erlangte. Der Markt selbst entwickelte sich zu einem Selbstläufer mit Eigendynamik, für den keine Werbung mehr gemacht werden mußte, da der Besucherstrom eher gebremst werden sollte.⁴³ Die bayerische Vertretung in Bonn lud seit den 1970er Jahren hin und wieder zu einem Christkindlesmarkt in ihren Räumen. 1976, 1985 und 1997 gestalteten die Nürnberger einen Weihnachtsmarkt in der Landesvertretung. Gleichzeitig wurde auf den Veranstaltungen für Nürnberg geworben.⁴⁴

Die Stadt Chicago veranstaltete 1996 erstmals einen „Christkindlmarkt“ nach Vorbild des Nürnberger Christkindlesmarkts.⁴⁵ 35 original Nürnberger Marktbuden vor der Skyline Chicagos sollten deutsche Weihnachtsstimmung auf dem ersten Weihnachtsmarkt nach deutscher Art in Amerika verbreiten. Der „Pioneer Court“, an der größten Einkaufsstraße im Zentrum

40 Abbildung: www.dresdner-stollen.com/fotoalbum.html (9.11.1999).

41 Alle Jahre wieder Striezelmarkt, in: Leipziger Volkszeitung 6./7.11.1999, S. 4; Heute: Die letzten sechs Stunden des 554. Striezelmarktes, in: Sächsische Zeitung 20.12.1988, S. 8.

42 G. Rehschuh, Dresdner Volksfeste im Wandel der Zeiten, in: Sächsische Heimatblätter 4 (1958), S. 571-579, hier S. 572.

43 Vgl. M. Turnaus, Zur nachlassenden Attraktivität des Nürnberger Christkindlesmarktes – Ausmaß, Ursachen, Bedeutung, potentielle Gegenmaßnahmen, Diplomarbeit an der Universität Erlangen-Nürnberg 1997, S. 9.

44 Stadtarchiv Nürnberg, F7/II Zeitgeschichtliche Sammlung: 21.2 Märkte, Handwerkerhof.

45 Vgl. Stadtarchiv Nürnberg, F7/ II Zeitgeschichtliche Sammlung: 21.2 Märkte, Handwerkerhof. Die bayerische Schreibweise „Christkindlmarkt“ wurde in den USA gewählt, da die fränkische Variante „Christkindlesmarkt“ für die Amerikaner schwieriger auszusprechen sei.

Chicagos gelegen, verwandelte sich zwischen dem 29. November und 15. Dezember in eine Budenstadt. Die Idee kam von der Deutsch-Amerikanischen Handelskammer des Mittleren Westens, deren Geschäftsführer, Christian Rohr, aus Nürnberg stammte. Neben der Handelskammer gehörten die Deutsche Zentrale für Tourismus, die Stadt Nürnberg, die Congress- und Tourismuszentrale und die Industrie- und Handelskammer zu den Organisatoren. Die Nürnberger Behörden wählten deutsche Betriebe aus, die vom Nürnberger Lebkuchen über Christbaumschmuck, Kerzen und Holzspielzeug bis hin zum Glühwein und Nürnberger Bratwürsten alles anboten, was zu einem „echten“ Christkindlesmarkt gehört. Neben den fränkischen Spezialitäten gab es Reibekuchen aus dem Vogtland, mundgeblasene Glasornamente für den Christbaum aus dem thüringischen Lauscha, Nußknacker und Weihnachtspyramiden aus dem Erzgebirge und Kunsthandwerk aus der Nürnberger Partnerstadt Charkow.

Die Nürnberger Inszenierung lieferte damit den Rahmen für deutsche beziehungsweise europäische Weihnachtsstimmung in den USA. Amerikanische Standanbieter konnten kaum gewonnen werden. Die europäischen Aussteller hofften, über den Weihnachtsmarkt auf Dauer auf dem amerikanischen Markt Fuß fassen zu können. Chicagos Bürgermeister Richard Daley war von dem Markt und dessen Zugkraft für die Bewohner der Stadt und der umliegenden Kreise so begeistert, daß er auf die Einziehung der Umsatzsteuer verzichtete. Mit mindestens 300.000 Besuchern rechneten die Organisatoren, angesichts der fast zwanzig Millionen deutschstämmiger Amerikaner in der Region Chicago, die in zahlreichen Vereinen ihre Traditionen pflegten und auch Interesse an deutschem Weihnachtsbrauchtum zeigten. Einige dieser Vereine beteiligten sich am Rahmenprogramm, das die Besucher über Weihnachtsbräuche aufklären und in festliche Stimmung versetzen sollte. Die Organisatoren in Chicago waren bereits bei der ersten Veranstaltung so optimistisch, daß sie davon ausgingen, in wenigen Jahren das Nürnberger Vorbild hinsichtlich der Zahl der Aussteller und Besucher zu übertreffen. Der signifikanteste Unterschied zum Original war die Kulisse, dem amerikanischen Ableger fehlte der malerische Hintergrund, wie ihn die Nürnberger Innenstadt bot, angesichts der imposanten Wolkenkratzer wirkten die Buden besonders klein. Aber auch auf Weihnachtsbaum, Krippe und Christkind mußte der Markt in Chicago mit Rücksicht auf die multikulturelle Bevölkerung verzichten. Um weltanschauliche Neutralität zu wahren, durfte das Christkind den Markt nicht eröffnen. Das „Christkindlmarkt“-Logo zeigte einen dynamisch voranschreitenden Nußknacker.⁴⁶

Es stellt sich die Frage, warum die Veranstaltung trotzdem „Christkindlmarkt“ genannt wurde. Wegen des erhofften finanziellen Er-

folges wollte man bei der Benennung offenbar nicht auf eine neutrale Bezeichnung ausweichen, sondern entschied sich für die Anlehnung an das traditionsreiche Original. Da die Amerikaner kein Christkind zu Gesicht bekamen, ist es nicht verwunderlich, daß sie mit der Bezeichnung nicht viel anfangen konnten. So bot ein amerikanischer Händler „Kris Kringle“ an. Anstelle des „Christkinds“ flogen der Nürnberger Oberbürgermeister Ludwig Scholz und das Nürnberger Blasquintett in mittelalterlichen Kostümen zur offiziellen Eröffnungsfeier. Einige Besucher vermißten Bier zur Bratwurst. Ebenso wenig durfte alkoholhaltiger Glühwein auf dem Markt ausgedient werden. Als Kompromiß gestatteten die amerikanischen Behörden, abseits, in der Nähe des Flusses, das promillehaltige Getränk zu verkaufen. Kontrolleure achteten darauf, daß kein Glühwein mit Alkohol auf den Markt geschmuggelt wurde. Auch die „Zwetschgenmännle“ konnten nicht angeboten werden, da die Fruchtfiguren Kerne mit Samen enthielten und damit dem Importverbot unterliegen. Aus dem selben Grund fehlten die gebrannten Mandeln. Auch die Hersteller der Rostbratwürste hatten Schwierigkeiten mit der Einfuhr. Das typische Christkindlesmarkt-Duftgemisch konnte sich deshalb nicht einstellen.

Die Partnerstadt Dresdens in den USA, Columbus/Ohio, veranstaltete einen Striezelmarkt erst im Jahr 1999, zu dem 70.000 Besucher kamen. Die Veranstaltung wurde 2000 wiederholt und bot 36 Stände mit „authentic German crafts, entertainment and foods“ auf.⁴⁷ Mögen die geschnitzten Holzfiguren tatsächlich vom Dresdner Vorbild inspiriert sein, so trifft das auf den Weihnachtskalender in Form einer großen Kuckucksuhr gewiß nicht zu.

Sowohl die Ausweitung der Besucherzahlen als auch die Nachahmung durch andere Städte belegen, daß die Weihnachtsmärkte keineswegs ein veraltetes Überbleibsel vormoderner Festkultur sind, sondern einen Teil der modernen Freizeitindustrie bilden. Im letzten Abschnitt soll es um die Frage gehen, ob sie dennoch an gemeinschaftsstiftenden Identifikationsprozessen mitwirken können.

3. Identifikation

Unter regionenbezogener Identifikation verstehen wir mit dem Sozialgeographen Peter Weichhart die „gedankliche Repräsentation und emotional-affektive Bewertung jener räumlichen Ausschnitte der Umwelt, die ein Individuum in sein Selbstkonzept einbezieht, als Teil seiner selbst wahr-

46 Vgl. Stadtarchiv Nürnberg, F7/ II Zeitgeschichtliche Sammlung: 21.2 Märkte, Handwerkerhof.

47 www.columbus-chamber.org/webextra_0011/news4.html.

nimmt“.⁴⁸ Identifikation ist also keine rein kognitive, sondern vor allem eine emotionale Form der Hinwendung zur Region. Einen Ansatz, der diese emotionale Seite thematisiert, bietet die neuere Ritualforschung („ritual studies“). Sie sieht Rituale als „eigene Ebene des kommunikativen Handelns“, die sich von der Ebene des argumentativen Diskurses deutlich unterscheidet und „auf die Durchsetzung einer hier und jetzt geltenden Gruppenidentität“ zielt.⁴⁹ Nach Myerhoff sind Rituale eine Form der persuasiven Kommunikation, die Gefühle indirekt über die Steuerung des Verhaltens beeinflussen soll. Daher haben Rituale häufig eine ausgeprägte physiologische Komponente und versuchen, alle menschlichen Sinne anzusprechen.⁵⁰ Als Arbeitsdefinition schlug Myerhoff vor: „Ritual is an act or actions intentionally conducted by a group of people employing one or more symbols in a repetitive, formal, precise, highly stylized fashion.“⁵¹ Nach dieser Definition wären nur bestimmte Zeremonien wie die Eröffnung des Marktes in Nürnberg oder der Stollenanschnitt in Dresden als Rituale zu fassen, während ansonsten zwar viele Symbole vorhanden sind, diese aber nicht in einer vorgeschriebenen, stilisierten Weise verwendet werden müssen. Parallelen gibt es aber insofern, als auch das weihnachtliche Marktbild alle Sinne anspricht: die einheitliche optische Gestaltung mit Buden aus Holz und Weihnachtsschmuck, die akustische Untermalung mit Weihnachtsliedern teils live, teils vom Band, das Duftgemisch aus Bratwürsten, Lebkuchen und Glühwein, das den Appetit der Besucher anregen soll. Komplettiert wird die Inszenierung, wenn die Besucher unter ihren Füßen weichen frischen Schnee spüren. Durch die engen Gassen und das üblicherweise herrschende Gedränge werden auch die Bewegungs- und Verhaltensspielräume der Besucher eingengt und auf die Alternative von Schauen (und Weitergehen) oder Konsumieren (und Stehen bleiben) reduziert. Myerhoff argumentierte, die Erfolgchancen eines Rituals hingen wie bei jeder Inszenierung davon ab, daß es überzeugend in Szene gesetzt werde. Im allgemeinen könne man aber davon ausgehen, daß Rituale erfolgreich seien, wenn sie keine offensichtlichen Fehlschläge seien.⁵² Diese Einschätzung mag etwas zu optimistisch sein, allerdings sind bei Veranstaltungen mit

48 P. Weichhart, *Raumbezogene Identität. Bausteine zu einer Theorie räumlich-sozialer Kognition und Identifikation*. Stuttgart 1990, S. 23.

49 A. Belliger/D. Krieger, Einführung, in: dies. (Hrsg.), *Ritualtheorien. Ein einführendes Handbuch*, Opladen 1998, S. 7-33, hier S. 29.

50 B. Myerhoff, *We don't wrap Herring in a Printed Page: Fusion, Fictions and Continuity in Secular Ritual*, in: S. Moore/B. Myerhoff (Hrsg.), *Secular Ritual*, Assen 1977, S. 199-224, hier S. 199.

51 Ebenda.

52 Ebenda, S. 222f.

freiwilliger Teilnahme die Besucherzahlen ein Indikator dafür, ob die Inszenierung gelungen ist, also beim Publikum ankommt.

Hinsichtlich der Identifikationsangebote stand in Nürnberg 1933 zunächst der lokale Bezug, symbolisiert durch den Rauschgoldengel, im Vordergrund. Schon 1934 jedoch trat der Verweis auf die Nürnberger Tradition in den Hinfgrund. Es war von „deutscher Weihnacht“ die Rede in der „Stadt des Führers“.⁵³ Der Fränkische Kurier beschwor die unverwechselbare Stimmung:

„Das ist wie ein Traum und wie ein heimlicher Zauber, geboren aus den innersten Bezirken der deutschen Seele. Hier lebt noch eine Welt, die uns oft im grauen Alltag verlieren zu sein scheint, und ergreift unser Herz mit unwiderstehlicher Gewalt“.⁵⁴

Nach dem Zweiten Weltkrieg, insbesondere in den 1970er Jahren, wurde der Markt eine Art Disneyland „Romantische deutsche Weihnacht“ – von rein kommerziellen Interesse geleitet und angesichts der wachsenden Konkurrenz unter dem beständigen Druck, Neuheiten zu präsentieren, ohne den „typischen“ Charakter zu verlieren. Allerdings blieb das Verpflegungsangebot stark auf Nürnberg zugeschnitten: Bratwürste, Glühwein und Lebkuchen dominierten.

In Dresden war der Christmarkt vor 1933 ein städtischer Markt gewesen, der vor allem lokale Erzeugnisse absetzen sollte. 1937 war daraus ein Markt von Spezialitäten aus fast allen Teilen Sachsens geworden: Erzgebirge, Vogtland, Oberlausitz und Westsachsen. 1940 berichteten die Dresdner Neuesten Nachrichten: „Das Erzgebirge kam in die Stadt mit all seiner schönen Buntheit aus Holz.“⁵⁵ Dazu paßte die Übernahme von Gestaltungselementen, die dem erzgebirgischen Weihnachtsfest entstammten, wie den Mettenlaternen und Schwibbögen. Der Kunsthistoriker Fritz Löffler schrieb später über den Striezelmarkt der Vorkriegszeit: „In ihnen [den Buden] durften ausschließlich die charakteristischen Erzeugnisse des Landes feilgeboten werden... Es war ein wenig von dem, was man heute als Nostalgie bezeichnet, entstanden zur Freude aller großen und kleinen Besucher.“⁵⁶

Auch in den 1990er Jahren ergänzten regionale Elemente die lokalen Symbole. Zwar stand beim Stollenfest eindeutig die Reklame für den Original Dresdner Stollen mit dem Qualitätssiegel des Stollenschutzverbandes

53 Fränkischer Kurier. Nürnberg-Fürther Neueste Nachrichten, Jg. 101, Nr. 334 vom 3.12.1934, S. 9.

54 Fränkischer Kurier. Nürnberg-Fürther Neueste Nachrichten, Jg. 101, Nr. 338 vom 7.12.1934, S. 9.

55 Weihnachtsvorfreude überall, in: Dresdner Neueste Nachrichten 16.12.1940, S. 4.

56 Zit. nach: H. Wozel, Der Dresdner Striezelmarkt (Anm. 31), S. 114.

und somit ein primär lokaler Bezug im Vordergrund. Auf dem Striezelmarkt insgesamt waren jedoch auch Elemente des erzgebirgischen Weihnachtsfestes (Riesenpyramide, Holzwaren) und mit Pulsnitzer Lebkuchen auch ein Produkt aus der Oberlausitz integriert. Zwar könnte man argumentieren, daß damit natürlich noch nicht ganz Sachsen seine Spezialitäten präsentierte (es fehlten z. B. das Vogtland, der Leipziger Raum, West- und Nordsachsen), dennoch ging der Markt über eine rein städtische Veranstaltung hinaus und näherte sich in den 1990er Jahren erstmals seit den 1940er Jahren wieder einem sächsischen Weihnachtsfest an. Für den Juristen und Schriftsteller Karl-Heinz Wiggert stellte der Striezelmarkt in den 1990er Jahren „eine lebendig gebliebene Erinnerung an meine Jugend im damals noch heilen Dresden dar“.⁵⁷ Die angeführten Zitate sollen exemplarisch deutlich machen, daß die Weihnachtsmärkte zur Erzeugung oder Bestätigung einer emotionalen Zuwendung zur Region auch in Zeiten der Populär- und Massenkultur geeignet waren.

4. Ergebnisse

Die Ergebnisse dieses Aufsatzes lassen sich in drei Thesen zusammenfassen:

1. Entscheidende Grundlagen für den Aufstieg der Massenkultur (in dem hier untersuchten Bereich) nach dem Zweiten Weltkrieg wurden in den 1930er Jahren gelegt, als lokale und regionale Akteure (Stadtverwaltung und Heimatwerk) versuchten, in einer populärkulturellen Inszenierung nationalsozialistische Indoktrination mit größtenteils erfundener lokaler Tradition zu verschmelzen.
2. Der Durchbruch der Massenkultur erfolgte in den beiden untersuchten Städten zwar zu unterschiedlichen Zeitpunkten, brachte aber ganz ähnliche Folgen mit sich. Der Versuch, Weihnachtsstimmung zu erzeugen, führte zu einer gewissen Standardisierung der Inszenierung, die aber nicht zu weit gehen durfte, damit das „typische“ lokale oder regionale Flair nicht verloren ging. Dagegen orientieren sich die in den USA nach dem Vorbild deutscher Städte abgehaltenen Weihnachtsmärkte eher an als typisch deutsch gesehenen Traditionen.
3. Von der sogenannten „Freizeitindustrie“ organisierte Veranstaltungen schließen Identifikationsprozesse mit lokalen, regionalen oder nationalen Gemeinschaften keineswegs aus. Wenn das ritualtheoretische Argument stimmt, daß die Vermittlung von Gemeinschaftsgefühl in erster

57 K.-H. Wiggert, *Erinnerungen an mein altes Dresden*, Taucha 1998, S. 63.

Linie von der Glaubwürdigkeit der Inszenierung abhängt, dann dürfte die Professionalisierung des Angebots Identifikationsprozesse eher anregen als behindern.

Caitlin E. Murdock

Böhmisches Bier und Sächsische Textilien. Das sächsisch-böhmische Grenzgebiet als Konsum- region (1900–1933)¹

Wenn man heutzutage die sächsisch-böhmische Grenze an einem der offiziellen Grenzübergänge überquert, findet man Grenzmärkte, wo Tschechen und Vietnamesen Massen von deutschen Touristen billige Zigaretten, Alkohol, Kleidung und Gartenzwerge anbieten. Die meisten dieser Touristen wohnen in Grenznähe und fahren nur nach Tschechien, um dort billig einzukaufen, zu tanken, essen zu gehen – böhmische Knödel inklusive – und danach wieder nach Hause zu fahren. Für die unmittelbar an der Grenze liegenden tschechischen Gemeinden haben die Käufer aus den angrenzenden deutschen Märkten bedeutenden Einfluss auf die sozialen und ökonomischen Verhältnisse in der Grenzregion. Neben Geld bringen deutsche Konsumenten außerdem auch soziale Probleme wie Drogen und Prostitution in die tschechischen Grenzgebiete.

So wie die Grenze und die Bevölkerung jenseits der Grenze heute für die tschechischen Grenzgebiete wichtig sind, waren sie es in der Weimarer Republik für sächsische Gemeinden im Mittelerzgebirge. Diese Städte waren in einer grenzüberschreitenden regionalen Wirtschaft verflochten. Ihre lokalen Verhältnisse wurden somit nicht nur durch die wirtschaftliche und politische Situation im eigenen Land, sondern auch durch die in der neuen Tschechoslowakei beeinflusst. Die Grenzbewohner lebten und konsumierten in einer grenzüberschreitenden Region. Sie zeigten eine wichtige Flexibilität in ihrer Lebensweise und in ihren Beziehungen zur Grenze. Obwohl die sächsisch-böhmische Grenze nach dem Ersten Weltkrieg immer mehr reguliert wurde, fanden Grenzbewohner Strategien, um diese grenzüberschreitende Konsumregion zu ihren Gunsten weiter zu nutzen.²

Im Jahre 1931 schrieb die sächsische Staatskanzlei die Amtshauptmannschaften Sachsens an und fragte nach den wirtschaftlichen und sozialen

1 Dank an *The German Marshall Fund of the United States* für die finanzielle Unterstützung dieser Forschung und an Wulf Wäntig für seine Hilfe.

2 Helmut Walser Smith argumentiert, daß die sächsische Staatsgrenze nicht immer die Grenze der sächsischen Geschichte ist, und daß die Gründung und Entwicklung von Grenzen am besten im lokal Kontext zu verstehen ist. Siehe: H. Walser Smith, *The Boundaries of the Local in Modern German History*, in: J. Rettack (Hrsg.), *Saxony in German History: Culture, Society, and Politics, 1830–1933*, Ann Arbor 2000, S. 63-76.

Verhältnissen der sächsischen Grenzgebiete sowie nach den Gründen der weitgehenden Armut der Grenzregion nach dem Ersten Weltkrieg und den regionalen Beziehungen zur Tschechoslowakei.³ Der Anlaß war ein neuer Grenzlandfond, den die Berliner Regierung gegründet hatte, um Grenzregionen zu unterstützen, die sich nach dem Ersten Weltkrieg in politischer, sozialer, wirtschaftlicher oder militärischer Gefahr befanden. Obwohl dieser Fond zuerst für den preußischen Osten gedacht war, hatte sich Bayern wegen seiner Grenze mit der Tschechoslowakei 1931 um Grenzlandgeld beworben. Die sächsische Regierung folgte sehr schnell dem bayerischen Vorbild, und argumentierte, daß Sachsens engere Beziehungen zur Tschechoslowakei und sein viel dichter besiedeltes Grenzgebiet einen höheren sächsischen Anspruch auf Grenzlandgeld begründeten als Bayern ihn haben wollte. Deswegen versuchte die sächsische Regierung nun genaue Informationen über die Verhältnisse in ihrer Grenzregion zu sammeln.⁴

Die Berichte, die folgten, beschrieben regionale Märkte und enge grenzüberschreitende ökonomische Beziehungen im mittleren Erzgebirge. Regionen, die vor dem Ersten Weltkrieg einen blühenden Verkehr von Gütern und Arbeitskräften hatten, erlebten einen bedeutenden Rückgang dieses Verkehrs nach dem Kriege. Aber grenzüberschreitende wirtschaftliche Regionen blieben trotzdem auch in der Weimarer Zeit wichtig, und sächsische Grenzbewohner änderten ständig ihre Konsum- und Produktionsgewohnheiten, um sie an die wechselnden ökonomischen und gesetzlichen Verhältnisse der Weimarer Republik anzupassen.

2. Städtisches Konsum im Grenzgebiet: Jöhstadt und Bärenstein

Zum Beispiel Jöhstadt: Jöhstadt liegt unmittelbar an der tschechischen Grenze. Wie sonst in den Gebirgen entlang der Grenze, ist es auch hier kalt, steinig und für Landwirtschaft schlecht geeignet. Seine Lage am Erzgebirgskamm isoliert Jöhstadt vom sächsischen Binnenland, und es ist dadurch näher an den angrenzenden tschechischen Gemeinden als an den sächsischen. Jöhstadt erlebte eine große Entwicklungsexpansion mit der Industrialisierung in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts.⁵ Wie andere Gebiete im Erzgebirge mit schwach entwickelter Landschaft, hatte Jöhstadt eine Tradition von Handwerk und Manufaktur.⁶ Mit der Industrialisierung erweiterte sich diese Tradition durch bessere Transportmöglichkeiten und

3 Sächsisches Hauptstaatsarchiv Dresden (SHStA), Amtshauptmannschaft Annaberg 592, S. 2.

4 SHStA, Amtshauptmannschaft Annaberg 592, S. 110.

5 SHStA, Amtshauptmannschaft Annaberg 592, S. 12.

6 Ebenda, fol. 11-12.

durch die Entwicklung von internationalen Märkten für sächsische Güter. Jöhstadt profitierte von einem Doppelvorteil: seine Industrien exportierten zum einem Luxuswaren für internationale Märkte, und zum anderen bedienten sie den regionalen Markt mit Luxuswaren, Lebensmitteln, und Handwerks Gütern. Aus dem Bericht des Bürgermeisters von Jöhstadt von 1931 geht hervor, daß die Bevölkerung im ökonomischen Einzugsgebiet um Jöhstadt auf sächsischer Seite 11.500 Menschen umfaßte, während die benachbarten böhmischen Orte, zu denen Jöhstadt ökonomische Beziehungen hatte, eine Bevölkerung von mehr als 24.000 umfaßten.⁷ Außerdem bestand Jöhstadts eigene Bevölkerung zu 20 Prozent aus Deutschböhmen.⁸ Vor dem Ersten Weltkrieg waren die Bewohner der böhmischen Grenzgebiete um Jöhstadt die Hauptkonsumenten für die Waren der Jöhstädter Handwerker und Geschäftsleute. Die Jöhstädter Jahrmärkte zogen regelmäßig 4000-6000 böhmische Besucher an – viel mehr als aus Sachsen kamen.⁹

Diese engen wirtschaftlichen Beziehungen zwischen Jöhstadt und seinen böhmischen Nachbarn waren nicht außergewöhnlich. Andere Städte wie Bärenstein und Oberwiesenthal erlebten ein ähnliches industrielles und handwerkliches Wachstum durch ihren Kontakt zu benachbarten böhmischen Märkten. Vor dem Ersten Weltkrieg kamen viele Böhmen über die Grenze, um in Sachsen Waren des täglichen Bedarfs sowie Luxusartikel einzukaufen. Sie kauften unter anderem Lebensmittel, Bekleidung, Textilien und Schuhe. Damals bestand die Kundschaft in den Bärensteiner Geschäften bis zu 75 Prozent aus Deutschböhmen.¹⁰ Obwohl in dieser Zeit Löhne und Preise auf sächsischer Seite etwas höher waren als auf der böhmischen, waren es andere Faktoren, die die sächsischen Grenzstädte zu Einkaufszentren für das benachbarte Böhmen werden ließen. Im späten 19. Jahrhundert verbesserte Sachsen seine Infrastruktur bedeutend mit neuen Strassen und Bahnstrecken und machte dadurch den Verkehr von Gütern, Informationen und Arbeitskräften viel einfacher als es in Böhmen blieb.¹¹

7 Ebenda, fol. 11.

8 Ebenda, fol. 12.

9 Ebd., fol. 17; Die Käufer auf dem Oberwiesenthaler Jahrmarkt kamen vor dem ersten Weltkrieg zu 90 Prozent aus Böhmen. Siehe: Amtshauptmannschaft Annaberg 592, fol. 48.

10 SHStA, Amtshauptmannschaft Annaberg 593, fol.277.

11 Das benachbarte Böhmen war ein Grund für die Verkehrsentwicklung Sachsens, vor allem im Grenzgebiet. Siehe: R. Buschick, Die Abhängigkeit der verschiedenen Bevölkerungsdichtigkeiten des Königreiches Sachsen von den geographischen Bedingungen, Leipzig 1893, S. 61; Die böhmischen Eisenbahnlinien waren, wie die deutschen, relativ entwickelt im späten 19. Jahrhundert. Sie führen allerdings nicht direkt in den Grenzgebieten. Siehe: M. Hlavacka, Revolution in Transport in the Czech Lands, in: Hospodarské dějiny, Jg. 18 (1990), S. 313.

Böhmische Grenzbewohner profitierten von diesen sächsischen Fortschritten durch den Zugang zu Gütern über die Grenze. Aufgrund der größeren Entfernungen und schlechteren Verkehrsverhältnisse in Böhmen konnten sie dort an diese Güter nur schwer gelangen. Die Verbesserung der sächsischen Infrastruktur förderte auch die Expansion der sächsischen Industrie, die dadurch einen höheren Bedarf an Arbeitskräften hatte, als die einheimische Bevölkerung decken konnte. Gefragt waren daher nicht nur Konsumenten, sondern auch Arbeitskräfte aus den angrenzenden böhmischen Orten.¹² Eine wachsende Zahl Böhmen arbeitete in Sachsen,¹³ und viele gingen einfach täglich über die Grenze zur Arbeit. Da sie ihren Lohn in Reichsmark verdienten, wurde ihnen der regelmäßige Einkauf in Sachsen nochmals erleichtert.

Daß Böhmen als regionaler Markt und Quelle für Arbeitskräfte fungierte, war für das rapide wirtschaftliche Wachstum von Städten wie Jöhstadt oder Bärenstein enorm wichtig. Aber das Geld floß nicht nur von Böhmen nach Sachsen, sondern auch umgekehrt, und nicht alle sächsischen Grenzbewohner freuten sich über den wachsenden wirtschaftlichen Verkehr über die Grenze. Schon im Jahre 1907 klagten sächsische Bäcker, daß eine bedeutende Anzahl von Grenzbewohnern Brot und andere Backwaren in Böhmen kauften. Grenzregulierungen bestimmten, daß jede sächsische Familie im Grenzgebiet drei Kilogramm Brot wöchentlich aus Böhmen importieren durfte, und vielfach wurden auch größere Mengen illegal eingeschmuggelt.¹⁴ Brot war in Böhmen zugleich billiger und von besserer Qualität als in Sachsen,¹⁵ und für eine Bevölkerung, die großenteils von Brot lebte, war es nur konsequent, diesen Preisunterschied als einen Vorteil des Lebens an der Grenze auszunutzen. Daher verstanden sächsische Konsumenten die angrenzenden böhmischen Orte als Teil ihrer Einkaufsregion, die sächsischen Bäcker sahen die Situation etwas anders. Ihrer Meinung nach sollten sächsische Konsumenten in Sachsen einkaufen, anstatt sich wie Bewohner einer grenzüberschreitenden Region zu verhalten. Gegenüber der Regierung sahen Bäckervertreter ein moralisches Element in dem grenzüberschreitenden Konsum. Sie behaupteten, daß alle sozialen Schichten an dieser Einfuhr von Brot und anderen Lebensmitteln teilnahmen.

12 Die sächsische Ministerium des Innern hatte sich mit der Frage böhmische Wanderarbeiter schon in den 1880er Jahren beschäftigt. Siehe: SHStA, Ministerium des Innern 15855, fol. 52-74.

13 Obwohl diese Arbeitermigration generell von Böhmen nach Sachsen ging, gab es in Grenzorten, wo Industrien an der böhmischen statt der sächsischen Seite der Grenze konzentriert waren, eine ähnliche sächsische Migration nach Böhmen vor und nach dem Ersten Weltkrieg. SHStA, Außenministerium 1711, fol. 53.

14 SHStA, Amtshauptmannschaft Schwarzenberg 2824, fol. f.

15 SHStA, Amtshauptmannschaft Schwarzenberg 2824, fol. 41.

Obwohl die Bäcker zugeben konnten, daß Arbeiter wegen ihrer Armut einen verständlichen Grund dafür hatten, die Preisunterschiede zwischen Sachsen und Böhmen auszunutzen, hatten die Bäcker kein solches Verständnis für reichere Leute. Die Bäckerinnung meinte:

„(Die Arbeiter) bilden nur das Mittel zum Zweck in der Hand der Begüterten...um ihre privaten und wirtschaftlichen Bestände auf billige Weise zu versorgen.“¹⁶

Sachsen, und vor allem die Wohlhabenden, hätten ihre eigenen Landsleute und ihre eigene Wirtschaft durch Einkäufe zu unterstützen, auch wenn die Preise in Sachsen bedeutend höher waren als in Böhmen. Wenn aber die Einfuhr von Konsumgütern von Böhmen nach Sachsen zu groß wurde, würden nicht nur die sächsischen Bäcker, sondern das ganze Grenzgebiet unter wirtschaftlichen Problemen leiden.¹⁷ Selbst diejenigen, die nicht mit Handel und Gewerbe zu tun hatten, würden letztendlich Probleme durch den lokalen Steuerverlust haben.¹⁸ Wenn sächsische Konsumenten böhmische Bäcker aufsuchten, wäre dies, so argumentieren die sächsischen Bäcker, kein Beispiel von Sparsamkeit, sondern eines kurzsichtiger Selbstsucht. Insofern hatten Verkäufer und Konsumenten sehr unterschiedliche Vorstellungen von Konsumregionen im Grenzgebiet. Für die Konsumenten war die Grenze weniger eine Trennlinie als vielmehr eine Quelle ökonomischer Vorteile innerhalb einer Wirtschaftsregion. Die Grenze bot Zugang zu einem anderen Preissystem, zu einem anderen Versorgungsnetz, und zu unterschiedlichen Regulierungen von Handel und Konsum. Die Bäcker versuchten andererseits, die Grenze in ihrer wirtschaftlichen und politischen Trennfunktion darzustellen, und forderten weitere Einschränkungen des kleinen Grenzverkehrs und den Aufbau einer Identität als Bewohner des sächsischen anstatt des sächsisch-böhmischen Grenzgebietes unter den Grenzbewohnern, die – so hofften sie – einen moralischen Druck gegen den grenzüberschreitenden Konsum entwickeln würde.

In einem ähnlichen Fall im Jahre 1891 baten sächsische Gastwirte aus dem Grenzgebiet der Amtshauptmannschaft Schwarzenberg um eine Erleichterung in der Regulierung von Tanzen und Tanzmusik. Sächsische Kirchen- und Regierungsbehörden waren aus moralischen Gründen gegen das Tanzen an Sonn- und Feiertagen. Das Argument der Gastwirte war ein wirtschaftliches: sie erklärten, daß böhmische Kneipen direkt an der Grenze Tanzmusik abends länger als die sächsischen und zudem auch an Sonn- und Feiertagen spielten. Sachsen, die tanzen und Musik hören wollten, ta-

16 Ebenda, fol. 6.

17 Ebenda, fol. 12.

18 Ebenda, fol. 9.

ten dies einfach jenseits der Grenze. Damit versagte der moralische Schutz der sächsischen Regulierungen, vor allem aber litten die sächsische Gastwirte darunter, daß ihre einheimischen Kunden ihr Bier jenseits der Grenze tranken. Die sächsischen Regulierungen, so die Gastwirte, brachten damit in den sächsischen Grenzgemeinden ökonomische Härte ohne moralischen Gewinn.¹⁹

Obwohl die Menschen beiderseits der sächsisch-böhmischen Grenze das Angebot an Gütern und Preisen im Grenzgebiet relativ einfach ausnutzen konnten, brachte es die Existenz dieser politischen und wirtschaftlichen Grenze mit sich, daß den Vorteil als Hauptkonsumort der Grenzbewohnerschaft normalerweise eine Seite hatte, gleich, ob es eine Frage von Brot, Holz oder Konsumgütern war. Aber der Standort dieses Vorteils blieb nicht fest. Durch Veränderungen der Verhältnisse im Grenzgebiet wechselte er zwischen der sächsischen und der böhmischen Seite hin und her, und die Grenzbewohner paßten sich diesen Änderungen schnell an.

2. Der Erste Weltkrieg und die Folgen

Der Erste Weltkrieg markierte einen wichtigen Wendepunkt in den Grenzverhältnissen. Für Sachsen bedeutete er den Niedergang ganzer Industrien, und viele Exportmärkte, auf die sächsische Industrien vorher ausgerichtet waren, gingen verloren.²⁰ Städte wie Jöhstadt erlebten am Anfang des Krieges einen starken Rückgang ihrer Industrien, konnten dann aber die Situation durch Kriegsproduktion verbessern, und einigen Industriebranchen ging es während des Krieges sogar besser als vorher.²¹ Solche Industrien benutzten Böhmen wieder als eine Quelle für Arbeitskräfte.²² Andere dagegen – besonders die Bekleidungs- und Luxuswarenbranchen – gingen unter. Während des Krieges wurde der Grenzverkehr bedeutend begrenzt, sowohl von Deutschland als auch von Österreich-Ungarn, obwohl beide Staaten Verbündete waren.²³ Viele erfahrene Facharbeiter aus den sächsischen Industrien gingen in die Österreichisch-Ungarische Armee und waren als Arbeitskräfte verloren. Aber wenn die Menschen mit dem Frieden eine Verbesserung der Lage im Grenzgebiet erwarteten, wurden sie enttäuscht. Anders als vorher Österreich-Ungarn, wurde die neue Tschecho-

19 SHStA, Amtshauptmannschaft Schwarzenberg 2584.

20 SHStA, Amtshauptmannschaft Schwarzenberg 1956, fol. 3; Amtshauptmannschaft Schwarzenberg 188, fol. 41.

21 SHStA, Amtshauptmannschaft Schwarzenberg 1956, fol. 26.

22 SHStA, Amtshauptmannschaft Annaberg 592, fol. 20; Amtshauptmannschaft Schwarzenberg 210, fol. 91.

23 SHStA, Amtshauptmannschaft Schwarzenberg 188, fol. 43; Amtshauptmannschaft Schwarzenberg 187, 31.7.1914.

slowakei von Deutschland als Gegner verstanden,²⁴ und beide Staaten versuchten, den Grenzverkehr wieder zu beschränken. Für die sächsischen Grenzindustrien bedeutete das den Verlust der ehemaligen böhmischen Arbeitskräfte sowie ihrer böhmischen Märkte. Viele solcher Industrien waren weiter von Böhmen abhängig als Quelle für Rohstoffe wie Holz, Braunkohle, Stahldraht für Kunstblumen, oder Schafsdarm für Instrumentensaiten. Ab 1922 und mit dem Beginn der deutschen Inflation 1923 veränderte sich die ökonomische Situation dramatisch. Die Inflation traf Sachsen besonders hart. Die Arbeitslosigkeit war zwei Mal so hoch wie im gesamten Deutschland²⁵, und es gab Lebensmittelunruhen in den Städten.²⁶ In den Grenzgebieten vertieften die ökonomischen Beziehungen zur Tschechoslowakei die Krise noch weiter. Mit dem Untergang der Reichsmark und dem höheren Stand der Tschechenkrone, die von der Entente gestützt wurde, wurden Waren in Sachsen bedeutend billiger als in der Tschechoslowakei. Die Menschen strömten aus Böhmen über die Grenze, um in Sachsen einzukaufen, und Wechselstuben schossen wie Pilze über nacht entlang der Grenze aus dem Boden.²⁷ In einem Fall in Oktober 1922 gab es einen solchen Ansturm von Tschechoslowaken an einem Grenzübergang, die Geld wechseln und in Sachsen einkaufen wollten, daß die Wechselstuben schließen mußten.²⁸

Anders als in der Vorkriegszeit freuten sich weder die sächsischen Grenzbewohner noch die sächsische Regierung sehr über diese Welle böhmischer Konsumenten. Nach dem Krieg herrschte Mangel an vielen Artikeln, von Lebensmitteln bis zur Bekleidung.²⁹ Böhmisches Einkaufstouristen mit ihren starken Kronen trieben die Preise in die Höhe und führten Waren aus, die schon für die einheimische Bevölkerung nicht in ausreichender Menge vorhanden waren. Die Erbitterung unter den Grenzbewohnern über den Schmuggel war so groß, daß Unruhen befürchtet wurden.³⁰ Verschiedene Bürgermeister wandten sich an die Regierung in Dresden, mit der Bitte, Geschäftsleute unter Druck zu setzen, ihre Waren nicht an Ausländer zu verkaufen. Sonderkontrollen an den Grenzbahnhöfen wurden

24 SHStA, Amtshauptmannschaft Oelsnitz 935, fol. 51.

25 G. Feldman, Saxony, the Reich, and the Problem of Unemployment in the German Inflation, in: *Archiv für Sozialgeschichte* 27 (1987), S. 102-44.

26 B. Lapp, Remembering the Year 1923 in Saxon History, in: J. Retallack (Hrsg.), *Saxony in German History*, Ann Arbor 2000, S. 327.

27 SHStA, Amtshauptmannschaft Schwarzenberg 2825, fol. 13, 16, 68.

28 SHStA, Amtshauptmannschaft Glauchau 24, fol. 137.

29 Verschärfte Grenzkontrolle nach dem Krieg waren zum Teil dazu gedacht, die Ausfuhr von wichtigen Gütern zu verhindern. SHStA, Amtshauptmannschaft Freiberg 1590, fol. 85.

30 SHStA, Amtshauptmannschaft Glauchau 24, fol. 170.

eingeführt, um Schmuggel zu unterbinden. Dabei wurden zwar vereinzelt große Mengen an Waren über die Grenze zum Wiederverkauf geschmuggelt,³¹ aber die meisten versorgten in erster Linie sich selbst durch den Schmuggel. Solche Kleinschmuggler waren oft Frauen und Kinder, und die sächsische Regierung setzte weibliche Zollbeamte ein, um im Verdachtsfall Frauen an den Grenzbahnhöfen durchsuchen zu können.³²

Die sächsische Regierung erfaßte die Häufigkeit des Schmuggelns an der Grenze. Daß bei einem deutlichen Preisgefälle an der Grenze oder bei ungleicher Verfügbarkeit von Waren, die etwa auf einer Seite reichlicher vorhanden waren, viel geschmuggelt wurde, war keine Überraschung. Aber sobald sich die Verhältnisse ausglich, ging der Schmuggel umgehend bedeutend zurück,³³ und sobald die ökonomische Bilanz sich änderte, änderte sich auch die Richtung des Schmuggels.³⁴ In den turbulenten 1920er Jahren konnten sich sowohl Häufigkeit als auch Richtung des Schmuggels von Monat zu Monat, oder sogar von Woche zu Woche ändern. Obwohl die sächsische Regierung die Häufigkeit des Schmuggels im kleinen Grenzverkehr scharf beobachtete, konnte sie ihn schlecht verhindern. In dem Maße, wie der Verkehr über die offiziellen Grenzübergänge immer mehr reguliert wurde, wandten sich die Grenzbewohner der „grünen Grenze“ zu.³⁵ Die lange gewachsenen Beziehungen zwischen Bewohnern im Grenzgebiet hatten viele inoffizielle Grenzübergänge entstehen lassen – mehr als der deutsche und der tschechische Grenzschutz zusammen kontrollieren konnten, selbst wenn sie zur Zusammenarbeit bereit gewesen wären.

Sah die Rückkehr der böhmischen Konsumenten in die sächsischen Grenzstädte während der Inflation zuerst wie eine Erneuerung der Vorkriegsmärkte aus, deren Verlust die sächsischen Geschäftsleute nach dem Kriege bedauert hatten, so war die Situation in Wirklichkeit völlig anders. Nach dem Krieg herrschte Mangel an Lebensmitteln und anderen Gütern – das Einströmen von böhmischen Konsumenten mit ihren starken Kronen bedeutete nun vor allem weitere Knappheit für die sächsischen Grenzbewohner. Geschäftsleute wurden gewarnt, ihre Waren nicht an Ausländer zu verkaufen.³⁶ Jene fingen an, die böhmischen Einkäufer nicht als Deutsch-

31 SHStA, Amtshauptmannschaft Freiberg 1590, fol. 15; Amtshauptmannschaft Freiberg 1633, fol. 51.

32 SHStA, Amtshauptmannschaft Freiberg 1590, fol. 50, 93; Amtshauptmannschaft Glauchau 24, fol. 198.

33 SHStA, Amtshauptmannschaft Freiberg 1633, fol. 194; Amtshauptmannschaft Glauchau 24, fol. 212.

34 SHStA, Amtshauptmannschaft Freiberg 1633, fol. 114.

35 Ebenda, fol. 67.

36 Ebenda, fol. 44.

böhmen, was die meisten waren, sondern als Tschechoslowaken zu bezeichnen.³⁷ Noch 1919 hatte Sachsen Unterstützung für die deutschböhmi- schen Brüder gegen die Tschechen gefordert³⁸, doch als Tschechoslowaken wurden ihnen dieselben Menschen 1922/1923 genauso fremd wie die Tschechen und Slowaken. Es gab sogar Fälle, in denen Sachsen darüber klagten, daß die Deutschböhmen schwieriger als Ausländer zu erkennen waren, weil sie Deutsch als Muttersprache sprachen.

Die Welle böhmischer Einkaufstouristen, die mit der Inflation nach Sachsen kamen, endete abrupt mit der Stabilisierung der Reichsmark und mit der Schwäche der Tschechenkrone.³⁹ Als die Preise entlang der Grenze sich ausglich, und in der Tschechoslowakei teilweise sogar unter die deutschen fielen, kehrten die böhmischen Grenzbewohner wieder zu ihren eigenen Geschäften zurück, und viele kleine Geschäfte in den böhmischen Grenzorten, die während der Inflation wegen der billigen Preise in Sachsen hatten schließen müssen, öffneten wieder ihre Türen. Im März 1923 wurden nur noch Gold und Textilien in die Tschechoslowakei eingeschmuggelt.⁴⁰ Als dann im Mai 1923 die Krone wieder stieg, standen die Cafés und Gaststätten auf tschechoslowakischer Seite wieder leer: man begab sich wieder in die billigeren sächsischen Lokale.⁴¹ Im Jahre 1927 waren es dann wieder die sächsischen Gastwirte, die sich beklagten, weil ihre Kunden über die Grenze gingen, um dort das billige und gute böhmische Bier zu trinken.⁴² Diese oft rapiden Änderungen der Konsumgeographie demonstrieren, wie sehr die sächsischen und böhmischen Grenzbewohner beide Seiten der Grenze als eine Konsumregion ansahen. Obwohl die Mißachtung der offiziellen Grenzsperrungen die Trennfunktion bisweilen völlig aufzuheben schien, war man sich doch der Vor- und Nachteile, die die Grenze bot, genau bewußt, und paßte die Konsumpraxis an die sehr wechselhafte Grenzsituation in der Zeit der Weimarer Republik an.

Und auch die Geschäftsleute, die klagten, daß ihre Kunden sie im Stich ließen, sobald sie billig über die Grenze einkaufen gingen, nutzten doch auch selbst die Grenzsituation aus, wo und wann sie konnten. Zwar machten die Berichte von 1931 klar, wie sehr die sächsischen Industrien in den 1920er Jahren wegen der niedrigen Löhne, Steuern, Zinsen und Transportkosten jenseits der Grenze gegenüber den böhmischen an Konkurrenzfä-

37 Ebenda, fol. 73.

38 SHStA, Amtshauptmannschaft Schwarzenberg 1767.

39 SHStA, Amtshauptmannschaft Freiberg 1590, fol. 183.

40 SHStA, Amtshauptmannschaft Glauchau 24, fol. 212.

41 Ebenda, fol. 256, 265.

42 SHStA, Amtshauptmannschaft Oelsnitz 1101, fol. 4; Amtshauptmannschaft Auerbach 78, fol. 10.

higkeit verloren hatten; dennoch versuchten Geschäftsleute diese Probleme zu lösen. Während der deutschen Inflation zogen einige böhmische Firmen über die Grenze nach Norden, um die billigeren Preise und niedrigeren Löhne auszunutzen. So gründeten Anfang des Jahres 1922 einige böhmische Kunstblumen- und Glasmanufakturen Zweigstellen in Sachsen, weil die Stärke der Tschechenkrone Ihre Produkte sonst unausführbar gemacht hätte.⁴³ Als die Währung sich dann stabilisierte, wurden Rohstoffe und Arbeitskräfte in Böhmen wieder billiger als in Sachsen, und viele sächsische Unternehmen zogen umgekehrt nach Süden über die Grenze.⁴⁴ Dabei mußten sie als Arbeitgeber feststellen, daß die zunehmende Regulierung des Grenzverkehrs von Seiten der sächsischen wie auch der tschechoslowakischen Regierung es schwierig machte, böhmische Arbeitskräfte wie vor dem Kriege in Sachsen zu beschäftigen. Begrenzungen im Handel sowie politische Spannungen zwischen Deutschland und der Tschechoslowakei trennten viele Industrien von ihren Rohstoffquellen. Auch als Konsumenten solcher Rohstoffe machte es somit Sinn für diese Firmen, südlich über die Grenze zu ziehen. Schließlich investierte die Tschechoslowakei in der Zwischenkriegszeit stark in ihre Industrien,⁴⁵ während in sächsischen Grenzgebieten das Geld fehlte, neue Technologien zu beschaffen und sich auf dem Weltmarkt konkurrenzfähig zu halten. Ihre Situation wurde dadurch erschwert, daß viele Länder, besonderes die der Entente, lieber mit der Tschechoslowakei als mit Deutschland handelten. Dadurch eroberte die Tschechoslowakei viele internationale Märkte, die die deutschen Industrien vor dem Kriege bedient hatten.⁴⁶ Verschiedene tschechoslowakische Firmen versuchten, die Situation auszunutzen, um sächsische Firmen aufzukaufen oder Facitarbeiter abzuwerben und in die Tschechoslowakei umzusiedeln.⁴⁷ Ganze Industriezweige – wie die Herstellung von Lampenfransen und Perltaschen – wanderten nach der Tschechoslowakei ab.⁴⁸ Letztlich nutzten die Produzenten als spezifische Konsumenten im Grenzgebiet die Grenzsituation genau so aus wie andere Grenzbewohner. Sobald sie auf ökonomische Schwierigkeiten stießen – besonders, wenn diese durch die Grenze entstanden oder gesteigert wurden – versuchten auch sie, dieselbe Grenze in ihrem eigenen Interesse auszunutzen.

43 SHStA, Amtshauptmannschaft Glauchau 24, fol. 126, 134, 137.

44 SHStA, Amtshauptmannschaft Annaberg 592, fol. 66. In den 1930er Jahren wanderten auch Heimarbeits-Aufträge wegen der bis zu 50 Prozent niedrigeren Löhne in die Tschechoslowakei ab. Siehe: Amtshauptmannschaft Annaberg 593, fol. 121.

45 Siehe z.B.: SHStA, Amtshauptmannschaft Annaberg 592, fol. 22.

46 SHStA, Amtshauptmannschaft Annaberg 592, fol. 95.

47 Siehe z.B.: SHStA, Amtshauptmannschaft Marienberg 337, fol. 19.

48 SHStA, Amtshauptmannschaft Annaberg 592, fol. 96.

3. Schluß

Zusammengesehen machen also die Berichte der sächsischen Amtshauptmannschaften von 1931 klar, daß das Grenzgebiet zwischen Sachsen und der Tschechoslowakei auch in der Weimarer Zeit noch von den Grenzbewohnern beider Länder als eine zusammenhängende Konsumregion genutzt wurde. Aber politische wie ökonomische Veränderungen hatten schon begonnen, diese im 19. Jahrhundert entstandenen Verhältnisse zu untergraben. Obwohl die Bewohner der Grenze schmuggelten, und Geschäftsleute im Grenzgebiet ihre Fabriken verlegten, um neuen Grenzregulierungen und Grenzsperrungen aus dem Weg zu gehen, wurde es immer schwieriger, diese grenzüberschreitenden Verhältnisse beizubehalten. Die wachsende Regulierung der modernen Staaten formte in der Weimarer Zeit aus einer übergreifenden Konsumregion eine Grenze mit zwei einander klar gegenüberliegenden Seiten. Das Tauziehen zwischen Nationalstaaten und regionaler Bevölkerung gewannen letztendlich die Staaten, aber ihr Sieg war weder einfach noch absolut.

Rolf Petri

Deutsche Heimat 1850–1950¹

Das deutsche Wort Heimat verweist auf eine Beziehung zwischen Menschen und Raum. Allerdings ist die geographisch-historische Eingrenzung der Bezugsräume keine feststehende, sondern situationsbedingt verschiebbar, etwa von der unbestimmteren Gegend oder Landschaft auf klarer abgegrenzte, in ihrer Größe und Übersichtlichkeit erheblich varrierende Gebilde wie Dorf, Stadt, Land, Nation oder Vaterland. Weder geometrische Koordinaten noch geographische und politische Grenzen produzieren an sich schon Heimat. Dies liegt aber weniger daran, daß Heimat nur eine räumliche Kulisse sozialer Beziehungen sei,² sondern daran, daß es bei ihr auf subjektive Blickwinkel und Standpunkte ankommt. Heimat meint nämlich weniger einen konkreten Ort als den Vorgang seiner Verinnerlichung. Sie meint Identifikation, Erinnerung und psychologische Verarbeitung von Körpern und Kulturzeugnissen wie Familie, Landschaft, Architektur, Wege, Grenzen, Sprache, die immer wieder neu zu Zeichen der Heimat gemacht und deren Signale als solche interpretiert und verstanden werden müssen.³

In der jüngeren Literatur wird vielfach davon ausgegangen, Heimat habe sich im deutschen Sprach- und Kulturraum wegen der Beliebtheit ihrer geographischen Bezüge besonders gut dazu geeignet, im Zeitalter des Nationalismus die Parallelkonstruktion verschiedener territorialer Identitäten zu unterstützen. Für Reinhard Johler wurde das Wort, obgleich noch in einem territorialen Sinne verstanden, zu einem vor allem emotionalen Verbindungsstück zwischen den unmittelbaren Lebenszusammenhängen in Dorf oder Stadt und der Nation.⁴ Für Alon Confino diente es dazu, dem jungen und 1871 wie zufällig entstandenen Kaiserreich durch die Darstellung der Nation in einer „lokalen Metapher“ ein kollektives Gedächtnis zu

1 Ich danke Franz I. Bauer und Heinz-Gerhardt Haupt für die vielen, äußerst wertvollen Anregungen und Hinweise. Trotzdem verbleibende Fehler und Schwächen des Textes sind allein auf den Autor zurückzuführen.

2 H. Bausinger, Heimat und Identität, in: K. Köstlin/H. Bausinger (Hrsg.), Heimat und Identität. Probleme regionaler Kultur, Neumünster 1980, S. 19.

3 I. M. Greverus, Der territoriale Mensch. Ein literatur-anthropologischer Versuch zum Heimatphänomen, Frankfurt a. M. 1972, S. 31.

4 R. Johler, Nazionalismo e costruzione di regioni: un esempio tedesco, in: S. Cavazza/R. Johler, Identità e culture regionali. Germania e Italia a confronto, in: Memoria e Ricerca, 6, Forlì 1995, S. 29-50, hier S. 41.

stiften, das die regionalen Besonderheiten mit der Einheit der Nation ver-söhnte.⁵

Sieht man von *Confinos* geographisch-historischer Einengung ab⁶, macht sich der vorliegende Aufsatz die These von der Scharnierfunktion der Heimat im Kontext multipler territorialer Identitäten zu eigen. Doch bleiben darüber hinaus in Bezug auf die hier betrachtete historische Epoche viele Fragen offen: Wie deutsch war oder ist die Heimat? Wem lag daran, die Deutschen zu machen? Wie bestimmte sich dabei das Verhältnis zwischen politischen, kulturellen und wirtschaftlichen Interessen? Mußten sich Heimatdiskurs und Heimatästhetik *gegen* die Modernisierung der Gesellschaft durchsetzen, oder waren sie ein vorwärtstreibender Bestandteil dieses Prozesses? Und schließlich, vor allem: wie kam die emotionale Bindung, von der Johler spricht, überhaupt zustande? Auf einige dieser Fragen wird der Aufsatz auf der Grundlage historischer, kulturanthropologischer, volkskundlicher und soziologischer Literatur sowie zeitgenössischer Publizistik (wissenschaftliche Abhandlungen, Heimatliteratur usw.) zu antworten suchen, andere können nur in veränderter Form neu gestellt und weitergegeben werden.

Die Rolle der Heimat im nationalen Konstruktionsprozeß erschließt sich kaum mit Hilfe einer Herangehensweise, die den von den Heimatsymbolen bezeichneten Gegenstand als *a priori* gegeben begreift. Das gilt gleichermaßen für viele Begriffe wie Natur, Landschaft, Region, Nation, Volk, deutsch und so weiter, auf die jenes Wort je nach Kontext weiterverweist. 'Heimat'geschichte ist daher vor allem Symbolgeschichte, ist Frage zuerst nach dem semantischen Gehalt und seinem Werden. Danny Trom zeigt die darin enthaltene „Fiktion einer ewigen, ursprünglichen Gemeinschaft“ auf, für Werner Blessing ist entscheidend, „daß ein Raum als gemeinsame Lebenswelt erfahren wird“ und auch für Confino wurde die ihrerseits auf Heim und Familie verweisende „Gemeinschaft“ zum „symbolische Herzstück“ des Heimatdiskurses. Die Imagination einer abstrakten „ewigen deutschen Gemeinschaft“ ließ Heimat schließlich zu einem „sowohl lokalen als auch nationalen Symbol“ werden.⁷ Nation und Region wären dem-

5 A. Confino, *The Nation as a Local Metaphor: Heimat, National Memory and the German Empire, 1871–1918*, in: *History and Memory* 1 (1993), S. 42–86, hier S. 49.

6 Während Confino die Besonderheiten des Heimatdiskurses aus der Geschichte des Kaiserreiches erklären möchte, bezieht Johler sein 'deutsches Beispiel' ganz richtig auch auf Tirol. In gleicher Weise wird hier verfahren, zumal die Begriffe deutsch, national und Volk trotz der staatlichen Eingrenzung von 1871 in ihren geographisch-historischen Bezügen ähnlich vage und wandelbar blieben wie Heimat.

7 D. Trom, *Natur und nationale Identität. Der Streit um den Schutz der 'Natur' um die Jahrhundertwende in Deutschland und Frankreich*, in: E. François/H. Siegrist/J. Vogel (Hrsg.), *Nation und Emotion. Deutschland und Frankreich im Vergleich: 19. und 20. Jahrhundert*, Göttingen 1995, S. 147–167, hier S. 162; W. K. Blessing, *Heimat im Hori-*

nach als Ableitungen aus Gemeinde oder lokaler Gemeinschaft, diese als Ableitungen aus Heim und Familie und diese wiederum als Ableitungen aus dem Prinzip des Zusammenseins zu verstehen.

Die Kette der Ableitungen bleibt allerdings unvollständig, sofern ein Zusammensein das Sein der Einzelnen voraussetzt. Und in der Tat steht nicht die Gemeinschaft im Mittelpunkt von Heimat, sondern der einzelne, einsame Mensch. Wenn er nicht ohne weiteres sichtbar wird, so liegt es daran, daß er nicht selbst in das Blickfeld des Ortes treten kann, den er auf der Suche nach Identität betrachtet. Heimat betrifft die Beziehung zwischen Ort und Ich. Sie symbolisiert das Außen, das das Ich nicht wirklich betreten, in dem es sich aber spiegeln kann. Sie erhebt somit den Anspruch, dem modernen Menschen eine subjektzentrierte Eigen- und Umwelterfahrung, einen Standort, zu vermitteln. *Das* ist der semantische Kern von Heimat, welcher die multiplen Ableitungen erst ermöglicht. Um ihn herauszuschälen, muß die philosophische Antwort der Heimattheoretiker auf die „Frage nach der psychischen Innenseite der räumlich-mental Konstruktionen“⁸ ernstgenommen werden.

Es ist das Ziel der ersten beiden Abschnitte, über die Betrachtung des historischen Wandels in der Semantik zu dem bis zum Ende des Betrachtungszeitraumes herangereiften Bedeutungskern von Heimat vorzustoßen. Von diesem ausgehend kann im dritten Abschnitt versucht werden, ihr Potential für die Konstruktion territorialer Gemeinschaften aufzuzeigen. Die Subjektivierung des Ortes multipliziert nicht nur die Zahl seiner möglichen Varianten (Dorf, Region, Vaterland usw.), sie macht die Beziehung zu diesen Orten auch symbolisch standardisierbar und emotional reproduzierbar. Das erweist sich – im vierten und fünften Abschnitt – anhand von Heimatliteratur und der Rolle von Heimat im Fremdenverkehr, welcher zunehmend zu einer Massenflucht vor der Masse gerät. Heimat hilft hier dem nationalen Markt, die wirtschaftlichen und geistigen Peripherien zu durchdringen. Doch über diese ‘spontanen’ Prozesse hinaus darf auch ein intentionales Interesse an politischer Integration vermutet werden. Im sechsten Abschnitt werden diesbezüglich einige Annahmen vorgetragen, die auf die Rolle der Heimatgefühle und ihrer ‘irrationalen’ und gestalthaften Darstellung bei der politischen Integration und Ausbreitung von Marktbeziehungen abheben. Allerdings muß die Frage nach den sozialen Trägern und

zont der Konfession. Bemerkungen zu ihrer kulturellen und politischen Dimension am Beispiel Frankens, in: K. Weigand (Hrsg.), *Heimat. Konstanten und Wandel im 19./20. Jahrhundert: Vorstellungen und Wirklichkeiten*, München 1997, S. 179-208, hier S. 180; Confino, *The Nation as a Local Metaphor* (Anm. 5), S. 70, 53.

8 D. Briesen/R. Gans, Regionale Identifikation als ‘Invention of Tradition’. Wer hat und warum wurde eigentlich im 19. Jahrhundert das Siegerland erfunden?, in: *Berichte zur deutschen Landeskunde*, Bd. 66 (1992) 1, S. 61-73, hier S. 64.

Adressaten beim Stand der Forschung noch weitgehend offen bleiben. Im Resümee bleibt noch eine weitere Frage ohne peremptorische Antwort: Ob und inwiefern nämlich der Heimatdiskurs eine deutsche Eigenart darstellt.

1. Allzu Deutsches und allzu Menschliches

Nach wie vor loben Kulturosoziologen die „unverzichtbare stabilisierende Wirkung, die Heimat auf den Menschen, die Gruppe, das politische und kulturelle Leben insgesamt ausübt“.⁹ Und noch immer befassen sich Anthropologen mit der Heimat als „anthropologischem Grundphänomen“ oder „informationeller Notwendigkeit“, und manche Pädagogen sehen in der „Heimatbindung“ ein entwicklungspsychologisch begründetes „anthropologisches Gesetz“.¹⁰ ‘Anthropologisch’ meint hier wohl soviel wie: das Bedürfnis nach Überschaubarkeit der menschlichen Beziehungen, Zugehörigkeit und Teilhabe an der Umwelt ist eine für alle historischen Zeiten und Orte im wesentlichen gültige Konstante. Warum aber läßt sich das Wort dann so schwer in ein einzelnes Synonym anderer Sprache übersetzen? Die rechtsnationale Kultur der Zwischenkriegszeit erklärte den Umstand damit, daß „der Deutsche auch seine Idee des Volkes am tiefsten hineinverlegt in das höchste Reich des Geistigen“, nämlich „in das Menschliche“ und seiner zwischen „Offenheit und Einsamkeit“ zerrissenen Suche nach Identität.¹¹ Eine derartige Sichtweise wurde seit den sechziger Jahren von einer erneuerten Volkskunde korrigiert: daß das deutsche Wort Heimat, welches doch nur „ein vages, verschieden besetzbare Symbol für intakte Beziehungen“ sei, in fast keine andere Sprache mit einer einzigen Vokabel übertragbar ist, erschien dem Volkskundler Hermann Bausinger als reines Übersetzungsproblem, das von manchen ins „Metaphysische stilisiert“ wird.¹²

9 W. Lipp, Heimat in der Moderne: Quelle, Kampfplatz und Bühne von Identität, in: K. Weigand (Hrsg.), Heimat. Konstanten und Wandel im 19./20. Jahrhundert: Vorstellungen und Wirklichkeiten, München 1997, S. 51-72, hier S. 52.

10 K. Steinbuch, Heimat als informationelle Notwendigkeit, in: K. Weigelt (Hrsg.) Heimat, Tradition, Geschichtsbewußtsein, Mainz 1986, S. 45-56 und W. Hinrichs, Heimatbindung, Heimatkunde, Ökologie im nationalen und europäischen Kontext. Das Standortproblem in Erziehung und Wissenschaft, Natur und Kultur, Bonn 1991, S. 11. I. M. Greverus, Auf der Suche nach Heimat, München 1979, stellt die „Frage nach einem auch für den Menschen notwendigen Raum ... in dem seine Bedürfnisse nach Identität, Sicherheit, Aktivität und Stimulation erfüllt werden“ (S. 23). D. Bartels, Menschliche Territorialität und Aufgabe der Heimatkunde, in: W. Riedel (Hrsg.), Heimatbewußtsein – Erfahrungen und Gedanken. Beiträge zur Theoriebildung, Husum 1981, S. 7-13, spricht von einem „Grundmoment ... menschlicher Bedürfnisstruktur“ (S. 7).

11 P. Petersen, Volk und Heimat. Festrede zum zehnjährigen Bestehen des Schleswig-Holsteiner Bundes (Schleswig-Holsteinische Heimatschriften 24), Kiel 1930, S. 21.

12 Bausinger, Heimat und Identität (Anm. 2), S. 19, 15.

Wir müssen für unsere Zwecke zunächst folgende Aspekte auseinanderrhalten: die 'allgemein menschliche' Sehnsucht nach Identität und Selbsterfahrung und die mit dem deutschen Wort Heimat verbundene Geschichte. Es wäre sicher unsinnig, das Bedürfnis nach Überschaubarkeit und Teilhabe an der räumlichen Artikulation sozialer Beziehungen als ein 'deutsches' Bedürfnis anzusehen. Ob deshalb schon von einer anthropologischen oder psychologischen¹³ Konstante ausgegangen werden muß, mag dahingestellt bleiben. Hier jedenfalls stehen Menschen und ihre Geschichte und nicht 'der Mensch' zur Debatte. Es genügt deshalb festzuhalten, daß der Raum in der Geschichte häufig als Teil menschlicher Selbstdefinition erfahren und als Bezugskategorie gemeinschaftlicher oder staatlicher Identitätspolitik benutzt worden ist. Wie immer entstanden und wie immer verstanden – denn möglicherweise werden diesbezügliche Lebensäußerungen vormoderner Menschen heute mißverstanden¹⁴ –, scheint die raumbezogene Eigenversicherung der Einzelnen und des Kollektivs eine nur 'allzu menschliche' Voraussetzung des Heimatdiskurses zu sein.

Umgekehrt aber subsumiert 'Heimat' gewiß nicht das ganze Bündel an Projektionen, Ängsten, Erlebnissen und Emotionen psychosozialer Selbsterfahrung im Raum. Sonst müßte begründet werden, warum nur die Sprachdeutschen in der Lage sind, dieses Bündel in einem einzigen Wort auszudrücken. Ob sich in manchen, etwa slawischen Sprachen, akzeptable Synonyme finden lassen,¹⁵ entzieht sich unserer sprachlichen Kompetenz. In den westeuropäischen Sprachen steht ein gut passendes Synonym kaum zur Verfügung. Das englische *homeland* etwa kommt, wenn wir es recht verstehen, eher der emotional positiv besetzten, aber weit überwiegend sachlich-rechtlichen Bedeutung nahe, die 'Heimat' auch im Deutschen

13 Z. Baumann, *Modernity and Ambivalence*, in: *Theory, Culture & Society* 7 (1990), S. 149-169; deutsch: *Moderne und Ambivalenz*, in: U. Bielefeld (Hrsg.), *Das Eigene und das Fremde. Neuer Rassismus in der Alten Welt?*, Hamburg 1992, S. 23-49 führt das Prinzip der territorialen und funktionalen Separierung auf psychische Grundkonstanten wie die „Angst vor dem Unbestimmten“ zurück (S. 26-31). Weitere Hinweise auf psychogenetische Herleitungen liefert U. Bielefeld, *Das Konzept des Fremden und die Wirklichkeit des Imaginären*, in: ders. (Hrsg.), *Das Eigene und das Fremde. Neuer Rassismus in der Alten Welt?*, Hamburg 1992, S. 97-128, hier S. 103-107. Daneben hat sich der Begriff eines den Bedürfniskonstanten entsprechenden 'Satisfaktionsraumes' eingebürgert.

14 Mitscherlich macht darauf aufmerksam, „daß die Menschen doch in der längsten Zeitspanne ihrer Geschichte landschaftlich gelebt haben“ und schlußfolgert mit vielleicht gewolltem Doppelsinn: „wenn ich von Heimat rede, habe ich immer das Gefühl, wir bringen den Aon der vorstädtischen und vorstaatlichen Gesellschaft mit“. A. Mitscherlich [Rundfunkdiskussion], in: A. Mitscherlich/G. Kalow (Hrsg.) *Hauptworte – Hauptsachen: Heimat, Nation*, München 1971, S. 13-56, hier S. 33.

15 Das jedenfalls hat Václav Havel (Ein Sprungbrett menschlicher Entfaltung, in: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 25.04.1997, S. 12) in einer Ansprache vor dem Deutschen Bundestag von dem tschechischen Wort *vlast* behauptet.

noch bis zum Anfang des 19. Jahrhundert besaß. Selbstverständlich lassen sich viele der Bedeutungen, die im späteren und in gewissem Maß noch unserem Heimat-Code zusammenlaufen, in anderen Sprach- und Nationalkulturen auffinden. So in Frankreich, wo gerade aufgrund eines relativ rigiden staatlichen Zentralismus *les petites patries* als alternative Formen nationaler Identität erfahren werden sollten, wie Anne-Marie Thiesse schreibt.¹⁶ Während *pays* zum wichtigsten Ausdruck der Aufwertung des Lokalen wurde, „stellte das Konzept der ‘petite patrie’ (‘kleines Vaterland’) und der ‘matrie’ (‘Mutterland’) einen Versuch dar, ein funktionales Äquivalent zu dem Konzept der ‘Heimat’ zu finden“.¹⁷ Das französische Beispiel zeigt: die konkrete geschichtliche Lage mag jeweils eine andere sein, doch kann die „Ambivalenz der Nationalbewegung zwischen Nation und Region“ und die Darstellung der Nation „in der und von der Region“ in Frankreich¹⁸ und vermutlich vielen anderen Ländern gleichermaßen festgestellt werden.

Keineswegs also sind alle im folgenden behandelten Themen typisch deutsch, schon gar nicht die Multiplizität territorialer Identitäten und die Darstellung der Nation als lokale Metapher. Die Schwierigkeiten „bei der Übertragung des Begriffs ‘Heimat’ ins Französische“¹⁹ zeigen aber auch, daß Heimat ein deutsches, allzu deutsches Wort ist²⁰, deutscher als die Summe seiner Einzelbedeutungen und deutscher auch als ‘Staat’, ‘Nation’ und ‘Region’. Dem ließen sich weitere Beispiele hinzufügen. Will man Heimat etwa im Italienischen einfangen, muß man wahlweise mit *paese natio*, *terra natia*, *focolare* oder *patria* arbeiten, transportiert trotzdem nie annähernd die ganze deutsche Bedeutung²¹ und erhält auf der anderen Seite

16 A. M. Thiesse, *Écrire la France. Le mouvement littéraire régionaliste de langue française entre la Belle Époque et la Libération*, Paris 1991, S. 243.

17 Trom, *Natur und nationale Identität* (Anm. 7), S. 151.

18 C. Tacke, *Denkmal im sozialen Raum: nationale Symbole in Deutschland und Frankreich im 19. Jahrhundert*, Göttingen 1995, S. 291. Zu französisch-deutschen Vergleichen in der Regionalgeschichte auch: K. G. Faber, *Geschichtslandschaft – Region historique – Section in History. Ein Beispiel zur vergleichenden Wissenschaftsgeschichte*, in: *Saeculum. Jahrbuch für Universalgeschichte*, 30 (1979), S. 4-21, hier S. 4-10; zu Integration und Identität deutscher und französischer Gemeinschaften: Y. Bizeul, *Gemeinschaften mit Eigenschaften? Die Identität der deutschen und französischen Gemeinschaften und ihre Sozialisationspraktiken*, Baden-Baden 1993; zur Notwendigkeit, subnationale Räume in den internationalen Vergleich einzubeziehen: H. G. Haupt/J. Kocka *Historischer Vergleich: Methoden, Aufgaben, Probleme*, in: dies. (Hrsg.), *Geschichte und Vergleich. Ansätze und Ergebnisse international vergleichender Geschichtsschreibung*, Frankfurt a. M./New York 1996, S. 9-45, hier S. 30.

19 Trom, *Natur und nationale Identität* (Anm. 7), S. 151.

20 So auch Jöhler, *Nazionalismo e costruzione di regioni* (Anm. 4), S. 41.

21 Vgl. die italienischen Erläuterungen zu ‘Heimat’ in der Einleitung der Herausgeber S. Cavazza/R. Jöhler (Hrsg.), *Identità e culture regionali. Germania e Italia a confronto*, Forlì 1995, S. 14-16, sowie die Fußnote des Übersetzers auf S. 73.

einen Überschuß an italienischen Verweisen, welcher in diesem Ausmaß bei *stato*, *nazione* oder *regione* gewiß nicht entstünde. Auch die semantische Auffächerung von *paese* zwischen 'Dorf' oder 'Stadt' und der Bezeichnung des 'ganzen Landes' leistet nicht den Dienst einer echten Parallele, hat diese letzte Bedeutung „doch nie die gefühlsmäßige und politische Kraft etwa von *patria* oder *nazione* oder einfach *Italia* erreicht“.²² Im Unterschied zu Bausingers Aussage darf also doch vermutet werden, daß den gravierenden Übersetzungsproblemen eine historisch relevante Differenzierung der Begriffe zugrunde liegt.

Im heute fast noch intuitiv nachvollziehbaren Sinne ist das Wort Heimat relativ neu. Es steht mit der Ausformung territorialer Identitäten in der deutschen Nationalgeschichte zumindest im zeitlichen Zusammenhang, da seine Semantik eine neue Ausprägung erfuhr, in der sich auch bürgerlich-nationale Identität und dann Nationalstaatlichkeit herausbildeten und zu den sich ebenfalls wandelnden regionalen Identitäten in Beziehung setzten. Die neue Heimat ist also wesentlich ein Kind der Zeit zwischen der Mitte des 19. und der Mitte des 20. Jahrhunderts. Nicht nur in ihrer Bedeutung, sondern auch in der Häufigkeit des Gebrauchs. Die umgangssprachliche, literarische und bürokratisch-politische Frequenz des Wortes war noch zu Beginn des 19. Jahrhunderts eher gering. Der Begriff wurde von den Dichtern der Romantik 'entdeckt' und mit einer ausschließlich emotionalen Bedeutung in die Literatur überführt. Die sogenannte Schweizerkrankheit, die von den Medizinern der Neuzeit gelegentlich mit 'Heimweh' umschriebenen psychosomatischen und physiologischen, auf das unstete Leben der umherziehenden Söldner zurückgeführten Symptome wurden nun zum seelischen Allgemeinbefinden einer Epoche stilisiert.²³ Heimat, verstanden als Herkunftsort und gewohnte Umgehung, verstärkte als das Objekt von Heimweh zunehmend seinen Gegensatz zur Fremde. Es deutete sich an, daß Daheim-Sein vor allem als ein Bei-Sich-Sein verstanden werden müsse, und nämlich als metaphysischen Hort der Empfindungen. Von der „Heimath der Poesie und des Gemüths“ etwa war die Rede, oder vom „Wege zur Heimath mit Gott“. In dieser Phase allerdings, und das ist wichtig anzumerken, schien das nationale Pathos derartiger Sentimentalitäten noch weitgehend abhold, obschon der Entwurf eines vom „deutschen Blut“ und „der Sprache heilig Band“ zusammengehaltenen (und „vom Oderflusse, Weser, Main, vom Elbstrom und vom Vater Rhein“, bis übers „Donauthal“ hinaus reichenden) Vaterlandes wesentliche natürliche und geistig-moralische Wurzelextrakte eines völkischen Region-Nation-Verständnisses

22 P. Clemente, *Paese/paesi*, in: M. Isnenghi (Hrsg.), *I luoghi della memoria*, Bd. 2, *Strutture ed eventi dell'Italia unita*, Roma/Bari 1997, S. 3-39, hier S. 5-6.

23 Greverus, *Auf der Suche nach Heimat* (Anm. 10), S. 106.

bereits beinhaltetete.²⁴ Die innige Verquickung von Nationalismus und Heimwehgefühl sollte sich aber erst unter dem Druck der Industrialisierung und Urbanisierung und dem Erfordernis einer populären Identifikation mit dem Nationalstaat ergeben.

Auf die Frage, was Heimat vor der romantischen Besetzung des Begriffes bedeutete, hat Wolfgang Thuene geantwortet, Heimat sei die Wiederentdeckung von etwas, das „den germanischen Stämmen etwas Sakrosanktes gewesen sein muß“.²⁵ Die indogermanische Etymologie von Heim verweist auf Bett oder Lager und deutet im Sanskrit in der adjektivischen Form auf Behaglichkeit und Wohlbefinden hin. Es liegt nahe, daß das elterliche Lager Geborgenheit vermittelte und als Vergegenständlichung und Symbol der Sippenverwandtschaft sakrosankt war. Aber selbst dessen sind wir nicht gewiß. Thuenes Anrufung einer lebensweltlichen Bedeutung, die wir nicht kennen, muß wohl im trivialen Wortsinne der Erfindung von Traditionen zugerechnet werden.

Dabei ist unbestritten, daß Heimat einen positiven emotionalen Beiklang hatte. Dennoch hat es in manchen Dialekten schlicht den familiären Besitz an Haus oder Hof gemeint. Im Deutschen Wörterbueh der Brüder Grimm wurde Heimat 1877 definiert als, erstens, „das land oder auch nur der landstrich, in dem man geboren ist oder bleibenden aufenthalt hat“ und, zweitens, „der geburtsort oder ständige wohnort“; an dritter Stelle wurde hinzugefügt: „selbst das elterliche haus und besitzthum heiszt so, in Baiern“.²⁶ In juristischen Sprachregelungen der Neuzeit wurde es zum Teil als *terminus technicus* zur Bezeichnung eines Aufenthalts- oder Bleiberechts, Heimatrecht eben, herangezogen. Bestenfalls also ging es, solange Geburt an sich noch kein Aufenthaltsrecht verlieh, um ein von der Obrigkeit zugestandenes oder durch Besitz und Vererbung erworbenes Heimatrecht.

24 Zitate aus Körners 'Die Freischaar' (T. Körner, Die Freischaar, in: Deutsche Wehrlieder für das Königlich-Preußische Frei-Corps herausgegeben, o.O., o.D. [1813], S. 13). Auch in Arndts 'Vaterlandslied' von 1812 (E. M. Arndt, Vaterlandslied (1812), in: R. Windel (Hrsg.), Dichter der Befreiungskriege. Für den Schulgebrauch herausgegeben, Leipzig 1813, S. 13-14) ist von 'Heimat' keine Rede. Plurale Paradigmen des nationalen Kollektivs – das verfassungspatriotisch-politische Projekt der Befreiung, das Projekt einer natürlich-blutsbrüderlichen Fügung der Teile zum Ganzen, die Berufung auf Sprache, Geschichte und Kultur – waren wiederum keine deutsche Eigenart. Auch in Diskurs und Symbolik der Französischen Revolution läßt sich die „Naturalisierung des Sozialen“ nachweisen: U. Bielefeld, Das Konzept des Fremden (Anm. 13), S. 110. Auf ihr Überdauerem im nationalen und ethnischen Diskurs weist P. Berghoff, Der Tod des politischen Kollektivs. Politische Religion und das Sterben und Töten für Volk, Nation und Rasse, Berlin 1997, S. 32 hin.

25 W. Thuene, Die Heimat als soziologische und geopolitische Kategorie, Würzburg 1987, S. 51.

26 J. Grimm/W. Grimm (Hrsg.), Deutsches Wörterbuch, Bd. 4.2, Leipzig 1877, ND Gütersloh 1991, Bd. 10, S. 866.

Mit dem 'Recht auf die Heimat', das die Charta der Heimatvertriebenen von 1950 „als eines der von Gott geschenkten Grundrechte der Menschheit“ eingeklagt²⁷ und noch vor kurzem als „eine naturgegebene Notwendigkeit“ gekennzeichnet wurde,²⁸ hatte jenes noch wenig gemein. Letzterer Begriff wurde vielmehr wie bei Stavenhagen (1939) und im Gefolge der von diesem Autor repräsentierten semantischen Verschiebung aus den „Grundlagen menschlicher Existenz“ abgeleitet. Auf dem Höhepunkt der im nächsten Abschnitt zu untersuchenden existentialistischen Deutung waren denn auch Lebensverhältnisse, die vorgeblich die Grundlagen menschlicher Existenz zerstörten, weitgehend aus dem Begriff ausgeschlossen. Schwer denkbar, daß um die Wende zum 20. Jahrhundert Heimat zwischen Fabrikschloten oder auf großstädtischen Hinterhöfen stattfinden konnte, obwohl das doch auch, nach Grimm, Geburts-, Wohn- oder ständige Aufenthaltsorte gewesen sind.

Die Verbindung zwischen Ort und Heimweh, jener mit der modernen 'Schweizerkrankheit' typisch verbundene Empfindung, konnte dort gedeihen, wo Verstädterung, Vermarktung von Lebenszusammenhängen, Lohnarbeit, Verlust der Kontrolle über Arbeitsvorgänge, Anonymität der Büro- und Mietskasernen, erzwungene Mobilität, Abstieg, wachsende Subalternität intellektueller Arbeit usw. tatsächlich erlebt oder – mindestens genauso wichtig – vorausgeahnt und befürchtet wurden. Unter den ersten Erfindern der neuen Heimat war wohl kein einziger Bauer oder Landmann, wenige Dorfpfarrer und Landadlige, dafür viele Ärzte, Techniker und Lehrer, neben Kaufleuten, Dichtern, Akademikern und städtischen Honoratioren. In ihrer Mehrheit Stadtmenschen, die meinten, Heimat zu erkennen, weil sie sie verloren hatten. Inhaltlich ist der Heimatdiskurs deshalb im engeren Wortsinne reaktionär, weil er eine die Vergangenheit verklärende Reaktion auf die Moderne darstellt. Das darunter liegende „Gefühl der Bedrohung und des Verlustes“ entstand jedenfalls, so Moosmann, im Angesicht der wirtschaftlichen und sozialen Veränderungen. „Auf diese Bedrohung antworteten viele Menschen mit dem Bedürfnis, etwas bewahren zu wollen“.²⁹

Gerade weite Teile des traditionellen Bürgertums, so Neumeyer, „hatten unter dem Aufbrechen der sozialen und politischen Strukturen zu leiden, verloren an Macht und Einfluß und klammerten sich an den Rettungsanker Heimat. Diese war kein bestimmter Ort mehr, sondern ein imaginäres

27 Charta der deutschen Heimatvertriebenen (Bad Cannstadt 1950), in: A. Mitscherlich/G. Kalow (Hrsg.) Hauptworte – Hauptsachen: Heimat, Nation, München 1971, S. 57-59, hier S. 58.

28 G. Gornig, Das Recht auf Heimat und das Recht auf die Heimat. Völkerrechtliche Überlegungen, in: K. Weigand (Hrsg.), Heimat. Konstanten und Wandel im 19./20. Jahrhundert: Vorstellungen und Wirklichkeiten, München 1997, S. 33-50, hier S. 34.

29 E. Moosmann, Heimat. Sehnsucht nach Identität, Berlin 1980, S. 45.

Wunschbild“. Als Ziel dieser Bewahrung und Besinnung „wurden, aufbauend auf die sehnsüchtigen Vorstellungen der Romantiker, die noch unberührte, heile Natur und das ländliche Dorf mit seinen vorgeblich intakten sozialen Strukturen erkoren“. In der verlorenen Dorfheimat sahen diese Kreise das idealisierte Wunschbild von Überschaubarkeit, Geborgenheit und Sicherheit. „Die Assoziation von Heimat und ländlicher Lebenswelt war auch deshalb hervorragend geeignet, die verschiedensten Wünsche und Sehnsüchte zu binden, da sie für viele Städter noch die Welt der Kindheit war“ und deshalb mit der größten emotionalen Befriedigung verbunden wurde. „Aber nicht nur unversehrte Dorfidylle, sondern auch ‘romantische’ Städte, die dann heimatfähig waren, wenn sie ‘alt, malerisch, von Burgen gekrönt und von Geschichte umrauscht’ waren ..., wurden zum Ziel der Heimatsehnsucht erkoren“.³⁰

Von Anfang an ging es um angeblich unberührte Natur, zu der meist auch die durch bäuerliche, als ‘natürlich’ interpretierte Berührung entstandene Landschaft hinzugerechnet wurde. Zum Thema der Zerstörung von Natur und Landschaft hieß es 1845 in Annette von Droste-Hülshoffs ‘Bildern aus Westfalen’:

„So war die Physiognomie des Landes bis heute, und so wird es nach vierzig Jahren nimmer sein. Bevölkerung und Luxus wachsen sichtlich, mit ihnen Bedürfnisse und Industrie. Die kleinen malerischen Heiden werden geteilt; die Kultur des langsam wachsenden Laubwaldes wird vernachlässigt, um sich im Nadelholz seinen schnellen Ertrag zu sichern ...“

All die Frevel an der Natur, von denen die Autorin weitere aufzählt, werden „den Charakter der Landschaft teilweise umgestaltet haben, wie auch ihre Bewohner von den uralten Sitten und Gebräuchen mehr und mehr ablassen; fassen wir deshalb das Vorhandene noch zuletzt in seiner Eigentümlichkeit auf, ehe die schlüpfrige Decke, die allmählich Europa überfließt, auch diesen stillen Erdenwinkel überleimt hat“.³¹ Neumeyer wundert sich über die Verklärung der unberührten Natur schon im frühen Heimatdiskurs, obwohl, wie er schreibt, „die Umweltzerstörung in der Mitte des 19. Jahrhunderts noch gar nicht so weit um sich gegriffen hatte, als daß sie ins Bewußtsein der Kritiker hätte dringen können“.³² Dies ist nicht nur eine Unterschätzung der damals schon gegebenen Vergleichsmöglichkeiten, sondern vor allem der philosophischen und kulturellen Dimension des dort zum Ausdruck gelangenden Naturbildes, auf Grundlage dessen sich die seit 1880 noch zunehmende Kritik an der Natur- und Landschaftszerstörung

30 M. Neumeyer, *Heimat. Zu Geschichte und Begriff eines Phänomens*, Kiel 1992, S. 20.

31 A. v. Droste-Hülshoff, *Bilder aus Westfalen* [1845], hier: dies., *Die Judenbuche. Bilder aus Westfalen*, Rudolstadt 1978, S. 75.

32 Neumeyer, *Heimat* (Anm. 30), S. 21.

allmählich und um so fester mit der Losung vom Heimatschutz verband und auf Initiative Ernst Rudorffs und anderer zunächst im Allgemeinen Deutschen Verein und schließlich im 1904 gegründeten Bund Heimatschutz seinen Ausdruck fand.³³

2. Ein semantischer Querschnitt

Die Besetzung mit den sogenannten Grundlagen menschlicher Existenz, mit dem angeblich anthropologisch konstanten Bedürfnis nach Vertrautheit, Übersichtlichkeit und Teilhabe, mit deren Symbolen und Gegenständen, mit einer zur Natur stilisierten Landschaft, mit Heugeruch, Kirchenglockenklang, Sonnenuntergang, kühlem Wiesengrund, der Saale hellem Strande und romantischer Sehnsucht nach verllorener Kindheit und Jugend – kurz, mit dem, was Heimat vielen bis heute bedeutet –, hatte die alte Definition noch wenig gemein. Seit er den präziseren Rechts- und Eigentumsinn übersprungen hat, bemerkt Bausinger, ist der Heimatbegriff „mehrdeutig und problematisch“.³⁴ Aber erst dadurch, so muß man wohl hinzufügen, wird er politisch operationabel und zum kulturell relevanten Phänomen.

Schauen wir uns daher einige der Heimatdeutungen, wie sie sich etwa um die Wende zum 20. Jahrhundert einbürgerten, genauer an. Auf dieser Stufe der Untersuchung wird die geschichtliche Perspektive durch eine mehr statische Sichtweise ersetzt, um einige der zentralen Bedeutungen, deren Gewicht und Ausstrahlung zwischen 1890 und 1940 gewissermaßen kumulierte, besonders klar herauszuarbeiten. Die dabei unvermeidlich komprimierte Optik, in der unschuldige bildungsbürgerliche Mineraliensammler als Vorläufer der Blut-und-Boden-Ideologie erscheinen mögen, soll durch den später folgenden geschichtlichen Längsschnitt in eine historisch gerechtere Perspektive gerückt werden.

Die zivilisationskritischen, technikfeindlichen, antirationalistischen, ruralistischen Elemente des Heimatdiskurses kondensierten spätestens nach 1890 in einer bestimmten Vorstellung von Mensch, Natur und Geschichte, die sich vom Bauernroman bis hin zu Heideggers Philosophie durch breite Sphären deutscher Kultur zog und in der neuen Heimat vielleicht am besten sublimiert wurde. Sie war es, die Subjektivität und Gefühl des einzelnen Menschen dauerhaft an den Ausgang jeder Heimatbetrachtung stellte. Um

33 E. Rudorff, Über das Verhältniß des modernen Lebens zur Natur, in: Preußische Jahrbücher, 45 (1880), S. 261-276, und ders., Heimatschutz, in: Die Grenzboten, 56 (1897) 2, S. 401-414; ders., Abermals zum Heimatschutz, in: Die Grenzboten, 56 (1897) 4, S. 111-117. Dazu A. Knaut, Ernst Rudorff und die Anfänge der deutschen Heimatbewegung, in: E. Klueting (Hrsg.), Antimodernismus und Reform. Zur Geschichte der deutschen Heimatbewegung, Darmstadt 1991, S. 20-49, hier S. 24-42 und Trom, Natur und nationale Identität (Anm. 7), S. 147-167, der auch Parallelen zu Frankreich aufzeigt.

34 Bausinger, Heimat und Identität (Anm. 2), S. 17.

ihre Tragkraft zu ermesen, mag ein unverdächtiger Zeuge, eine Referenzfigur der Sozialen Marktwirtschaft, Wilhelm Röpke, herangezogen werden. Wo die Welt uns als „wurzellose ‘Zivilisation’ entgegentritt“, schrieb Röpke kurz vor seinem Tod,

„dort wird sie zum Feind der Heimat, der Verwurzelung, der Gemeinschaft, der Mannigfaltigkeit und Buntheit, ohne die lebendige Kultur nicht denkbar ist. Diese der Heimat feindliche Welt ist ein Werk der wissenschaftlich-technischen Vernunft, gemacht, geplant, ausgeklügelt und so ohne Seele und Wärme. ... Die Heimat ist das genaue Gegenteil von alledem, etwas Vitales, das so unendlich viel mehr umschließt als das bloß Vernünftige; sie ist nicht Quantität, sondern Form und Qualität; sie ist etwas Gewachsenes, Ungewolltes, Natürliches und Naives ... Daher kann man Heimat auch nicht ‘machen’ ...“³⁵

Was hier behauptet wird, steht jeder konstruktivistischen Annahme, nach der Identität oder Einssein mit dem Ort ein mehr oder weniger gewolltes, jedenfalls geschichtliches Ergebnis von Praktiken und/oder Diskursen ist, diametral entgegen. Damit knüpft Röpke an nationale Denktraditionen an. Der frühe Historismus unterstrich noch das Prinzip geschichtlicher Negation und Schöpfung, demzufolge es keinen Ursprung gibt, der nicht seinerseits auf andere Ursprünge verweisen würde. Was hingegen gemeinhin als der späte Historismus bezeichnet wird und insbesondere von der Mehrheit der deutschen Historiker des späten 19. und des frühen 20. Jahrhunderts vertreten wurde, war im strengen Sinne – wie der Mediävist Karl Ferdinand Werner einmal betont hat – extrem antihistorisch. Denn für seine Vertreter war die Entstehung des deutschen Nationalstaates nur noch ein Prozeß der Bewußtwerdung von etwas längst Vorhandenem, die zeitlich gedehnte Enthüllung einer Art Urmasse, einer „Volkheit“, die „schon vorher da war und sich nur entfalten brauchte“.³⁶

In der Terminologie eines Martin Heidegger ließ sich jener Prozeß als relative Annäherung des Daseins an sein Eigentliches deuten.³⁷ Ein Prozeß, der die geschichtliche Entfernung der Existenz von der Essenz für den gegenüber kollektiver Vergewisserung skeptischen Philosophen bestenfalls wieder etwas verkleinern, für manche völkischen Träumer jedoch gänzlich überwinden konnte. Geschichte, das war auch für Ernst Jünger fortschreitende Entfernung vom natürlichen Gleichgewicht, war wachsende Zerstörung der magischen Beziehung des Menschen zur zeitlosen Natur, war un-

35 W. Röpke, *Torheiten der Zeit – Stellungnahmen zur Gegenwart* [1966], Zürich 1967, S. 60-61.

36 K. F. Werner, [Diskussionsbeitrag], in: A. Esch/J. Petersen (Hrsg.), *Geschichte und Geschichtswissenschaft in der Kultur Italiens und Deutschlands*, Tübingen 1989, S. 101.

37 M. Heidegger, *Sein und Zeit* [1927], hier: 14. veränderte Auflage, Tübingen 1977, S. 175-180.

aufhörliches Zusteuern auf die Kälte technisch-zivilisatorischer Entfremdung.³⁸ Natur, das war hingegen das dem Subjekt Äußere, sein unentrinnbares Schicksal aber doch Begründende, das verwies auf eine *naiv vitale*, in ihrem ewigen Kampf doch harmonische Nähe zum 'Urgrund' menschlicher Existenz.

Die Natur gerinnt hier zum Zeichen für die tiefere Ordnung des Seins, aus der sich der Einzelne hineingeworfen sieht in eine zeitliche Existenz, der er nicht enttrinnen kann. Alle historischen und technischen Errungenschaften werden im Moment des Todes annulliert, ist doch der Tod immer persönliches Schicksal, das in Einsamkeit und nicht in Gemeinschaft vollzogen wird. Daher schreibt Heidegger: „Die Heimat gibt es nicht auf dieser Erde. Heimat ist jeweils diese und als solche Schicksal.“³⁹ Die ideelle Heimat, die absolute Einheit mit dem Ort und der Gemeinschaft, ist auf der Erde nicht zu erringen, während der sterbliche Mensch nicht außerhalb ihrer existieren kann. Deshalb, so Spranger, ist Heimweh „ein tief metaphysisches Leid“, das „über die Erde hinausreicht ins Überirdische, Unsagbare, ins Unbetretene, nie zu Betretende“.⁴⁰

Ausgangspunkt jeder Überlegung zu Heimat ist also der einzelne, einsame Mensch. Ihm bleibt nur der Versuch der Annäherung des Daseins an sein Eigenliches in Form der Annahme des je eigenen, 'je meinigen', Schicksals. Dabei ist Heimat der Schlüsselbegriff, der eine wenigstens teilweise authentische Existenz und Erlösung aus der Zeitlichkeit der Geschichte beinhaltet. „Durch Heimat ist der Mensch mit der letzterreichbaren Tiefe des Seins verbunden.“⁴¹ Wie vollzieht sich diese Verbindung? Eduard Spranger verweist auf die Zoologie des Jakob Baron von Uexküll und dessen auf ethologische Konstanten rekurrierende Unterscheidung zwischen räumlich gebundener 'Eigenwelt' und 'Umwelt'. Auch das menschliche Subjekt erlebt als Kind seine Identität im Spiegel der seinen Körper umgebenden Objekte, des Territoriums, das es erläuft oder erfährt, markiert, verteidigt, und der Gemeinschaft sozialer Objekte, mit der es sich in räumliche Beziehung setzt und die es entzeitlicht indem es sie *erinnert*. Heimat wird daher als eine „Art von metaphysischer Lebenseinheit“ bezeichnet, „vermöge deren der Ort und ich im Tiefsten zusammengelören“ und die Umwelt „in mein Innenleben hineingezogen“ ist.⁴² Bei-Sich-Sein wird erfahren

38 E. Jünger, *An der Zeitmauer* [1959], Stuttgart 1991, S. 52-55.

39 M. Heidegger, *Sprache und Heimat*, in: *Hebbel-Jahrbuch 1960*, Heide in Holstein, S. 27-50, hier S. 27.

40 E. Spranger, *Der Bildungswert der Heimatkunde*. Rede zur Eröffnungssitzung der Studiengemeinschaft für wissenschaftliche Heimatkunde am 21. April 1923, Berlin 1923, S. 15.

41 K. Stavenhagen, *Heimat als Grundlage menschlicher Existenz*, Göttingen 1939, S. 108.

42 Spranger, *Der Bildungswert der Heimatkunde* (Anm. 40), S. 14. Zur Anlehnung an Uexküll: S. 13. Interessanterweise hatte der Geograph Karl Ritter schon 1804 davon ge-

in der Verinnerlichung der 'Umwelt'. Deshalb sind die Heimatikonen gewissermaßen leer, wie Confino beobachtet.⁴³ Sie symbolisieren einen Spiegel, in dem jeder Einzelne seinen Reflex erblickt. Sie schließen, um es mit Mead zu sagen, „ein fiktives 'Ich' ein, das sich nie selbst in den Blick bekommt“.⁴⁴

In zweierlei Hinsicht konnte Heimat so für das 'deutsche Selbstbewußtsein' dauerhaft relevant werden: für die Verständigung über einen biologisch und kulturell begründeten, von konkreten Raumobjekten (z.B. den Grenzen des Nationalstaates) abstrahierenden Volksbegriff und für die Stilisierung der 'Umwelt' zur existentiellen Spur eines verlorenen Bei-Sich-Seins.

Zunächst wird Heimat, verstanden als subjektive Aufhebung der Grenze zwischen Innen und Außen, als die eigentliche Voraussetzung für jede weitere Loyalität gegenüber jedweder Gemeinschaft gesehen. Sie kann zur lokalen Metapher der Nation werden, weil das Lokale zur Metapher des Subjekts wird. Allein von diesem – so die Heimattheorie von einst und die Umweltpsychologie von heute – werden die 'kognitiven Karten' des kaum objektiv bestimmbar Lokalen, Regionalen und Nationalen entworfen, zusammengesetzt und ineinander verschachtelt.⁴⁵ Das Lokale im Sinne einer unmittelbar körperlichen und geistigen oder gemeinschaftlichen Umgebung steht dem Subjekt dabei am nächsten. Insofern ist etwa die Landsmannschaft bereits „mittelbare Heimat“. Und auch die Nation, so Kurt Stavenhagen weiter, sei „nichts anderes im Großen, als was die Landsmannschaft oder der Stamm im Kleinen ist“: geistige Gemeinschaft und Traditionskreis. Den gesamten geistigen Besitz der nationalen Gemeinschaft sich anzueignen vermöge kein Einzelner. Aber auf den Einzelnen, und in letzter Instanz nur auf ihn, kommt es an. Deshalb wird das 'Lokale', der Ort unmittelbarer Ich-Reflexion, in einem Sinne unverzichtbar: „Das Minimum von Anteilnahme, das vorhanden sein muß“ so Stavenhagen, „ist ein ge-

sprechen, das Bild, welches das Kind „auf der Stelle, wo es lebt“, festzuhalten suche, bleibe sich „immer gleich“ und werde so zum Maßstab seines gesamten geographischen Verständnisses. Um dieses ging es Ritter, noch nicht um Selbstverständnis. Doch sprach er dabei – nach A. Tromnau, Der Unterricht in der Heimatskunde. Zu seiner geschichtlichen Entwicklung und methodischen Gestaltung dargelegt, Halle/Saale 1889, S. 10 – immerhin schon von „Elementarbildung“. Zum damals entstehenden, den „sicheren Halt kompakter Identitätsmuster“ anstrebenden, nationalpädagogischen Bildungsideal: A. Assmann, Arbeit am nationalen Gedächtnis. Eine kurze Geschichte der deutschen Bildungsidee, Frankfurt a. M./New York 1993, S. 33.

43 Confino, The Nation as a Local Metaphor (Anm. 5), S. 70.

44 G. H. Mead, Der Mechanismus des sozialen Bewußtseins (1912), in: ders., Gesammelte Aufsätze, hrsg. von H. Joas, Bd. 1, Frankfurt a. M. 1987, S. 232-240, hier S. 240.

45 Briesen/Gans, Regionale Identifikation (Anm. 8), S. 64-66.

wisses Hineingewachsensein in die untere geistige Schicht der umweltgebundenen Tradition“.⁴⁶

Die oben angesprochene Vorstellung einer unter der Wirklichkeit verborgenen, geschichtslosen, natürlichen Ordnung, deren stärkeres Hervordringen sich durch die Bewußtwerdung der Nation und die Errichtung ihres Staates vollzieht, hatte ihre Entsprechung also in jenen Vorstellungen, die der neuen Heimat unterlag. Wie die Nation – im deutschen Fall müßte man eher sagen: das Volk⁴⁷ – der biologisch-genetische Ort bzw. Ort in geistiger Tradition ist, so ist die Heimat, wie Stavenhagen es ausdrückt „die Stelle, die uns im Kosmos angewiesen ist“.⁴⁸ Das Komplement zu Heimat ist Volk. Mehr noch: „Heimatboden und Heimatvolk. Beide zusammen bilden die Heimat“.⁴⁹ Und „wo wir die Heimatliebe so auf einem sentimentalsten Grundton abgestimmt finden, da ist sie Volkstumskraft“. Die deutsche Nation ist demnach zunächst kein geographischer, sondern ein biologisch-genetischer und geistiger Ort in der Bluts- und Traditionskette der deut-

46 Stavenhagen, *Heimat als Grundlage* (Anm. 41), S. 57, 111, 115. Die von F. Stepan (*Heimat und Fremde allgemein-soziologisch*, in: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 1950/51, S. 146-159, hier S. 148) entwickelte Definition von „Heimat als Gemeinschaft und ... Vaterland als Gesellschaft“ hatte sich bereits Stavenhagen, ebenfalls unter Berufung auf Tönnies, zumindest in einer Beziehung zu eigen gemacht: „Das soziologische Ganze der Heimat ist inneres Miteinandersein, ist Gemeinschaft“ (*Heimat als Grundlage* [Anm. 41], S. 27). Den Gemeinschafts- oder Gesellschaftscharakter der Nation machte er indes vom Grad der Identifikation und inneren Anteilnahme der Einzelnen abhängig und sah in dieser Hinsicht zwischen Gemeinschaft und Gesellschaft eher fließende Übergänge. K. Stavenhagen, *Das Wesen der Nation*, Berlin 1934, S. 110-111.

47 Zu Synonym und Unterschied beider Begriffe: Assmann, *Arbeit am nationalen Gedächtnis* (Anm. 42), S. 40; Berghoff, *Der Tod des politischen Kollektivs* (Anm. 24), S. 27. Für R. Koselleck (*Volk, Nation, Nationalismus, Masse: Einleitung*, in: *Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland*, Bd. 7, Stuttgart 1992, S. 141-151, hier S. 147-149) wird 'Volk' um 1800 „gleichsam ein spezifisch deutscher Kompensationsbegriff, der einlösen sollte, was der französische Nachbar mit 'nation' nicht nur auf den Begriff gebracht hatte, sondern auch verwirklicht zu haben schien“. Neben die demokratische Verheißung eines Oberbegriffs, „der alle Stände oder Klassen, die Regierenden und die Regierten einschließt“, trat die Erwartung, „die verschiedenen Staatsvölker des zerfallenen Reiches zum 'Volk' zu vereinen“. Allerdings begann schon damals die Rückprojektion eines ungeteilten 'deutschen Volkes' auf einen fast geschichtslosen, natürlichen Ort. Etwa durch die Bedeutung, die J. G. Herder (*Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit* [1787], Dritter und vierter Teil, in: B. Suphan (Hrsg.), *Herders sämtliche Werke*, Bd. 14, Berlin 1909, S. 382-396) der vom „Geist des Volkes“ zeugenden Stammesmythologie und deutschen „Ur-Sitte“ zuwies. Die so entworfene 'Volkheit' richtete sich gleichermaßen gegen fremde Reiche und die auf Spaltung aufbauende innere Herrschaft. Nach 1870 wurden dann die Nation politisiert und das Volk ethnisert, ohne daß letzteres seine soziale Konnotation von 'unten', 'Mehrheit' und 'Masse' verlor.

48 Stavenhagen (1939) S. 107.

49 V. Geramb, *Von Volkstum und Heimat. Gedanken zum Neuaufbau*, Graz 1919, S. 79.

schen Stämme.⁵⁰ Heimat, ob Dorf oder Talschaft oder Land oder Reich, das ist Ort, das geographische Komplement zu Blut und Tradition, der zweite, abgeleitete Ausdruck ein und derselben „unauftrennbaren Kette des Seins“, aus der „die Gliedschaft jedes Einzelnen wie anschaulich heraustritt.“⁵¹ Immer kommt es hierbei auf den Einzelnen, auf ‘mich’ an, wie Spranger schreibt.

Blickt man zur einschlägigen Massensliteratur nach 1890, zum Unterhaltungsroman, zur populärwissenschaftlichen Literatur, zu den Kalendern und anderen ‘Volksschriften’, kann man sich des Eindrucks nicht erwehren, sie inflationierten in einem *crecendo* bis zum Beginn der 1940er Jahre neben dem Wort Heimat andere wie Schicksal, Treue, Verrat, Ewigkeit und vor allem und immer wieder das Präfix Ur-. Von den Urgründen des deutschen Volkes, über die in uralter Zeit lebenden Ahnen und ihre Märchen und Bräuche, bis hin zur Folklore des urigen Berggasthauses: ein immer wiederkehrender Verweis auf jenes Substrat, auf jene Seimsucht nach dem jenseits der Zeitgrenze liegenden Ort ohne Ent-Fremdendes und Un-Eigentliches. Ganz typischerweise sind die Symbole der Heimat Symbole der sogenannten Natur: im Liedgut sind es der kühle Wiesengrund, der Lindenbaum, der stille See, das unheimliche Moor, die Berge. Oder, im Heimatmuseum, neben dem Mineral und dem versteinerten Farn, die alte Mühle, die karge Bauernstube, der von Plackerei zeugende Pflug: also Symbole des existentialistischen Kampfes *mit* der, und d.h. ausdrücklich nicht *gegen* die, Natur. Aus vergangener Zeit wird der versteinerte Ort. Landschaft wird, statt als Zeugnis historischen Wandels begriffen zu sein, zur Natur sublimiert.⁵²

Die ethnographische Heimatforschung schließlich, die Symbolgeschichte etwa der Feste betreibt, enthüllt nicht selten die heidnischen Ursprünge christlicher Usancen: nicht nur, um im vordergründigen Sinne Kontinuität zum Germanentum herzustellen, sondern viel mehr noch, um die letzten Spuren einer magischen Beziehung zur Natur freizulegen.⁵³

50 Gelegentlich wurde nicht nur das Adjektiv ‘deutsch’, sondern selbst ‘Deutschland’ – nach mehr als sechs Jahrzehnten nationalstaatlicher Realität – zu einer mystischen Kategorie ‘des Herzens’ ohne „Grenzen in dieser Welt“ erklärt: H. Johst, Deutschland? in: Deutscher Volkskalender Nordschleswig, Tondern 1936, S. 25.

51 Petersen (1930) S. 11, 15.

52 Nach K. Paffen, Der Landschaftsbegriff als Problemstellung, in: ders. (Hrsg.), Das Wesen der Landschaft, Darmstadt 1973, S. 70-112, setzt sich die Landschaft – in Anlehnung an die Gestaltpsychologie – im Kopf des Betrachters zusammen aus Einzelheiten, „die isoliert etwas anderes sind als im Ganzen“ (S. 81). In dieser durchaus möglichen Perspektive läßt sich, einen entsprechenden geistigen Kontext vorausgesetzt, die wahrgenommene Landschaft als monadische Spiegelung von Natur und Universum erfassen und eben dadurch als Heimat, behauptete Spranger (1923) S. 20.

Wie Confino richtig beobachtet, war „dieses Naturbild nie an einen spezifischen Ort oder eine spezifische Zeit gebunden“. Es stimmt aber nicht, daß sich die Naturdarstellung in der „Hermonie“ und „Kameradschaft mit der Natur“ erschöpft habe und die Natur als Bedrohung ausgeklammert worden sei.⁵⁴ Im Gegenteil war der oft vergebliche Lebenskampf mit der Natur eines der tragischen Motive der Heimat- und Bauernromane, die seit Mitte der 1890er Jahre Massenauflagen erreichten und ein eigenes Genre ausbildeten.⁵⁵ Nicht selten anzutreffen sind darin wortkarge Bauern, die jahraus jahrein den Stürmen, dem Schnee, den Überschwemmungen trotzen und die harten Schläge des Schicksals – etwa eine verhagelte Ernte, den abgebrannten Schober und den vom Baum erschlagenen erstgeborenen Sohn – ohne Auflehnung oder gar Flucht ins bequemere, korrupte Leben der Stadt ertragen. Wer vor dem Existenzkampf in die naturzerstörerische Stadt flüchtet, vom Hedonismus zum Untertauchen in der amorphen Masse gleichgeschalteter Beamter und Krämerseelen sich verführen läßt, ist ein lumpiger Verräter oder bestenfalls, sofern er gezwungen war, ein erbärmliches Opfer.⁵⁶

Diese von Spranger, Heidegger, Jünger, Stavenhagen und anderen theoretisch begründete Heimat trieb erst in der Zwischenkriegszeit zu voller Blüte. Auch jeder noch bestehende Unterschied zwischen der Deutung des 'Urgrundes' als biologischer *oder* geistiger Wurzel wurde spätestens jetzt zu einer Frage von bestenfalls akademischem Belang. Insofern kulminierte in der subjektzentrierten Heimat zumindest vorläufig der moderne deutsche Heimatbegriff⁵⁷ und es mag ein wenig schematisch und provokativ klingen, läßt sich aber doch behaupten, daß davon in Dorfverschönerungsvereinen genauso wie im Heimweh nach dem ökologischen Gleichgewicht heute noch Einiges bewahrt wird. Besonders die Auffassung der Natur als Identitätssymbol, schon von Rudorff begründet,⁵⁸ wurde im 20.

53 Zum Beispiel: J. Hansen, Weihnachtsbräuche in Nordschleswig, in: Heimat-Blätter aus Nordschleswig. Beiträge zur Geschichte, Volks- und Landeskunde unserer Heimat, Apenrade 1936, S. 121-125.

54 Confino, *The Nation as a Local Metaphor* (Anm. 5), S. 64.

55 H. U. Wehler, *Deutsche Gesellschaftsgeschichte*, Bd. 3 (1849–1914), München 1995, S. 1234.

56 Vgl. exemplarisch die Romane Tiroler Autoren wie J. G. Oberkofler (*Das rauhe Gesetz*, Jena 1938) oder den subtileren F. Tumler (*Die Wanderung zum Strom*, München 1937), sowie die apologetischen Kommentare von E. Thurnher, *Dichtung in Südtirol*, Innsbruck-Wien-München 1966, S. 95-98.

57 Heimat als „Einssein von Subjekt und objektiver Welt“ wird einmal mehr hergeleitet von Hinrichs (1991) S. 8.

58 Für Rudorff wurde der Kampf gegen die „Ausbeutung aller Schätze und Kräfte der Natur durch industrielle Anlagen aller Art, Vergewaltigung der Landschaft durch Stromregulierungen, Eisenbahnen, Abholzungen“ (Heimatschutz [Anm. 33], S. 401) geführt „nicht um der Touristen und der Bauern als solcher willen, sondern zum Besten der

Jahrhundert recht nahtlos weitergeführt. Etwa von Walther Schönichen, dem Herausgeber des 'Handbuchs der Heimaterziehung' von 1923, der 1929 die penetrante Diktion vom 'Umweltsünder' gegen 'Mutter Grün' prägte, 1934 'Wesen und Grundlagen zeitgemäßer Naturschutzarbeit' im 'Dritten Reich' präziserte, im 1942 unter deutscher Okkupation vereinten Europa 'Naturschutz als völkische und internationale Kulturaufgabe' begriff und 1950 daran erinnerte, daß Natur 'Volksgut und Menschheitsgut' sei und 'Naturschutz' und 'Heimatschutz' (1954) untrennbar miteinander verbunden blieben.⁵⁹ Zuletzt also wurden Natur und Heimat zu Bindegliedern, über die sich das kompromittierte Vaterland wieder an die abendländische „Idee der Humanitas“ anschließen und ganz so in ihr aufgehen durfte, wie „die Heimat nach und nach in dem Vaterland aufging, ohne dem Gesichtskreis zu entschwenden“.⁶⁰ Später noch begleiteten sie die 'alternative' Überschaubarkeits- und Kleinräumigkeitsbewegung der siebziger und achtziger Jahre.⁶¹

Die Kontinuität nationaler Traditionen nivelliert längst nicht das Gewicht neuer Gesichtspunkte und weiterer semantischer Verschiebungen, die hier nicht geleugnet werden sollen. Doch traten die Bezüge meist klar zutage, wenn es nach 1945 explizit um die Heimat ging. Nicht nur in der bürgerlich-konservativen Lesart, nach der sie, wie Klaus Weigelt schreibt, noch immer „den Grund für die Geschichte eines jeden Menschen“ legt, weil „die Ordnung, die Liturgie des Lebensvollzuges sich aus [den] ersten Lebenserfahrungen ableitet“.⁶² Auch für Theodor Heuss blieb sie, unverrückbar, die „Wiege der Menschlichkeit“.⁶³ Und selbst dem Philosophen Ernst Bloch fiel für den Gegenpol zur Entfremdung im kapitalistischen Re-

Menschen, zum Besten des ganzen Volkes“ (Abermals zum Heimatschutz [Anm. 33], S. 116).

- 59 W. Schönichen (Hrsg.), *Handbuch der Heimaterziehung*, Berlin 1924; ders., *Umgang mit Mutter Grün: ein Sünden- und Sittenbuch für jedermann*, Berlin 1929; ders., *Naturschutz im Dritten Reich: Einführung in Wesen und Grundlagen zeitgemäßer Naturschutzarbeit*, Berlin 1934; ders., *Naturschutz als völkische und internationale Kulturaufgabe*, Jena 1942; ders., *Natur als Volksgut und Menschheitsgut*, Stuttgart 1950; ders., *Naturschutz, Heimatschutz: ihre Begründung durch Ernst Rudorff, Hugo Conwentz und ihre Vorläufer*, Stuttgart 1954.
- 60 M. Boucher, *Heimat – Vaterland – Menschheit. Leben und Krankheit der Begriffe*, Berlin 1953, S. 18; dazu passend das Kapitel über die 'Re-Europäisierung der Bildung' von Assmann, *Arbeit am nationalen Gedächtnis* (Anm. 42), S. 91-102.
- 61 Die Abgrenzung der 'linken' von der 'rechten' Naturschutzbewegung und ihrem Heimatbegriff kommentiert Hartung mit der Bemerkung: „Die unterstellte Alternative bleibt unscharf bis fragwürdig“; (W. Hartung, *Konservative Zivilisationskritik und regionale Identität am Beispiel der niedersächsischen Heimatbewegung 1895 bis 1919*, Hannover 1991, S. 7 und S. 23-27).
- 62 K. Weigelt/R. Altmann (Hrsg.) *Heimat und Nation. Zur Geschichte und Identität der Deutschen*, Mainz 1984, S. 20-21, wo auf Spranger (1923) verwiesen wird.
- 63 Nach ebenda, S. 17.

produktionsprozeß kein besseres Wort ein als: Heimat.⁶⁴ Es scheint also ganz so, als sei der Heimatboden wie schon für Stavenhagen eine Grundlage menschlicher Existenz geblieben.⁶⁵

3. Ein historischer Längsschnitt

Wenngleich wichtige historische Unterschiede – zwischen habsburgischen und schweizerischen und reichsdeutschen, zwischen katholischen und protestantischen, zwischen zentralen und peripheren Gebieten etwa – hier weiter im Hintergrund bleiben, soll doch noch etwas genauer nach der geschichtlichen Herausbildung der neuen Heimat gefragt werden. Dabei treten unweigerlich einige der Protagonisten, ‘Sender’ und ‘Empfänger’ der Botschaft, einzelne und Gruppen von Menschen, mit auf den Plan. Wie, wo, wann und von wem wurde der Heimatdiskurs entwickelt und verbreitet? Diese Zusammenhänge können hier nur ohne die für weitergehende Forschungen notwendige soziale Trennschärfe behandelt werden. Nicht beantwortet werden kann im Rahmen der vorliegenden Arbeit, in welchem

64 E. Bloeh, *Das Prinzip Hoffnung*, Bd. 2, Frankfurt a. M. 1959, S. 1628. Das ‘Prinzip Hoffnung’ zielt auf folgenden utopischen Schluß: „Hat [der Mensch] sich erfaßt und das Seine ohne Entäußerung und Entfremdung in realer Demokratie begründet, so entsteht in der Welt etwas, das allen in die Kindheit scheint und worin noch niemand war: Heimat.“

65 Kontinuitätslinien zwischen der vor und der nach dem Zweiten Weltkrieg dominierenden Heimatkonzeption zeigen auch H. Vorländer, *Heimat und Heimerziehung im Nationalsozialismus*, in: P. Knoch/T. Leb (Hrsg.) *Heimat oder Region? Grundzüge einer Didaktik der Regionalgeschichte*, Frankfurt a. M. 1984, S. 30-43, hier S. 41-43 für die BRD und W. Oberkrome, „Sozialistische Heimat“. Zum Natur- und Landschaftsschutz in der frühen DDR, in: K. Weigand (Hrsg.), *Heimat. Konstanten und Wandel im 19./20. Jahrhundert: Vorstellungen und Wirklichkeiten*, München 1997, S. 225-241 für die DDR auf. In Österreich kehrte der von den NS relegierte Volkskundler Geramb auf den Lehrstuhl zurück, in einigen Bundesländern wurde Spranger (1923) weiter als Vorlage zur Lehrplanpolitik benutzt. Zwar meinte Schelsky (*Die Flüchtlingsfamilie*, in: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 1950/51, S. 159-177) der „Gegensatz von Heimat und Fremde gehört zu den Dualismen des 19. Jahrhunderts“ und stellte fest: „Das Gesetz der Fremde hat längst unsere Gesellschaft insgesamt ergriffen“ (S. 163). Doch deutet das Heimat-Revival nach 1970 – dem die entsprechende theoretische Wiederaufbereitung durch Soziologen und Volkskundler gefolgt ist (Greverus, *Auf der Suche nach Heimat* [Anm. 10], S. 7-34) – auf das Überdauern des Begriffspaars Heimat-Identität im Gegensatz zu Fremde/Entfremdung hin. In wie fern über das ‘Authentische’ und ‘Eigentliche’ auch weltanschauliche Grundlagen des ‘Völkischen’ in das heutige Verständnis von Heimat eingeflossen sind, kann hier nicht erörtert werden. Immerhin konnte man noch 1981 auf druckfrischem Papier lesen, wesentliche Grundelemente von Heimat seien die Landschaft als natürliches und der Stamm („eine durch Rasse, Sprache und Herkommen zusammengehörige Gruppe des Volkes“) als persönliches Element: W. Riedel, *Heimat im Kräftefeld von Umwelt und Innenwelt*, in: ders. (Hrsg.), *Heimatbewußtsein – Erfahrungen und Gedanken. Beiträge zur Theoriebildung*, Husum 1981, S. 82-95, hier S. 83.

Maß und aus welchem Grund sich einzelne bürgerliche Gruppen und Schichten mehr in kleinräumige, nationale oder kosmopolitische Dimensionen projizierten. Daß sich in Abhängigkeit zu Ort, Zeit und sozialem Wandel solche Projektionen veränderten, daß einzelne Individuen, Klassen und Schichten sich auch aufgrund ökonomischer Interessenlagen dazu unterschiedlich disponierten, wird hier ungeprüft vorausgesetzt und mit Hilfe schemenhafter Idealtypen wie 'das Bildungsbürgertum' oder 'die Bauern' nur insoweit in Betracht gezogen, als es sich für eine vorläufige systematische Zuordnung der Heimat im Verhältnis von Nation und Region als unabdingbar erweist.⁶⁶

Der Sturm der nationalen und demokratischen Revolution hatte sich gerade erst gelegt, als die neue Heimat ihr Leben recht harmlos begann. Wie in der von Bausinger erzählten Geschichte des württembergischen Amtsrichters Ganzhorn, der um 1850 das Lied „Im schönsten Wiesengrunde“ komponierte. Der Richter sollte in seinem Leben, vor allem aus dienstlichen Gründen, in insgesamt elf württembergischen Städten sein Domizil aufschlagen. Für ihn, einem Beispiel neuer bürgerlicher Mobilität, wurde das 'stille Tal', wie Bausinger schreibt, zum Kompensationsraum: eine ausgeglichene Spazierwelt, die die Erholung von der als belastend empfundenen Unrast und Unordnung der räumlich-sozialen Beziehungssysteme ermöglichte.⁶⁷ Signifikant aber auch, wie die nachfolgende Generation von Chorleitern und Heimatforschern all der Orte, an denen Ganzhorn bis zur Komposition des Liedes gelebt hatte, jenes eine authentische 'stille Tal' in ihrer jeweiligen Umgebung auffand: ja, in *diesem* Tal war es gewesen, wo einst der Dichter träumend und schauend innegehalten! Das Lied umfaßte die Gesamtmenge der vielen, ganz persönlichen Erlebnisse und Sehnsüchte, und das nicht nur in Württemberg, sondern auch in deutschen Flachlanden, in denen auch ohne Täler die Ruhe und Stille der Heimat zu spüren war.

Celia Applegate hat am Beispiel der Pfalz untersucht, welche sozialen Gruppen den Heimatdiskurs erfunden, entwickelt, verbreitet und verändert haben. Von den intellektuellen Grundlagen der romantischen und nachromantischen Heimatverklärung und Zivilisationskritik ausgehend wurden die regionalen und lokalen, meist altliberalen Honoratioren zu den ersten institutionellen Trägern des Heimatgedankens. „Mit einem Auge auf die Nation, der Quelle ihres Stolzes, und dem anderen auf den örtlichen Zu-

66 Zu den Desiderata einer Erforschung sozialer Träger und gesellschaftlicher Bedingungen nationaler Loyalität: H. G. Haupt/C. Tacke, Die Kultur des Nationalen. Sozial- und kulturgeschichtliche Ansätze bei der Erforschung des europäischen Nationalismus im 19. und 20. Jahrhundert, in: W. Hardtwig/H. U. Wehler (Hrsg.), Kulturgeschichte heute, Göttingen 1996, S. 255-283.

67 Bausinger, Heimat und Identität (Anm. 2), S. 12-13.

sammenhang blickend, der ihre hervorgehobene Rolle begründete, verkörperten diese ehrenwerten Herrschaften die duale Natur des Heimatbewußtseins.⁶⁸ Von den Honoratioren ging etwa 1869 die Gründung des Historischen Vereins der Pfalz aus, dem, wie die Autorin schreibt, alle wichtigen wirtschaftlichen, religiösen und politischen Führungspersönlichkeiten der Region beitraten. In solchem Ambiente gedieh in den siebziger bis neunziger Jahren jede Form von institutioneller Heimatpflege, basierend auf der Förderung historischer, archäologischer und volkskundlicher Forschung und Darstellung der historischen und geologisch-natürlichen Stabilität des Raumes; Jene bunte Mischung von archäologischen, naturgeschichtlichen und historischen Exponaten, allesamt Zeichen der in alter und junger Vergangenheit bewahrten Einheit des Raumes und des durch Arbeits- und Alltagsgegenstände an die Stelle der 'großen Geschichte' tretenden „Heldenepos des kleinen Mannes“,⁶⁹ wurde in den neu eingerichteten Heimatmuseen zur Schau gestellt. Die Heimatmuseen, schreibt Confino, verkörperten zunächst die Einzigartigkeit des Ortes. Jede lokale Gemeinschaft sollte so ihre „lange Geschichte“ wiederentdecken, die Vergangenheit von der Vorgeschichte bis zum gegenwärtigen Alltagsgeschehen als Einheit verstehen und dabei „dem nationalen Ganzen Sinn verleihen“. Die Einzigartigkeit des Ortes wurde dabei immer stärker „durch ähnliche Objekte dargestellt. Zusammengenommen konstruierten die über Deutschland verteilten Heimatmuseen eine nationale Erzählung, die die 'kleinen Leute' anstelle der Eliten, das Alltagsleben anstelle großer historischer Ereignisse, und die Lokalität als Ursprungsort der Nation darstellte“.⁷⁰

Nach 1890 traten immer deutlicher Massenorganisationen auf den Plan. Das Vereinswesen, traditionell ausgeprägt eher in städtischen Sozialmilieus und bürgerlich-kleinbürgerlichen Kreisen, wurde ebenfalls zu einem auch untere Schichten erfassenden Massenphänomen.⁷¹ In den ländlichen Gebieten entwickelte es sich, als traditionelle Bräuche dort noch Bestandteil der Lebenspraxis waren. „Die Vereine konnten sich deshalb nicht – gleichsam im Gewaltstreik – der tradierten Formen bemächtigen, sondern mußten sich behutsam in angestammte Lebenszusammenhänge einfügen“. Doch bald lösten sie die traditionellen Trägergruppen der Bräuche ab. Zu Beginn

68 C. Applegate, *A Nation of Provincials. The German Idea of Heimat*, Berkeley 1990, S. 16.

69 Hartung, *Konservative Zivilisationskritik* (Anm. 61), S. 184.

70 Confino, *The Nation as a Local Metaphor* (Anm. 5), S. 60.

71 K. Tenfelde, *Die Entfaltung des Vereinswesens während der industriellen Revolution in Deutschland (1850–1873)*, in: O. Dann (Hrsg.), *Vereinswesen und bürgerliche Gesellschaft in Deutschland*, München 1984, S. 55–114, hier S. 57.

des 20. Jahrhunderts „hatten sie weithin schon die Gestaltung der kirchlichen und weltlichen Feste übernommen“.⁷²

Seit Anfang der 1890er Jahre ließ die Agrarkrise neue Bauernverbände entstehen und wachsen, deren wichtigster, der Bund der Landwirte, seine Mitgliederzahlen bis 1914 auf 330.000 erhöhen konnte. Seine protektionistischen, mit den Interessen der Exportindustrie kollidierenden Bestrebungen wurden zunehmend mit populistischen, antistädtischen und antiindustriellen, zugleich antisemitischen und völkisch-rassistischen Motiven begründet. Solches Gedankengut gedieh auch, wenngleich nicht durchgängig, unter dem Dach des 1881 gegründeten 'Allgemeinen Deutschen Schulvereins', des 'Alldutschen Verbandes' und des 'Deutschen Schutzbundes', der „nach reinem, vertieftem Deutschtum in jeder Hinsicht“ strebte, jedoch dabei „lauter und schärfer in der Betonung des Germanischen gegenüber Rom, dem Juden- und Slaventum“ seine Stimme erhob.⁷³ Bis 1921 schlossen sich 87 Vereine, Verbände und Institutionen, die für „das Grenz- und Auslandsdeutschtum tätig“ waren, dem 'Schutzbund' an: darunter die 'Vereinigen Landsmannschaften von Eupen-Malmedy', der 'Schleswig-Holsteiner Bund', der 'Deutsch-litauische Heimatbund', der Danziger 'Deutsche Heimatbund', der 'Ostdeutsche Heimatdienst', der 'Verband westpreußischer Heimatvereine', der 'Ostmarkenverein', der 'Hilfsverein für die Südmark', der 'Kärntner Heimatdienst', der 'Andreas-Hofer-Bund'.⁷⁴ Der 1904 erfolgte Gründung des 'Bundes Heimatschutz' war die einiger regionaler Verbände vorausgegangen: des 'Vereins für sächsische Volkskunde' (1896), des 'Heimattundes Niedersachsen' (1901), des 'Bayerischen Vereins für Volkskunst und Volkskunde' (1902) und so weiter. Die Bewegung der Deutschtums- und Heimatvereine war Teil einer größeren, meist 'national gesinnten' Vereinsbewegung. Turn-, Schützen-, Gesangs- und sonstige Vereine breiteten sich nach 1880 zunehmend aus den Städten auch auf das platte Land aus.⁷⁵

Vor diesem Hintergrund griff schließlich die „Ideologie von Landwirtschafts- und Land'freunden' – Journalisten, Sozialreformern, Pfarrern und Lehrern auf dem Lande. In einer Art Agrarromantik suchten sie das Selbst-

72 A. Lehmann, Zur volkskundlichen Vereinsforschung, in: O. Dann (Hrsg.), Vereinswesen und bürgerliche Gesellschaft in Deutschland, München 1984, S. 133-149, hier S. 137f.

73 F. Winterstein, Deutsches Vereinswesen (Kultur und Fortschritt, 152), Leipzig o.D. [ca. 1908], S. 10.

74 H. W. v. Zengen, Das Vereinswesen im heutigen Deutschland. Ein Vademecum für Industrie-, Bank- und Handelskreise, Berlin 1922, S. 32-36.

75 Zur ideologischen und symbolischen Ausrichtung dieser Vereine: G. L. Mosse, Die Nationalisierung der Massen. Politische Symbolik und Massenbewegungen von den Befreiungskriegen bis zum Dritten Reich (1975), Frankfurt a. M./New York 1993, S. 153-183.

bewußtsein des ‘Landes’ gegenüber der ‘verderblichen’ Großstadt zu steigern oder pragmatischer die Identität ländlicher Lebensformen zu erhalten, Heimatgefühl und Heimatstolz zu fördern“.⁷⁶ Im Gefolge ihres Wirkens wurden die Geschichts- und Heimatvereine, genauso wie die sonstigen Traditions-, Brauchtums- und Geselligkeitsvereine von neuen, nicht nur aus bildungsbürgerlichen und Honoratiorenkreisen stammenden Mitgliedern frequentiert und mitgeprägt. Zwar wurde die organisierte Heimatschutzbewegung – jedenfalls in dem von Werner Hartung untersuchten niedersächsischen Raum – weiter „von großen Teilen der politisch herrschenden und tonangebenden Provinzeliten des bürgerlichen Lagers“ getragen: neben Verwaltungs- und Justizbeamten, Militärs, Politikern und den „Meinungsführer[n] des Bildungsbürgertums“ bildeten Kaufleute, Fabrikanten und zu geringeren Teilen Schriftsteller, Journalisten, Künstler, Landwirte und Handwerksmeister die Mitgliedschaft. Doch waren im Lande gerade ‘volksnahe’ Berufsgruppen wie „Lehrer, Geistliche und Gutspächter die eigentlichen Stützen der Bewegung“.⁷⁷ Neben dem Heimatschutz im engeren Sinne entstanden neue Wander- und Gebirgsvereine, die einen anderen sozialen Zugschnitt als die Honoratiorenaassoziation früherer Jahre besaßen. „Um die Jahrhundertwende war aus der Heimatpatronage eine Heimatbewegung geworden“.⁷⁸

Jetzt also hatte die von außen und oben kommende Verklärung des bäuerlichen Lebens mehr oder weniger das Objekt der Begierde erreicht: politische Interessenverbände und Massenbewegungen, darunter die Bauernbünde, wurden mit durchaus kühlem Blick auf die Durchsetzung ihrer korporativen Interessen zu ideologischen Trägern einer Blut- und Boden-Ideologie.⁷⁹ Im Zeichen des Imperialismus und dann des heranrühenden Krieges verschmolzen im öffentlichen Diskurs Heimat und Volk zu jener Masse, aus der nationale Identität zu Ende modelliert werden sollte.⁸⁰ Die geistige und blutmäßige Verwurzelung jedes Einzelnen in der Schicksalsgemeinschaft von Volk und Heimat trat in den Vordergrund. Erst recht in

76 T. Nipperdey, *Deutsche Geschichte 1866–1918*, Bd. 1 (Arbeitswelt und Bürgergeist), München 1994, S. 219. Als Beispiel für die sozialen Zusammensetzung der Heimat-Initiatoren mag Westfalen herangezogen werden: K. Ditt, *Die westfälische Heimatbewegung 1871–1945. Eine kulturelle Begegnung zwischen Zivilisationskritik und politischer Instrumentalisierung*, in: K. Weigand (Hrsg.), *Heimat. Konstanten und Wandel im 19./20. Jahrhundert: Vorstellungen und Wirklichkeiten*, München 1997, S. 263–284, hier S. 265.

77 Hartung, *Konservative Zivilisationskritik* (Anm. 61), S. 110.

78 Applegate, *A Nation of Provincials* (Anm. 68), S. 17.

79 Das trifft vor allem auf den Bund der Landwirte, in geringerem Maß auf den Bayerischen Bauernbund zu; vgl. Nipperdey, *Deutsche Geschichte 1866–1918*, Bd. 1 (Anm. 76), S. 217–219.

80 Wehler, *Gesellschaftsgeschichte* (Anm. 55), S. 1067. Zum Assimilationsstreben der Nationalstaaten: Baumann, *Moderne und Ambivalenz* (Anm. 13), S. 41.

der Apotheose des Krieges: spätestens im Schützengraben, welcher Bauern und Arbeiter und Bürger anscheinend gleich machte und die Städte und Dörfer und Felder und Fabriken und Amtsstuben allesamt zu einem Heimat- und Vaterland verschmolz. Staat und Nation seien unklare Konzepte, aber was Heimat sei, das wisse jeder, notierte Jünger in seinem 1922 veröffentlichtem „Kampf als inneres Erlebnis“.⁸¹ Vielleicht, so vermutet Confino, lag in der Penetration des Heimatgedankens in weite Bevölkerungskreise auch einer der Gründe dafür, daß sich die Arbeiterbewegung 1914 „zuerst deutsch und dann erst sozialistisch fühlte“.⁸²

Nach der Niederlage, unter dem Eindruck der Desintegration politischer Strukturen und der revolutionären Erhebung erlebte das Motiv der so verräterischen wie eiteln Auflehnung gegen die natürliche Ordnung ihre Wiederauferstehung. Jetzt wurde die Heimat wieder kleiner, wurde zum geistigen Rückzugsgebiet auf der Flucht vor dem Unrecht der Sieger und der in Fabriken und Arbeitervierteln gezüchteten Treulosigkeit – zum Rückzugsgebiet, wohlgemerkt, einer nun erst recht *nationalen* Denk-Bewegung.

Für die Zeit nach dem Weltkrieg beobachtet Applegate, wie die Heimatbewegung, obgleich noch immer vom Heer der Freiwilligen, Engagierten und Vereinsmeier getragen, zunehmend unter die Kontrolle und Obhut staatlicher Politik geriet. Der eine Grund dafür war, daß der Kriegsausgang dem nun angewachsenen Grenz- und Auslandsdeutschtum einen höheren politischen Stellenwert verlieh und die staatlichen oder politischen Stellen Deutschlands und Österreichs zur Förderung neuer und lange bestehender Heimat- und Deutschtumsvereine veranlaßte.⁸³ Eine neue Qualität erhielt aber auch die Lehrplanpolitik für Heimatkunde⁸⁴ mit der ‘Studiengemeinschaft für wissenschaftliche Heimatkunde’, die unter Mitwirkung des Preu-

81 E. Jünger, Werke, Bd. 5, Stuttgart 1960, S. 87.

82 Confino, The Nation as a Local Metaphor (Anm. 5), S. 77.

83 Zur „besondere[n] Bedeutung“ des „Heimatschutzgedankens“ für „Deutschösterreich“: Geramb, Von Volkstum und Heimat (Anm. 49), S. 80.

84 „Heimatkunde ... als erste Stufe des erdkundlichen Unterrichts“ wurde bereits von Tromnau (1889) theoretisch und methodisch beschrieben. Er berief sich dabei – was die kindliche Entwicklung einer Vorstellung von ‘Raum’ und ‘Natur’ betraf, sicher zu recht – auf Rousseau, Pestalozzi, den Geographen Karl Ritter, und Adolph Diesterweg. Letzterer benutzte den Heimatbegriff bereits 1829 systematisch als Synonym für die „nächste Umgebung“ (S. 8). Diesen Autoren ging es, wie Tromnau selbst, um die „richtige Erkenntnis“ geographischer Objekte, Begriffe, Verhältnisse, und das Verständnis von Karten. Es ging noch nicht (explizit) um eine Selbstvergewisserung mittels solcher Objekte. Zur daran anknüpfenden späteren Heimatkunde: W. Brückner, Heimatkunst. Die Entdeckung von Volkskunst zwischen Heimatwerk-Bewegung und Volkswerk-Forschung, in: K. Weigand (Hrsg.), Heimat. Konstanten und Wandel im 19./20. Jahrhundert: Vorstellungen und Wirklichkeiten, München 1997, S. 147-162, hier S. 149-151.

bischen Ministeriums für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung und des Reichsministeriums des Inneren vom Direktor der Staatlichen Stelle für Naturdenkmalpflege in Preußen, Walther Schönichen, im April 1923 ins Leben gerufen wurde. Es ging bei der Lehrerfortbildung um eine 'organische' Pädagogik von Volkskunde, Naturschutz, Siedlungsgeographie und Geschichte sowie um Brauehtumpflege und Tradition, eben um den „Heimatgedanken in seiner Ganzheit“ und anzuerziehende „Heimatgesinnung“, wie Schönichen unterstrich. Eduard Spranger, dessen Einführungsrede eine der Schablonen für den Heimatkundeunterricht auch nach 1945 geblieben ist, hob hervor, das Volk müsse über die Heimatkunde „zum Totalbewußtsein der Lebensbezüge in Natur und Geschichte gebildet werden“. Der Heimatunterricht werde „zu jener Schule des Totalitätssinnes, die wir brauchen, um aus der geistigen Zerrissenheit der Gegenwart herauszukommen“. Denn der „Weg zum Menschentum führt nur über das Volkstum und das Heimatgefühl“. Wie vielversprechend die „Kraft des organischen Denkens“ in diese Richtung wirkte, konnte Schönichen daran ermessen, daß „unsere Anregungen einen unerwartet starken Widerhall, namentlich in der Lehrerschaft“, bereits gefunden hatten.⁸⁵

Nach 1933, so Applegate schließlich, sei der Heimatbegriff als propagandistische Zugabe zu Rasse, Blut und deutschem Schicksal fast gänzlich jedes lokalen und regionalen Partikularismus beraubt worden.⁸⁶ Wir sahen aber bei Staverhagen, daß die spannungsgeladene Komplementarität von Boden-Heimat auf der einen und Blut-Volk auf der anderen Seite auch in jener Zeit erhalten blieb. Die „Entwurzelung des Heimatbegriffs aus seiner landschaftlichen Gebundenheit“ sei „letztlich doch das Ziel der Nationalsozialisten“ gewesen, schreibt Kissener.⁸⁷ Wir sahen, daß die Nationalisierung 'der Massen' im Gegenteil überhaupt erst mit der 'Einwurzelung' des Heimatbegriffs in die Landschaften einherging. In der relativen Beständigkeit seiner Inhalte – einschließlich der Schattierungen, Streitpunkte und widersprechenden Interpretationen: selbst Abwendung von und Widerstand gegen das NS-Regime wurden gelegentlich mit 'Heimat' begründet, wie umgekehrt der Treueschwur – kam die graduelle, auch nach 1933 sich fortsetzende Ausbildung eines die kollektiven Gefühle, Handlungen und Bewußtseinsinhalte mehr und mehr in den Mittelpunkt rückenden Heimatbegriffes zum Ausdruck, „der dem Individuum Identität versprach, sofern es

85 Zitate aus Spranger (1923) S. 30, 32 und aus Schönichens Einführung, ebenda, S. 3-4.

86 Applegate, *A Nation of Provincials* (Anm. 68), S. 212-213; Kritik daran bei Confino, *The Nation as a Local Metaphor* (Anm. 5), S. 53, 79.

87 M. Kissener, *Nationalsozialismus und Widerstand: Beobachtungen zum Heimatbegriff* bei Alfred Delp, Hanns Haberer und Leo Wohleb, in: K. Weigand (Hrsg.), *Heimat. Konstanten und Wandel im 19./20. Jahrhundert: Vorstellungen und Wirklichkeiten*, München 1997, S. 209-223, hier S. 213. Vgl. auch Brückner, *Heimatkunst* (Anm. 84), S. 154.

sich affirmativ dem System einordnete“.⁸⁸ Um so modern, städtischer, industrieller und nationaler Deutschland wurde, um so nachhaltiger konnte Heimat, als lokale Metapher der Nation, zur persönlichen Teilhabe an der Gefühls- und Gestaltwahrnehmung des nationalen Ganzen beitragen. Gerade die ‘je meinige’ – d.h. politisch und kommerziell standardisierbare, an keine bestimmte Landschaft gebundene – Heimat gereichte zur Versöhnung mit dem Schicksal des Untergangs in der namenlosen Masse. Ob nun planvoll oder im Chaos seiner inhomogenen Inspirationen bewies das NS-Regime seine Fähigkeit zur Integration und Bündelung der im Heimatdiskurs sich spiegelnden Bedürfnisse und Bestrebungen und leistete damit einen weiteren Beitrag zur vollständigen Ausprägung der städtisch-industriellen Gesellschaft und nationalen Massenkultur. An dem oft widersprüchlichen Ausgleich zwischen Region und Nation, und an der durchschlagenden Modernität der von Heimat beförderten Modernitätskritik, hat es weder etwas Grundlegendes geändert noch ergänzt. Allenfalls kam es unter seiner Ägide – durch die massenwirksame Ansprache des ‘metaphysischen Heimwehs’ in Literatur, Film, Natur- und Heimatkunde und durch eine neue Museumspädagogik – zu einer stärkeren politischen Vollendung der schon in den Liedern der Freiheitskriege angelegten Symbiose „von einerseits [der] biologistischen Verwurzelung im Heimatboden und andererseits der Heimat als geistigem Wurzelgefühl“.⁸⁹

Der Bogen zwischen Freiheitskriegen und NS-Zeit mag manchem zu weit gespannt erscheinen. Er ist gewiß nicht im Sinne eines notwendigen Ablaufs gemeint. Sicher kulminierte vieles der deutsch(sprachigen) politischen Kultur in der Analogie von Volk und Heimat zu Blut und Boden, doch bot die Geschichte auch andere Möglichkeiten. Allein, es bleibt schwierig, unter der Maßgabe realitätsbezogener Wahrscheinlichkeit der ‘sonst gleichen Bedingungen’ grundlegende Alternativen zu bestimmen. Zumal auf den Begriff des Volkes keineswegs nur der biologisch-rassische Aspekt projiziert worden ist, sondern ebenso, auch nach 1848, der des Volkes als Gemeinschaft oder Masse der von Herrschaft Ausgeschlossenen und zur Macht Strebenden.⁹⁰ Im Hinblick auf die politische Integration der *Volksmassen* war der Übergang im späten 19. Jahrhundert ebenfalls entscheidend. In mannigfachen Formen nämlich forderte jene Gesamtheit der in Wahrheit streitenden Interessen und Klassen eine nachhaltigere Beteiligung am öffentlichen Diskurs über Wirtschaft, Politik und Kultur. Die Errichtung und Festigung des industrialisierten und bürokratisch durchstruk-

88 Greverus, Auf der Suche nach Heimat (Anm. 10), S. 9.

89 Vorländer, Heimat und Heimerziehung (Anm. 65), S. 42; zur konzeptionellen Ausrichtung der Heimatmuseen: M. Roth, Heimatmuseum: zur Geschichte einer deutschen Institution, Berlin 1990.

90 Vgl. Anm. 46.

turierten Nationalstaates kam schwerlich an der Schaffung und Festigung eines durch aktiven Konsens begründeten und gebundenen Staatsvolkes vorbei.

Auch bei der so verstandenen Integration von Volkskultur in die Nationalkultur spielte wieder die Heimat eine Rolle. Der Übergang von der liberal-romantischen Heimat der Honoratioren zur völkisch-massenhaften Heimatbewegung stellte in diesem Sinne eine kulturelle Popularisierung, d.h. eine stärkere Verallgemeinerung von 'Volkskultur' gegenüber 'Herrscherkultur' dar. Da Heimat „Deutschland als Einheit in der Vielfalt“ repräsentierte, konnten die „Deutschen das abstrakte Bild der Nation erfassen“. Dies war nicht mehr ein isoliertes, nur auf Wenige zutreffendes Phänomen, sondern eine breite und „populare gesellschaftliche Wirklichkeit“.⁹¹

Folgt man dem Volkskundler Konrad Köstlin, so lagen die Voraussetzungen dafür in den Entwicklungen der Neuzeit begründet. Etwa zwischen 1600 und 1850, so der Autor, habe sich ein von lokalen und regionalen Besonderheiten gekennzeichneter Kulturtyp der Mittel- und Unterschichten ausgeprägt: „Wo man gegen Ende des Mittelalters noch von einem relativ großräumigen Bestand an Formen und Motiven auszugehen hatte, war nun Kleinräumigkeit geradezu zum Merkmal dessen geworden, was man Volkskultur genannt hat“. Der so entstandene kulturelle Inventar „stammt in seiner auffälligen, demonstrativen und abgrenzenden Ausprägung aus einer relativ kurzen Periode von kaum 250 Jahren. Er gehört in den wirtschaftlich-politischen Kontext der Ausprägung und Blüte des Territorialstaates und der Entwicklung zum absolutistischen Merkantilismus, der auf Grenzziehung in jeder Hinsicht beruhte: geographisch, wirtschaftlich und sozial“.⁹² Ergänzend wäre wohl die Wirkung von Reformation und Gegenreformation nicht zu vergessen, welche im Katholizismus die Spaltung in einen elitären und klerikalen Universalismus und eine provinzielle Volkskultur belörderte und auch im Protestantismus diejenigen, die die Schrift in die Sprache des Volkes übertrugen, von ihrem abendländischen Bildungshorizont her von diesem unterschied. „Territorialisierung und Konfessionalisierung durchdrangen und ergänzten sich wechselseitig“⁹³ und formten den Raumhorizont der deutschsprachigen Volkskultur mit.

Stimmt der Gedankengang, so war es nur folgerichtig, Heimat und Region einen hohen Stellenwert für die Nationalisierung der Massen einzu-

91 Confino, *The Nation as a Local Metaphor* (Anm. 5), S. 70-73.

92 K. Köstlin, *Die Regionalisierung von Kultur*, in: K. Köstlin/H. Bausinger (Hrsg.), *Heimat und Identität. Probleme regionaler Kultur*, Neumünster 1980, S. 25-36, hier S. 26.

93 V. Press, *Kriege und Krisen. Deutschland 1600–1715*, München 1991, S. 120-121; daneben: H. Schilling, *Nationale Identität und Konfession in der europäischen Neuzeit*, in: B. Giesen (Hrsg.), *Nationale und kulturelle Identität. Studien zur Entwicklung des kollektiven Bewußtseins in der Neuzeit*, Frankfurt a. M. 1991, S. 192-252, hier S. 200f.; Blessing, *Heimat im Horizont der Konfession* (Anm. 7), S. 183.

räumen, ihre Integration in den nationalen Staat als Vereinigung der Stämme zum Volke darzustellen und diesem Volk die Anerkennung multipler Identitäten zuzusichern. Das bürgerliche Bildungsideal verschob sich hin zu einer Selbstbeschränkung, Vereinfachung und Sakralisierung erfordernden „Erziehung zur nationalen Einheit“.⁹⁴ Die Dialekte wurden vom sozialen Stigma des niederen Bildungsgrades umgewertet zum positiv aufgeladenen Synonym ländlicher Herkunft und regionaler Identität des 'einfachen Mannes'.⁹⁵ Um diesen zu integrieren, schienen der Schutz der Heimat und der Geborgenheit in unmittelbaren Raum- und Gemeinschaftsbezügen geboten.

Allerdings fand im Rahmen der politischen Institution des Norddeutschen Bundes und des Kaiserreichs das Problem der Integration der Länder, Territorien und Provinzen nach 1866 eine nur graduelle, anfangs von Improvisation und tagespolitischem Pragmatismus geprägte, oft noch als prekär empfundene Lösung.⁹⁶ Nur allmählich gelang es im Zuge des Wandels der wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse das komplexe Verhältnis der Länder zur Nation in selbstverständlicher werdende Bahnen zu lenken, und erst allmählich ergriff – wie wir vom Ergebnis von 1914 her ahnen, nicht aber in Vorgang und Ausmaß wirklich schon kennen – der Reichsnationalismus „die bürgerlich-bäuerlichen Massen“.⁹⁷ Vielschichtiger noch, aber nicht immer und unbedingt dramatischer, stellte sich das Problem der nationalen Identität für die Deutschen des Habsburgerreiches dar. In all ihrer konzeptionellen und politischen Überlagerung erwiesen sich die (regional unterschiedlichen) nationalen identitären Instanzen gegenüber den religiösen, dynastischen und Staatsloyalitäten oft als „in der Praxis vollkommen kompatibel“.⁹⁸ Auch hierbei half ein im Vergleich zum Deutschen Reich „wenig Originalität“ aufweisender Heimatdiskurs⁹⁹ Reibungsverluste vermeiden: „Heimat ließ ... lange Zeit Österreichisches behaupten, ohne die umstrittene – deutsche oder österreichische – Nation ansprechen zu müssen“.¹⁰⁰ Schließlich machte im Schweizer Kontext – wieder ganz anders – die „Wärme des Heimatgefühls“ so sehr mit der 'Welt', das „Kleinste ...

94 Assmann, Arbeit am nationalen Gedächtnis (Anm. 42), S. 81.

95 Briesen/Gans, Regionale Identifikation (Anm. 8), S. 68.

96 T. Nipperdey, Deutsche Geschichte 1866–1918, Bd. 2 (Machtstaat vor der Demokratie), München 1995, S. 23–34.

97 Ebenda, S. 259.

98 L. Cole, Province and Patriotism: German National Identity in Tirol in the Years 1850–1914, Doctoral Thesis, European University Institute, Florenz 1995, S. 528.

99 H. Nikitsch, Zur Organisation von Heimat. Die Heimatschutzbewegung in Österreich, in: K. Weigand (Hrsg.), Heimat. Konstanten und Wandel im 19./20. Jahrhundert: Vorstellungen und Wirklichkeiten, München 1997, S. 285–306, hier S. 286. Zur 'Deutsche Heimat' und Heimatschutzbewegung in Österreich, ebenda, S. 286–300.

100 Johler, Nazionalismo e costruzione di regioni (Anm. 4), S. 91.

mit dem Weitesten“ versöhnen, daß das Auseinanderfallen von nationaler Kultur und nationaler Staatlichkeit scheinbar zur Nebensache geriet.¹⁰¹

Die Integration regional konnotierter Volkskulturen in eine oder mehrere nationale geschah nun keineswegs durchgängig auf dem Wege der Substitution ‘rückständigen’ kleinstaatlichen Denkens durch ‘fortschrittlich’-nationales oder gar kosmopolitisches. Das galt bestenfalls für Teile des gehobenen industriellen Bürgertums, des jüdischen Bildungsbürgertums, der in internationalen Kategorien vorgeblich denkenden und in nationalen Kategorien weitgehend handelnden Großstadtproletarier. Insgesamt jedoch verstärkte sich neben dem direkten Verweis auf das Nationale, den Kaiser usw., anstatt zu weichen, die Darstellung der Nation durch Region und lokale Gemeinschaft. Daß in diesem das reaktive Element – gegen die Identitätsgefährdung durch industrielle Entwicklung und Zentralstaatlichkeit – eine größere Rolle spielte, entbehrte einer gewissen Logik nicht, wenn man die Verunsicherung kleinbürgerlicher sowie bäuerlicher Kreise durch den Strukturwandel in Rechnung stellt. Sie vollzogen den Zwiespalt des Bürgertums mit, das über die immer beliebter werdende Bürgerschelte „seine eigene Selbstentlastung inszenierte“.¹⁰² Die gleichen Kreise nutzten den Heimat- und Volksdiskurs aber auch, um ihre politischen und Marktinteressen durch moderne neokorporative Organisationsformen abzustützen.

Im Ergebnis schon dieses Wandels war die Reaktion also meist populistischer Natur: der Territorialfürst vermochte selten noch Nostalgien zu wecken, und wo dies geschah, so auf der Grundlage politischer Evokation besonderer, etwa landwirtschaftlicher oder konfessioneller, ins Landsmannschaftliche projizierter Interessen.¹⁰³ ‘Regionalbewußtsein’, sofern es gegen Berliner bürgerliche Dekadenz – nie aber gegen Deutschland und Vaterland! – gerichtet und von ‘Heimatbewußtsein’ getragen war, löste sich zunehmend von dynastischen Ursprüngen und Bindungen und stellte sich gelegentlich, wie bei der ‘stammesgeschichtlich’ begründeten und gegen dynastische Zerstückelung gerichteten Erfindung von ‘Niedersachsen’, auch gegen sie.¹⁰⁴ Der Heimatboden wurde, gerade in der Entgegensetzung

101 Das jedenfalls war die These von Röpke, Torheiten der Zeit (Anm. 35), S. 53.

102 Assmann, Arbeit am nationalen Gedächtnis (Anm. 42), (1993) S. 67.

103 So wurde der bayerische Patriotismus nach 1871 „unabhängig vom Zutun des bayerischen Königs“ von der auf breiter, vor allem bäuerlich-katholischer Trägerschaft beruhenden Bayerischen Patriotischen Partei weitergeführt; M. Hanisch, Für Fürst und Vaterland. Legitimitätsstiftung in Bayern zwischen Revolution 1848 und deutscher Einheit, München 1991, S. 406–409. Zur bayerischen Heimatbewegung der Jahrhundertwende: A. Knaut, ‘Diese unselige Nachahmung des städtischen Wesens’. Aspekte des Heimatschutzes in Bayern, in: K. Weigand (Hrsg.), Heimat. Konstanten und Wandel im 19./20. Jahrhundert: Vorstellungen und Wirklichkeiten, München 1997, S. 245–261, zur Bedeutung der konfessionellen Struktur Frankens für die territorialen Loyalitäten, Blessing, Heimat im Horizont der Konfession (Anm. 7), S. 185–197.

104 Hartung, Konservative Zivilisationskritik (Anm. 61) S. 30, 117–179.

des 'einfachen Volkes' gegen die Ansprüche alter und neuer Magnaten und in seiner Opposition zur industriell-urbanen Weitläufigkeit und Anonymität, zur Nährmutter 'wahrhaft nationaler', dem Inneren des Einzelnen zugehöriger Wurzeln. Auf diesem Boden flossen Blutsvolk und zur Herrschaft strebendes ineinander, wurde 'das Volk' zur wahren Nation.

Allerdings sollte die 'Nationalisierung der Massen' nicht fehlinterpretiert werden. Der nationale Lebensraum und Lebenssinn setzte sich nicht, wie von herkömmlichen Stufenmodellen suggeriert,¹⁰⁵ an die Stelle kleinräumiger Lebensbezüge. Nationalisierung bedeutete nicht unterschiedslose 'Homogenisierung' der politischen Raumbezüge, sondern Integration multipler Identitäten in die Vorstellung von der Nation. Heimat bildete einen inneren Zirkel dieser nationalen Vorstellungs- und Lebenswelt, auf den sich die verschiedenen Prozesse personaler Identifikation und sozialer Integration leichter ausrichten konnten. Deshalb mußte Heimat meist, obwohl *kein* ausschließliches Synonym für Lokales, in einer vom Einzelnen überschaubaren territorialen Dimension verhaftet bleiben. Das allerdings hatte nichts mit einer „landschaftlichen Gebundenheit“ des Heimatbegriffs¹⁰⁶ zu tun, sondern allein mit der Gebundenheit an den Blickwinkel des Einzelnen, dem es durchaus gelingen konnte, „heimatliche Bezüge zu zwei oder mehreren Räumen“¹⁰⁷ herzustellen. Aus größerer Ferne, gar aus den Kolonien und Amerika, oder dem Schützengraben, überschaute man viel. Von dort mochten Oberstüblich, Niederbayern und Deutschland nebeneinander treten und gar zu einer einzigen Heimat verschmelzen. Doch solches Heimweh hat, vom Krieg abgesehen, nur eine kleine Minderheit von Oberstüblichen, Niederbayern und Deutschen verspüren müssen. In der geographischen Imagination blieb Heimat für die meisten irgendwo im oder unterhalb des Landsmannschaftlichen angesiedelt. Dafür ausschlaggebend war nicht die objektive Beschaffenheit geographischer Orte, sondern der Blick des Einzelnen, der sie zu Landkarten seines Selbst zusammensetzte.

Ungeachtet der daraus gelegentlich erwachsenden, hier nicht weiter thematisierten Friktionen stellt sich Heimat in der „Vielzahl unterschiedlicher sozialer Bindungen, die die Brücke schlagen zwischen Individuum und einer abstrakten Idee der Nation“¹⁰⁸, als tragfähig dar. Die von Heimat symbolisierte Sicht auf den 'je meinigen' Ort erleichterte die Imagination einer aus der mannigfachen Erfahrung der Vielen erwachsenen nationalen Gemeinschaft. Die politische Integrationsleistung von Heimat lag, so Confino, nicht darin, daß „unterschiedliche soziale Gruppen“ genau das gleiche

105 Z.B. P. Alter, Nationalismus, Frankfurt a. M. 1985, S. 14-15.

106 Kissener, Nationalsozialismus und Widerstand (Anm. 87), S. 213.

107 Was Lipp, Heimat in der Moderne (Anm. 9), S. 61 in Bezug auf die 'Spätmoderne' schreibt, gilt schon für die moderne Heimat.

108 Tacke, Denkmal im sozialen Raum (Anm. 18), S. 291.

darunter verstanden, sondern darin, daß die Verheimatlichung der Nation wie ein „Spiegel“ wirkte, in dem die unterschiedlichen Betrachter – Katholiken und Protestanten, Konservative und Sozialisten, Schwaben und Preußen – sich wiedererkannten.¹⁰⁹ Um solches zu erreichen, war aber die massenhafte Verständigung über die Bedeutung der Heimat eine Voraussetzung. Wie diese geschaffen wurde, ist eines der Themen der folgenden beiden Abschnitte.

4. Die literarische Vermarktung des Authentischen

Heimat war zunächst als Abwehr gegen die Anmaßungen der sich mobilisierenden und modernisierenden Welt intendiert. Doch der negative Bezug wurde bald vor die Alternative gestellt, beiseite gedrängt zu werden oder durch adäquate Vermarktung seiner Kritik zur dialektischen Affirmation der Moderne zu gerinnen. In dem Maße, wie die Erfahrung der Orte als Selbsterfahrung verinnerlicht wurde, verblaßte die Individualität ihrer äußerlichen Attribute. Daher die hochgradig stilisierte, von individuellen topographischen Merkmalen weitgehend freigehaltene Heimatikonographie.¹¹⁰ Die Subjektzentrierung der Orte mehrte also nicht nur die Möglichkeiten multipler Identifikation der Einzelnen mit ‚Dorf‘, ‚Nation‘ usw., sie potenzierte auch umgekehrt die mögliche Anzahl der Subjekte, denen ein und dasselbe Objekt zur Selbsterfahrung zngewiesen werden konnte. Einzelne Typen von Heimat-Spiegeln konnten gewissermaßen in Serienproduktion gehen. Wurde ihr Angebot angenommen, mochte ihre je spezifische Brechung das Selbstbild einer wachsenden Anzahl von Menschen mitbestimmen.

Spätestens an diesem Punkt muß die Untersuchung über die Vorstellungen hinausgehen und die praktische und interessierte Behandlung von Heimat auf den Märkten der Politik, der Literatur und der Ökonomie mit in den Blick nehmen. Diese zeichnete sich zunehmend durch den Rekurs auf neue Techniken der Massenkommunikation und Mobilisierung von Gefühlen aus. Die im Industrialisierungsprozeß erzeugte Angst „vor der völlig gestalt-, seelen- und gemeinschaftslosen Einebnung und Massenhaftigkeit“¹¹¹ wurde jetzt systematisch angesprochen. Heilserwartungen wurden geweckt und in kulturelle Affinität und gegebenenfalls politische Loyalität umgemünzt. In ihrer pragmatischen Dimension war Heimat also nicht nur Reflex, sondern auch Hebel politischer Modernisierung. Darauf kommen wir im Folgenden zu sprechen. Zunächst geht es um einen noch weniger vermittelten Zusammenhang von Heimat und Moderne. Die Heimat bewies

109 Confino, *The Nation as a Local Metaphor* (Anm. 5), S. 77.

110 „The images were powerful because they were, in a sense, empty.“ Ebenda, S. 72.

111 Röpke, *Torheiten der Zeit* (Anm. 35), S. 60.

nämlich beträchtlichen wirtschaftlichen Wert bei der touristischen, architektonischen, literarischen und filmischen Vermarktung des Authentischen.

Die vor allem im süddeutsch-österreichischen und schweizerischen Gebiet bestehende Poesie und Prosa des ländlich-bäuerlichen Lebens – zu der sich in anderen Sprachen, Literaturen und Epochen mühelos Parallelen finden lassen –, wurde seit Mitte des 19. Jahrhunderts in der Perspektive des oben geschilderten Bedeutungswandels von 'Heimat', 'Volk' und 'Natur' rekonstruiert. Josef Nadler schien der auf 1236–1250 datierte 'Meier Helmbrecht' „das erste Glied in der ahnenreichen Kette unserer Dorfdichtungen“. Eine lange, ungebrochene Tradition, die nicht weiter verwundere: „Dauersamer als die Bauernnovelle kann keine Dichtungsgattung sein. Denn sie redet in Wahrheit von der unwandelbaren Natur.“¹¹²

Die auf den 'Heimatroman' und die anverwandten Genres hinlaufenden literarischen Stränge lösten sich indes unter dem Vorzeichen des beginnenden Realismus, in ihrer spezifischen Auffassung von Seele und Natur, von 'Innenwelt' und 'Umwelt', erst im frühen 19. Jahrhundert aus der romantischen und humanistischen Tradition. Die Ablösung bestand Heinrich Spiro zufolge im neuen Zugriff auf durchaus bekannte Themen, wie eben dem des bäuerlichen Lebens oder der romantischen Sehnsucht nach Rückkehr. Im Unterschied zur Romantik „mühte sich der Realismus um eine Lebens-treue, die dem seelischen Klima entsprach, indem er seine Menschen zugleich der Umwelt fest einfügte...“.¹¹³ Als erstes bedeutsames Zwischenstück zwischen der physiokratischen Agrarpädagogik und einer naturalistischen, gegen schädliche zivilisatorische Einflüsse gerichteten Dorf- und Bauernliteratur ist der Schweizer Pfarrer Albert Bitzius alias Jeremias Gotthelf zu nennen, dessen 'Bauernspiegel' 1837 erschien. Mit Gotthelf konstituierte sich eine literarische 'Eigenwelt' des Bauertums, die dem gegenüber dem Magischen blind gewordenen Blick städtischer Intellektualität vorgeblich verschlossen blieb. Im Jahre 1838 setzte die 'Geschichte vom Oberhof' des Deutschen Karl Immermann der Zeitperspektive der Moderne den vom Lebensrhythmus der Natur bestimmten, auf Ewigkeit deutenden zyklischen Vollzug bäuerlichen Daseins entgegen. Von großem Einfluß war schließlich der Württemberger Rabbinersohn Berthold Auerbach, dessen zwischen 1843 und 1854 erschienen 'Schwarzwälder Dorfgeschichten' dem ununterbrochen werdenden städtisch-bürgerlichen Leben aus der Perspektive eines liberalen Bildungsideals einen ländlich-naturhaften Kompensationsraum erschloß.

Wiewohl wesentliche Ingredienzen bereits vorlagen, ist die kulturelle Inspiration dieser Vorläufer aus der Sicht des späteren Heimatbegriffs noch

112 J. Nadler, Literaturgeschichte des deutschen Volkes. Dichtung und Schrifttum der deutschen Stämme und Landschaften, Bd. I (Volk, 800–1740), Berlin 1939, S. 147.

113 H. Spiro, Geschichte des deutschen Romans, Berlin 1950, S. 224.

allemaal als heterogen zu bezeichnen. Ihre Vorläuferfunktion ergab sich nicht so sehr aus einer bereits unwiderstehlich gewordenen Wirkungsmacht stringenter Anschauungen, als aus dem allmählichen Einsickern neuer, mit solcher Literatur zu befriedigender Bedürfnisse in die vom sozialen Wandel erfaßte bürgerlich-städtische Lebenswelt. Dazu bemerkt Hoffacker treffend: „Die eigentliche Ursache für die starke Zunahme der Dorfgeschichten, die nach Berthold Auerbachs ‘Durchbruch’ 1843 nicht einfach einem Nachahmungstrieb zuzuschreiben ist, liegt wohl im literarischen Übergang zur Massengesellschaft“.¹¹⁴ Die ‘Dorfgeschichten’ wie der Bauernroman und die darauf aufbauende Heimatliteratur waren von Bildungsbürgern für Stadtmenschen geschrieben, auch wenn sie an der fiktiven Ansprache einer ländlichen Leserschaft festhielten. ‘Bauertum’ und ‘Heimat’ wurden zum lukrativen *Sujet* eines aufsteigenden populärwissenschaftlichen und belletristischen Buchmarktes, der erst im zweiten Schritt – besonders über die ‘Volks’- und ‘Bauernkalender’ – die ländliche Leserschaft erreichen sollte.¹¹⁵ In manchen, zumal süddeutschen und/oder katholischen Gegenden mochten diese Formen der ‘Volksliteratur’ an bestehendes religiöses Schrifttum anknüpfen.

Überhaupt konnte sich im schweizerischen, österreichischen und süddeutschen Raum die nach 1880/90 ausbreitende Heimatliteratur allmählicher aus der älteren Tradition von Bauernnovelle und ‘Dorfgeschichte’ heraus entwickeln, als das im Norddeutschen der Fall war. Von dort ging allerdings eine von Beginn an explizit auf ‘Heimatkunst’ abhebende literarische Initiative aus. Norddeutsch und protestantisch¹¹⁶ waren wichtige pro-

114 H. Hoffacker, Realismus und Gründerzeit, in: W. Beutin u.a., Deutsche Literaturgeschichte von den Anfängen bis zur Gegenwart, Stuttgart/Weimar 1994, S. 259–303, hier S. 293.

115 Der Anteil der Bauern- und Heimatliteratur am wachsenden Buchmarkt dürfte vor allem die Rubriken der Schönen Literatur, der Geschichte, der Naturwissenschaften, der Politik und der sogenannten Volksschriften (Volkserzählungen, Kalender u.a.) betreffen. Letztere realisierten in der deutschen Buchproduktion zwischen 1865 und 1879 die größte Steigerungsrate, bevor das Genre disaggregiert und den Vermischten Schriften sowie der Schönen Literatur zugeschlagen wurde. Vgl. I. Rarisch, Industrialisierung und Literatur. Buchproduktion, Verlagswesen und Buchhandel in Deutschland im 19. Jahrhundert in ihrem statistischen Zusammenhang, Berlin 1976, S. 103–104.

116 Die vom Elsässer Lienhard, von Bartels u.a. begründete Heimatkunstabewegung breitete sich „von Norden nach Süden“, besonders von Preußen und Sachsen her, aus: K. Rossbacher, Heimatkunst und Heimatroman. Zu einer Literatursoziologie der Jahrhundertwende, Stuttgart 1975, S. 20; daß die meisten Autoren Protestanten waren, betont Brückner, Heimatkunst (Anm. 84), S. 147–153. Bedeutungsvarianten und kausale Zusammenhänge, die sich auf konfessionellen Unterschiede zurückführen lassen, scheinen jedoch für den Heimatdiskurs und seine Durchsetzung keine grundlegende Relevanz besessen zu haben. Daß die Konfession konkrete „Heimat im Sinn persönlich erfahrener und erworbener Lebenswelt“ lange nachhaltig prägte, ist eine wichtige, sicher nicht zu widerlegende Beobachtung (Blessing, Heimat im Horizont der Konfession [Anm. 7], S.

grammatische, zum Teil kurzlebige Zeitschriften wie 'Heimat. Blätter für Literatur und Volkstum', um 1900 von F. Lienhard und A. Bartels herausgegeben, und 'Das Land', welches H. Sohnrey 1893 gründete. Daneben entstand eine Anzahl langlebigerer Periodika von regionaler Bedeutung, etwa die seit 1895 in Bremen erscheinende Zeitschrift 'Niedersachsen', die kurzfristig auch H. Löns zu ihren Redakteuren zählte. Eine schwer überschaubare Zahl meist mediokrer, keineswegs erfolgreicher Schriftsteller und Schriftstellerinnen¹¹⁷ brach nun aus den Radschienen der „großen Realisten“ mit der Absicht aus, „literarischen Heimatschutz zu betreiben, zu zeigen, wie altländisches, altbäuerliches, durch Stand und Herkommen eingegrenztes Leben einer neu herandrängenden Gegenwart nicht standhielt“, dabei jedoch „zu neuen Formen und Aussichten“ emporsteigen wollte.¹¹⁸

Den deutsch-alpenländischen Referenzraum könnte man zu einer Untergruppe der Heimatliteratur zusammenfassen. Im Gesamtvergleich der literarischen 'Heimatkunst' hielt er das literarische Niveau höher und brachte eine größere stilistische Vielfalt und Binnendifferenzierung hervor, als die offenbar auch literarisch flacheren Heimatlande.¹¹⁹ Ein intellektueller Bezugspunkt war die von Georg Hirth in München gegründete Zeitschrift 'Die Jugend', eine der Leitfiguren der Schriftsteller Ludwig Ganghofer ('Der Herrgottschnitzer von Oberammergau', 'Das Schweigen im Walde' usw.). Sein Freund und Jagdgenosse Ludwig Thoma besaß alle formalen und künstlerischen Voraussetzungen eines Heimatschriftstellers, ließ aber ein Defizit an Verinnerlichung und Gesinnung erkennen.¹²⁰ Die in

203). In ihrer Terminologie allerdings baut sie schon auf einer überkonfessionellen Deutung von Heimat auf.

117 Bis in die Zwischenkriegszeit wurden etwa 250-275 Autoren der um die Jahrhundertwende entstandenen 'Heimatkunst'-Bewegung zugerechnet. Bei der soziologischen Analyse von 116 dieser Autoren wurde ein Frauenanteil von rund neun Prozent ermittelt. 26 Prozent verfügten über eine gymnasiale, 60 Prozent über eine noch höhere Ausbildung. Die Autoren gehörten zu 43 Prozent der Lehrerschaft an, weitere 32 Prozent zu journalistischen und schriftstellerischen Berufen (inkl. verheiratete Schriftstellerinnen). Nicht-bildungsbürgerliche Gruppen (Arbeiter, Bauern, Wirtschaftsbürger, Adel) waren mit insgesamt acht Prozent klar unterrepräsentiert. Die soziale Herkunft konzentrierte sich auf Wirtschaftskleinbürgertum (35 Prozent), niedere bis mittlere Beamte und Lehrer (29 Prozent), sowie Bauernschaft (16 Prozent). Rossbacher, Heimatkunst und Heimatroman (Anm. 116), S. 67-69.

118 Spiero, Geschichte des deutschen Romans (Anm. 113), S. 448.

119 Zu den auch konfessionell bedingten Unterschieden zwischen nord- und süddeutscher Heimatkunstbewegung: Rossbacher, Heimatkunst und Heimatroman (Anm. 116), S. 19-25.

120 Spiero, Geschichte des deutschen Romans (Anm. 113, S. 476), über Thoma: „Merkwürdig war nur, daß er, der in seinen 'Erinnerungen' liebevoll bei den Menschen seiner Jugendheimat verweilt, die Gestalten seiner Romane und kürzeren Erzählungen mit einer kalten Sachlichkeit abbildet, der wohl kein Zug entgeht, die aber ein Gefühl wärmender Nähe nicht aufkommen läßt“.

der Tradition von Gotthelf und anderen stehenden schweizerischen Autoren wie J. Boßhart, A. Vögtlin, R. v. Tavel, C. A. Bernoulli, H. Federer, A. Steffen usw. waren „trotz ihrer nationalen Selbständigkeit und Besonderheit immer geistig der gemeindeutschen Strömung zugehörig“.¹²¹ Den nichtschweizerischen Lesern dürfte die Integration ihrer Produkte in eine ‚gemeindeutsche‘ Geisteshaltung dank solcher Topoi wie dem drohenden Niedergang des bäuerlichen Wesens, dem Untergang haltloser Menschen und der Gefahr für die alpine Natur recht mühelos gelungen sein.

Daß der tatsächliche Adressat ein nationales, vor allem städtisches Publikum war, läßt sich auch an der räumlich-literarischen Mobilität mancher Heimatschriftsteller ablesen. Sie brachen mit Bartels Gebot, die Literatur solle „aus dem Heimatboden ihrer Schöpfer hervorwachsen“.¹²² So schrieb Clara Viebig aus Trier über Rhein und Mosel genauso wie über die Eifel und Posen, mit dem sie ihre Abstammung verband. Der Schweizer Hugo Marti erzählte die Heimat am Kurischen Haff. Das Eindringen ortsfremder Autoren in Heimaten, die in besonderem Maße die Imagination eines breiten nationalen Publikums erreichten, war erst recht keine Seltenheit. Vor allem – aber nicht nur – Münchner Autoren lenkten ihr Augenmerk auf den Alpenraum und nach 1918 insbesondere auf Südtirol. Arthur Achleitner schilderte „außer Bayern Tirol, die Steiermark, die Tauern, die kroatischen Berge“ und der Rheinländer Richard Bredenbrücker machte sich „völlig in Tirol heimisch“.¹²³ Solche Kulissenschiebereien auf der Heimatbühne gehorchten nicht zuletzt kommerziellen Gesichtspunkten. Sie wurden dadurch ermöglicht, daß die Romane entgegen dem Anspruch auf Darstellung besonderer natürlicher Merkmale und des jeweiligen Stammescharakters „trotz häufiger Landschaftsnenntung im Untertitel hohe Austauschbarkeit“ zeigten.¹²⁴

Nach dem Ersten Weltkrieg erhielt die Heimatliteratur durch die Problematik der Deutschen im Ausland eine noch dezidiertere völkische Beimischung. Neben deutsche Grenzlandsehicksale traten nun verstärkt – mit zum Teil früher verfaßten Werken – Auslandsdeutsche: H. Zillich aus Siebenbürgen, H. Hoerschelmann aus Livland und vor allem C. Dallago, J. G. Oberkofler, H. Mumelter, F. Tumler aus Südtirol. Über diesen Landstrich insbesondere, wie über die Alpen im Allgemeinen, erreichte die Heimat

121 Ebenda, S. 484.

122 Aus ‚Meyers Konversationslexikon‘ zitiert nach Brückner, *Heimatkunst* (Anm. 84), S. 148.

123 Spiero, *Geschichte des deutschen Romans* (Anm. 113), S. 477-478.

124 Rossbacher, *Heimatkunst und Heimatroman* (Anm. 116), S. 50-51. Der Autor führt an gleicher Stelle ein Beispiel an: „Knorrige Schweigsamkeit etwa erscheint sowohl als Merkmal norddeutscher Helden (Frenssen, Sohnrey) als auch der Gestalten aus der Eifel (Viebig), als auch alpenländischer (Waggerl) oder ostpreußischer Romangestalten“.

schließlich auch ein weiteres Medium moderner Massenkultur: den Kinofilm.¹²⁵

5. Die touristische Vermarktung des Authentischen

Die vielleicht prägnanteste Reduktion von Unterschieden in der Vermarktung und Vergesellschaftung städtischer und ländlicher Verhältnisse wurde allerdings, wo nicht ökonomische Faktoren wie die intensive Landwirtschaft den Ausschlag gaben, durch den (literarisch zum Teil wieder als 'Heimaterstörung' aufgearbeiteten und somit zweimal verkäuflichen¹²⁶) Fremdenverkehr erreicht. Kraft der Erwerbsmöglichkeiten und neuen Berufe hielten moderne Lebensformen in den Fremdenverkehrsgebieten auch ohne literarische Vorrede ihren zuweilen grotesken Einzug. Der mit erheblichem Werbeaufwand betriebene Verkauf von Heimat beschleunigte die Angleichung der Peripherie und entzog damit ihrem semantischen Anspruch zunehmend gesellschaftlichen Gehalt. Wir halten nichts von einem Verbot, die Frage nach der Substanz und ihrer Spiegelung im Begriff überhaupt zu stellen. Allerdings sollte dabei nicht notwendig Wahrheit im Sinne positiver Kongruenz erwartet werden. Die Evokation von Heimat im Fremdenverkehr schien eher das Gegenteil zu bezeugen. Die Bezeichnung wurde nämlich in dem Maße prägnanter, in dem das Bezeichnete an Substanz – soweit man von solcher sprechen mag – verlor. Daran argumentieren Prah/Steinecke vorbei, wenn sie feststellen, die Vergeblichkeit der Aneignung unberührter Natur sei vom Alpinismus aufgezeigt worden, weil der „Jungfräulichkeitsmythos, den die Alpinisten der Bergwelt zuschrieben, ... gerade von ihnen selbst zerstört“ wurde.¹²⁷ Es ist womöglich eine gewisse 'Jungfräulichkeit der Berge' und es sind gewiß zuvor bestehende bäuerliche Lebensverhältnisse zerstört worden. Der Mythos selbst aber wurde im Zuge dieser Zerstörung überhaupt erst erschaffen.

Erholungsreisen als Kontrastprogramm zum modernen Leben der Stadt: das war eine genuin nationale Aufgabe. Denn Heimat, Dorfidylle und 'un-

125 G. Steiner, *Die Heimat-Macher. Kino in Österreich 1946–1966*, Wien 1987, S. 42–46. Anzengruber-Verfilmungen wie *Der Pfarrer vom Kirchfeld* und *Der Meineidbauer* entstanden bereits im Ersten Weltkrieg, Ganghofer-Verfilmungen kurz danach. Auch die Titel einiger zwischen 1926 und 1937 von und/oder mit Luis Trenker gedrehter Filme sprechen für sich: *Der heilige Berg*, *Berge in Flammen*, *Der verlorene Sohn* (der das Heimat-Thema indirekt aufgriff), *Der Berg ruft* (1937) usw.: R. Petri, *Storia di Bolzano*, Padova 1989, S. 137–138.

126 Etwa 'Die Fremden' von F. Somner, sowie 'Die falsche Straße' und 'Schatten im Schnee' von H. Mumelter; vgl. Spiero, *Geschichte des deutschen Romans* (Anm. 113), S. 450 und Petri (1989) S. 141.

127 H. W. Prah/A. Steinecke, *Der Millionen-Urlaub. Von der Bildungsreise zur totalen Freizeit*, Darmstadt 1979, S. 49.

berührte Natur' fungierten nicht nur als kompensatorisches Komplement und Projektionsraum für Heimwehgefühle, sondern auch als Symbol des Partikularen, über dessen Erfahrung die nationale Abstraktion eine vom Einzelnen wahrnehmbare Gestalt annehmen konnte. Der Zusammenhang zwischen den neuen Reisegewohnheiten und der Konstruktion eines 'Bildes', einer 'Form' und eines 'organischen' Zusammenhalts der Nation wurde 1894 von Steinschneider problematisiert, als er vor dem Hamburger Verein junger Kaufleute vortrug, das Wort von der Bildung sei „seinem Ursprung nach ein echt deutsches, seinem Gebrauche nach ein modernes Wort“. Aus diesen beiden Eigenschaften ergebe sich, „daß es nicht eine alte oder fremde Sache bezeichnet, sondern ein Erfordernis unserer Zeit“. Worin genau bestand nun das Erfordernis von Bildung? „Die Theile bilden das Ganze; die Bildung ist hier zunächst Zusammensetzung zu einem Ganzen, die 'Konstruktion'¹²⁸, die voranzubringen das Reisen ein geeignetes Mittel sei. Nicht die Geschäfts- oder Dienstreisen noch die wissenschaftlichen Exkursionen, sondern Erholungs- und Vergnügungsreisen seien, „wenn sie dem Zwecke gemäß eingerichtet sind, die besten Mittel zur Bildung“. Besser noch, wenn man dabei „das Studium von Museen den Antiquaren, von Bildergalerien den Künstlern, von Arsenalen den Strategikern, von Bibliotheken den Gelehrten überläßt“ und statt dessen „Natur und Menschen, Zustände und Sitten“¹²⁹ in den Mittelpunkt seiner Aufmerksamkeit rückte.

Die Teile zum Ganzen fügen, das hieß für Steinschneider offenbar nicht die monadische Repräsentation der Nation im Mikrokosmos – allein dem Bauern mochte diese genügen –, sondern die bürgerliche Aneignung der Vielfalt regionaler Schattierungen, Dialekte, Lebensweisen, Bräuche in einem ganzheitlichen nationalen Bildungsprozeß des Einzelnen. Denn allemal galt der „deutsche Spruch von den früher beliebten Reisen nach Frankreich: 'Es flog ein Gänschen über den Rhein und kam als Gans wieder heim'. So

„wie es bei der Bildung nicht darauf ankommt, wieviel Stoff man aufgenommen, sondern wie man ihn verdaut hat, und wie er die Verdauungskraft vermehrt, so kommt es beim Reisen nicht darauf an, wieviel und wie weit man gereist ist, sondern wie und warum man gereist ist, und ob man auf der Reise sich *heimisch* gemacht, ob das, was wir von der Reise mitbringen, unser Eigenthum geworden, oder ein äffisches und affektirtes Annehmen des Fremden und Unbegriffenen geblieben“ –

128 M. Steinschneider, Über Bildung und den Einfluß des Reisens auf die Bildung, Hamburg 1894, S. 4-5. Wie wenig deutsch und wie modern an sich die 'Bildung' einer nationalen Erlebnislandkarte durch Erholungsreisen war, belegt das zeitgleiche französische Beispiel: Thiesse, *Écrire la France* (Anm. 16), S. 205-238. Zu den Eigenarten der deutschen Bildungsidee und speziell ihrem Wandel gegen Ende des 19. Jahrhunderts siehe aber Assmann, Arbeit am nationalen Gedächtnis (Anm. 42), S. 66-85.

129 Steinschneider, Über Bildung (Anm. 128), S. 32-34.

weshalb auch „mitunter kleine Wanderungen und Ausflüge ein geeigneteres Mittel zur Bildung als große Reisen nach fernen Zielen“ sind.¹³⁰

Zwei Elemente im Besonderen kennzeichneten den Fremdenverkehr als Produkt städtisch-industrieller Kultur: „das Moment der Häufung und Wiederholung“ und die Veränderung der Ästhetik, die das 'stille' Tal, die Heiden und Moore und besonders das 'wild-romantische' Gebirge zu Gegensatzlandschaften der Städte und selbst der intensiven Landwirtschaft stilisierten. Der vormalige „Schönheitsbegriff, ganz in der schön-nützlichen Kulturlandschaft geformt und stark utilitaristisch gefärbt, schloß die Naturlandschaft vollends aus. Die fruchtbare Ebene war die Ideallandschaft, das Gebirge aber galt als scheußlich und rauh und wurde mit allerlei abweisen- und abschreckenden Prädikaten belegt“.¹³¹ Dies änderte sich allmählich unter dem literarischen Einfluß der Romantik und popularisierte sich in dem Maße, in dem die utilitaristische Durchdringung der Lebensverhältnisse von einer Drohung oder Verheißung zur Realität geworden war: je nützlicher die gewöhnliche Landschaft wurde, desto mehr verlor offenbar die Ästhetik der Nützlichkeit an Anziehungskraft.¹³²

Im Zentrum der unberührten Natur thronte der Berg. Zunächst mochte er ein natürliches Monument im vordergründig politischen Sinne sein. Er markierte Grenzen und wurde zum Ausguck und Vorposten gegen allerlei Fährnis der Fremde, insbesondere solcher, die der staatlichen Einheit der Deutschen von Frankreich her drohte. Über die Wacht am Rhein und den Drachenfels – auf dem 1880 die angeblich erste deutsche Ansichtskarte erworben und drei Jahre später die angeblich erste deutsche Zahnradbahn eingeweiht wurde¹³³ – gab es keinen Disput zwischen dem altliberalen oder konservativen Patriotismus und dem völkischen Nationalismus. Der Berg

130 Ebenda, S. 28.

131 H. Posner, *Geographische Studien über den Fremdenverkehr im Riesengebirge*, Göttingen 1939, S. 25.

132 Nach H. Blüher (*Wandervogel: Geschichte einer Jugendbewegung (1912–1920)*, hier: Frankfurt a. M. 1976, S. 2, 4) brachen die ersten Wandervögel aus der dörflichen Heimat auf. Doch handelte es sich dabei um das „in das Stadium der Bodenspekulation“ getretene Steglitz, „an der Bahnstrecke, die von Berlin nach Potsdam führt, und damit in alle Welt“. Der Aufbruch über den Hohen Fläming in „alle Welt“ führte in „die Dithmarschen, Wilstermarsch, die Lüneburger Heide, Worpsswede und nicht zuletzt die brandenburgische Mark“, sowie, selbstredend, in die „schöne Alpennatur“. Der Aufbruch aus der in der Anonymität Berlins aufgehenden Partikularität Steglitz' war demnach Rückkehr in eine als schöne Landschaft begriffene Heimat. Dazu auch J. Reulecke, *Wo liegt Falado? Überlegungen zum Verhältnis von Jugendbewegung und Heimatbewegung vor dem Ersten Weltkrieg*, in: E. Klüeting (Hrsg.), *Antimodernismus und Reform. Zur Geschichte der deutschen Heimatbewegung*, Darmstadt 1991, S. 1-19, hier S. 3-9.

133 G. M. Knoll, *Reisen als Geschäft. Die Anfänge des organisierten Tourismus* in: H. Bausinger/K. Beyrer/G. Korff, *Reisekultur: Von der Pilgerfahrt zum modernen Tourismus*, München 1991, S. 336-343, hier S. 339.

war außerdem Gegensatzlandschaft „zur Natur des Flachlands als Ort der Un-Authentizität“¹³⁴, galt als Widerpart der Städte und selbst der von Dampfplügen durchfurchten Ebene. War er nur hoch genug, erwies er sich zugleich als unberechenbar, wild, majestätisch, als Schicksalsberg, als Sinnbild natürlicher Urgewalten. Sicher, auch die unheimlichen Moore, die stillen Seen, die rauschenden Wälder und verzanberten Heiden – weniger jedoch das ‘urgewaltige’, leider grenzenlose Meer – kamen zu ihrem Recht. Die Fremdenverkehrs-Heimat war aber mehr als jene regionalen und lokalen, jedenfalls intimeren Heimaten. Sie mußte reproduzierbar und werbetchnisch prägnant genug sein, um der Nation zur Heimstatt zu werden. Mit einer gewissen Annäherung läßt sich behaupten, die touristischen Einzugsgebiete seien weiter, die Ausstrahlungskraft größer gewesen, je höher die Berge waren. Kleinere Mittelgebirge bedienten angrenzende Regionen, bedeutendere wie der Schwarzwald, die Vogesen und das Riesengebirge Großregionen, die östlichen Alpen (mindestens) eine Nation.

Die Größe der Einzugsgebiete wurde selbstverständlich nicht nur von einer in Höhenmetern zu berechnenden Imaginationskraft bestimmt, sondern auch von handfesten technischen und organisatorischen Tatsachen. Zur ‘Entdeckung’ der Berge war zweierlei Voraussetzung: die schrittweise Erschließung durch Eisen-, Schmalspur- und Gebirgsbahnen¹³⁵ und die Tätigkeit der Alpen- und Gebirgsvereine. Die Bahnen waren als typische Ausgeburten industrieller Zivilisation und Technik zu jeder Jahreszeit in der Lage, Massen von Städtern ins Herz der unberührten Natur zu katapultieren. Die organisatorische und propagandistische Brücke zwischen deren urbanem Herkunftsort und dem ruralen Zielgebiet schlugen die Gebirgs- und Fremdenverkehrsvereine. Der größte Teil der 49 Vereinigungen mit etwa 1200 Ortsgruppen, die sich bis 1903 dem Verband deutscher Touristenvereine anschlossen, erwiesen den Mittel- und Hochgebirgen Reverenz: der Eifelverein, der Vogesenklub, der Badische Schwarzwaldverein, der Schwäbische Albverein, der Odenwaldklub, der Vogelsberger Höhenklub, der Rhein- und Taunusklub, der Sollingverein, der Harzklub, der Erzgebirgsverein, der Fichtelgebirgsverein, der Rhönklub, der Spessartverein usw. usf.¹³⁶

Mehr als andere erschlossen die Hochgebirgsvereine dem deutschen Naturfreund ein nationales Heimatszenarium. Die 1873 zum Deutsch-Österreichischen Alpenverein zusammengeschlossenen Alpen- und Gebirgsvereine setzten sich zum Ziel, „die Kenntnis der Hochgebirge zu er-

134 D. Günther, *Alpine Quergänge. Kulturgeschichte des bürgerlichen Alpinismus (1870–1930)*, Frankfurt a. M./New York 1998, S. 336.

135 M. Geistbeck, *Der Weltverkehr. Seeschifffahrt und Eisenbahnen, Post und Telegraphie in ihrer Entwicklung dargestellt*, Freiburg i.Br. 1895, S. 231–271.

136 J. Stradner, *Der Fremdenverkehr: eine volkswirtschaftliche Studie*, Graz 1905, S. 30f.

weitem und zu verbreiten, das Bergsteigen zu fördern, das Wandern in den Ostalpen zu erleichtern, ihre Schönheit und Ursprünglichkeit zu erhalten und dadurch die Liebe zur deutschen Heimat zu pflegen und zu stärken“.¹³⁷ Aus den rund 4000 Mitgliedern des Jahres 1874 wurden etwa 200.000 im Jahre 1931. Sie rekrutierten sich anfangs insbesondere aus dem Beamten- und Besitzbürgertum und vor allem dem Bildungsbürgertum. „Zur ausgeprägt nationalistischen Tendenz“ – die in der Benennung der zwischen 1870 und 1905 in den Ostalpen von zehn auf 530 angewachsenen Schutz- und Trutzhütten wider welsche Gebietsansprüche (‘Plauener Hütte’ usw.) zum Ausdruck kam – „gesellte sich als weiteres ideologisches Element eine naturreligiöse Verklärung der Berge“.¹³⁸ Die „heimattümelnde bis völkisch-nationale Stoßrichtung“ des als Heimatschutz verstandenen Naturschutzes habe erst im Gefolge des Weltkriegs das vereinspolitische Aufgabenfeld voll erobert, stellt Dagmar Günther fest. Doch waren die die Natur enträtselnden und wieder verzaubernden Antriebe des Bergsteigens schon früher auf die Gewinnung eines subjektiven Standortes in der Moderne gerichtet: es mochte, wie ein Alpinistenfunktionär 1880 nahelegte, den Verlust einer „inneren Gefühlswelt“ im gleichmäßigen Alltag der „complicirten modernen Verhältnisse“ heilen helfen.¹³⁹

Es waren die Alpenvereine, so beobachtete auch Stradner in seinem Kapitel über die ‘Ökonomik und Politik des Fremdenverkehrs’, „die unsere Berge und Hochtäler als Neuland eroberten und zugänglich machten. Mit Bergstock und Rucksack kamen die Fremden ins Land, jedes Jahr in größeren Scharen“.¹⁴⁰ Allein in Deutschtirol stiegen die Fremdenverkehrszahlen (ohne habsburgische Inländer) von 169.000 Einheiten im Jahre 1866 auf 322.000 im Jahre 1895. „Im Jahre 1911 besuchten über eine Million Urlauber das Land Tirol. Mit dem Ansteigen des Besucherstromes hob sich das gesamte Volkseinkommen und die Stellung des Landes innerhalb der Monarchie. Aus einer verarmten Provinz wurde ein Land mit einer aktiven Bilanz“¹⁴¹, das zwischen 1894 und 1902 seinen Anteil an den ausländischen Besuchern Österreichs von 28 auf 40 Prozent und bei den ‘Logiertagen’ von 27 auf 38 Prozent erhöhen konnte.

Vor allem Großstädter waren es, die wanderten, Ski fuhren, bergstiegen und die Bergwelt naturwissenschaftlich erforschten, kurz, sich die ‘urwüchsige’ Gegensatzlandschaft *aneigneten*. München wurde zur Hauptstadt

137 Paragraph 1 der Satzung des Alpenvereins nach: Prah/Steinecke, Der Millionen-Urlaub (Anm. 127), S. 50.

138 Ebenda, S. 51.

139 Günther, Alpine Quergänge (Anm. 134), S. 99-100, Zitat nach ebenda, S. 17.

140 Stradner, Der Fremdenverkehr (Anm. 136), S. 35.

141 J. Fontana, Geschichte des Landes Tirol, Bd.3 (Vom Neubau zum Untergang der Habsburgermonarchie 1848–1918), Bozen/Innsbruck/Wien 1987, S. 328-329.

der Alpenvereinsbewegung. Der Zentralalpenverein hatte dort seinen Sitz. Daneben gab es um 1900 in der bayerischen Hauptstadt „rund zwei dutzend ... selbständige Alpen-(oder ‘Gebirgs-’) Vereine. Dabei sind gesellige Vereine, die nur die Alpen im Namen führten, selbstverständlich nicht mitgerechnet. Man darf an dieser Stelle vielleicht auch die Brauchtumsvereine erwähnen, an ihrer Spitze die Trachtenvereine, von denen es um 1900 in München etwa ein Dutzend gab“.¹⁴² Auch im nördlichen Riesengebirge kamen noch 1933 weniger als zehn Prozent der Gäste aus dörflichen Verhältnissen, der Rest aus Gemeinden über 2000, zu etwa zwei Dritteln aus Großstädten über 100.000 Einwohner.¹⁴³ Die Gegensatzlandschaft der Städte unterlag zugleich, auch das zeigt Posners glänzende Studie bis ins architektonische Detail, durch den Fremdenverkehr einem besonders dynamischen Prozeß der Anpassung. Mit den wirtschaftlichen und sozialen Grundlagen veränderte sich die Mentalität der dort lebenden Menschen. Der Mythos von Heimat und Natur, der Gegensatz zur Stadt wurden zunehmend als Fixpunkte der eigenen Identität ‘verinnerlicht’. Die Dörfler nahmen nun Gewerbe und Geld und Heimat ernster und ähnelten darin den Städtern, die sie besuchen kamen, mehr als zuvor. Der Appell wurde zunehmend erhört:

„Deutsche Österreicher, freuen wir uns, daß es bei uns noch so viel Wildnis, so viel Ursprünglichkeit gibt! Denn es wird die Zeit kommen, da man zu unserer vielgeschmähten, rückständigen Heimat wallfahrten wird als zu einem letzten Rest sich selbst treu und daher trotz allen Leides gesund gebliebenen Landes und Volkes.“¹⁴⁴

In den Hauptorten des Fremdenverkehrs im nördlichen Riesengebirge gingen bis 1933 die Anteile von Land- und Forstwirtschaft sowie von Industrie und Handwerk auf insgesamt etwa 41 bis 43 Prozent zurück, der Rest der Erwerbepersonen konzentrierte sich im Dienstleistungssektor, was zweifellos gegenüber den traditionellen Einkommensformen eine tiefgreifende Neuerung darstellte. Selbst das produzierende Gewerbe richtete sich zum Teil nach den Bedürfnissen des Fremdenverkehrs aus: besser noch, wenn es sich um vorweilich ‘traditionelle’ Gewerbe handelte, wie die Glasschneiderei und die Glasmalerei des Riesengebirges. Sie stellten sich „in der Wahl des Dekors weitgehend auf die Wünsche und den Geschmack der Fremden ein, brachten mit Vorliebe auch Motive aus der Riesengebirgslandschaft zur Darstellung“.¹⁴⁵ Neues ländliches Kleinstgewerbe wurde nicht müde, massenhaft Wahrzeichen vermeintlicher Tradition zu schnitzen und zu flechten, deren Umsatz in klingende Münze wohl die

142 I. Tomow, Das Münchner Vereinswesen in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts mit einem Ausblick auf die zweite Jahrhunderthälfte, München 1977, S. 266.

143 Posner, Geographische Studien (Anm. 131), S. 89.

144 Geramb, Von Volkstum und Heimat (Anm. 49), S. 92.

145 Posner, Geographische Studien (Anm. 131), S. 97, 108-109.

überzeugendste Vergewisserung bäuerlicher Reinheit und schlauer Überlegenheit gegenüber dem leichtgläubigen Stadtmenschen war. Landwirte produzierten kräftig an der Heimat mit: die Fremden tranken ihre naturfrische Milch und aßen ihren Käse, sie schliefen in umgebauten Ställen und richteten sich zuweilen gar in der 'urig'-bäuerlichen Unbequemlichkeit ein.

Diese letzte aber stellte in Wahrheit ein heikles Problem bei der Vermarktung des Authentischen dar: nämlich das Gleichgewicht zu halten zwischen dem, was als Tradition und dem, was als Anpassung der Autochthonen an die Erfordernisse des Marktes galt. Heimat verkaufte sich einerseits nur als Gegensatzlandschaft, andererseits nur zu marktgerechten Bedingungen. Was die Gegensatzlandschaft anbetraf, so waren es wieder allerlei Stadtmenschen und weltliche und geistliche Obrigkeiten, welche sich sorgten, der „leichte Erwerb der Kellner und Dienstboten, der Führer und Kutscher“ könne die agrarwirtschaftlichen und geistig-moralischen Grundlagen der Autochthonen, ihre Sitten und ihre Frömmigkeit, oder gar die Natur,¹⁴⁶ ruinieren. Um die endlose Reproduzierbarkeit der Heimatware kümmerte sich deshalb der 1904 in Dresden „unter großer Beteiligung von Regierungsvertretern, Künstlern, Technikern und Gelehrten“ gegründete 'Bund Heimatschutz', dessen Anliegen es nach eigenem Bekunden war,

„deutsches Brauchtum unbeschädigt und unverdorben zu erhalten, und was davon unzertrennlich ist: die deutsche Heimat mit ihren Denkmälern und der Poesie ihrer Natur vor weiterer Verunglimpfung zu schützen!“

Zum Programm gehörte der Erhalt von Naturdenkmälern (z.B. Gletschern und Hochmooren), besonderen Pflanzen- und Tierarten, des Waldes in seiner klimatischen, hygienischen und ästhetischen Bedeutung, der „Volkstrachten, der alten Gebräuche und Sitten, sowie der Volkslieder“ und der Baudenkmale, Museen, Gedenkstätten. Denn in

„den Ländern, die der Fremde des Naturgenusses und der Erholung wegen aufsucht, gehören ... Berge, Wälder, Täler, Flüsse, Wasserfälle usw. zu den wirtschaftlichen Gütern, deren Ertrag an vielen Orten einen beträchtlichen Theil des Volkseinkommens ausmacht“.¹⁴⁷

Was hingegen die marktgerechte Aufbereitung all dieser Güter anbelangte, so machten es sich vor allem die Fremdenverkehrs- und Heimatvereine und die Behörden der Zielgebiete zur Aufgabe, die Heimat der bürger-

146 Früh wandte sich Rudorff vehement gegen die „Spekulation auf Fremdenbesuch, widerwärtige Anpreisung landschaftlicher Reize, und zugleich Zerstörung jeder Ursprünglichkeit, also gerade dessen, was die Natur zur Natur macht“. Heimatschutz (Anm. 33), S. 401-402.

147 Stradner, Der Fremdenverkehr (Anm. 136), S. 21, 77, 81-94.

lich-städtischen Zivilisation der Konsumenten näher zu bringen.¹⁴⁸ Dies fand seinen Ausdruck in der Anlage von Alpengärten, welche die Mühen des Aufstiegs ersparten. Denn bei allem Naturburschen-Pathos hieß es, der Verweichlichung städtischer Lebensart Konzessionen zu machen und die Sitten der Landgastwirte, Kellner, Fremdenführer usw. von einem Teil des Hergebrachten zu befreien und den Verhaltensnormen der Gäste zu unterwerfen. Denn wer wollte

„noch Betten, die zu kurz sind, oder die Federsäcke statt der Woldecken haben, Nachtkästchen oder Tische, die nur auf drei Beinen stehen und bei jeder Berührung ‘wackeln’, hohe Leuchter, die das Lesen im Bette unmöglich machen, Aborte ohne Luftabschluß, zu kleines Waschgeschirr u. dgl.“

Auch die „Zubereitung gewisser Speisen bildet den Gegenstand häufiger Klagen“, denn warum, so fragten wohl deutschnationale Herren aus Berlin oder Wien den Wirt mit schneidender Stimme,

„wird z.B. der Kalbsbraten nicht wirklich gebraten, wie in Italien und Frankreich, sondern gekocht, warum wird das ‘Schnitzel’ mit einer wenig appetitlichen braunen Schmiere überzogen, warum kann man den Reis nicht so schmackhaft bereitet bekommen wie in Italien, die Kartoffeln wie in Böhmen, das Gulasch wie in Ungarn?“

Die Urlauber-Heimat erforderte es,

„die ansässige Bevölkerung dahin zu bringen, ihre althergebrachte Art zu wohnen und zu essen, die ihr gut genug erscheint, um der Fremden willen aufzugeben. Das ist eine Kulturarbeit, die ohne die gleichzeitige Hebung des Volkswohlstandes und der allgemeinen Bildung nicht von heute auf morgen geleistet werden kann ...“¹⁴⁹

Kulturarbeit, in der Tat, galt es zu leisten, denn nicht blindes Nachäffen des Stadtmenschen war hier gefragt, sondern ‘Bewahrung’ der Sitten und Bräuche. Konjunktur hatten Volkslied- und Trachtenabende und der Verkauf von Berg- und Heimatutensilien und sonstiges, manchmal bierernst und manchmal augenzwinkernd zur Tradition Erhobenes, wie die zwischen Selbstvergewisserung und Selbstironie schwankenden Stücke der Bauern-

148 Die Handels- und Gewerbekammer in Bozen beklagte den im Vergleich zu Meran geringen Kurbetrieb mit den Worten: „Der Grund dieser betrübenden Erscheinung liegt hauptsächlich in der geringen Theilnahme, welche die Bevölkerung dem Kurwesen zuwendet, wodurch es sehr erschwert wird, alte, den Fremden belästigende Mißstände zu beseitigen und nothwendige Reformen einzuführen ... In der unmittelbaren Umgebung der Stadt wetteifern Geschichte und Sage mit den Reizen der Natur, um den Fremden anzuziehen. Es bleibt nur noch übrig, daß die Bewohner das Gleiche thun ...“ Handelskammer Bozen, Statistischer Bericht der Handels- und Gewerbekammer in Bozen für das Jahr 1880 erstattet an Se. Excellenz den Herrn k.k. Handelsminister, Bozen 1881, S. 227-228.

149 Stradner, Der Fremdenverkehr (Anm. 136), S. 61-66.

bühnen. Es handelte sich um einen Prozeß gegenseitiger Akkulturation, wobei es aller Bauernschläue zum Trotz letztlich die Stadt war, die die Marktbeziehungen ins Dorf trug und den Wirts- und Dienstleuten, Musikern und Bergführern den nationalen Markt heimatlicher Imagination und touristischer Dienstleistung an Körper und Seele erschloß.

Nicht nur die Menschen, auch die Landschaft der Urlauberheimat mußte sich anpassen. Das wurde bald an der Veränderung der Dörfer und Städtchen klar. Deren 'Verschandelung' durch Zweckbauten dezidiert städtischen Typs rief den empörten Widerspruch der organisierten Heimatschützer hervor.¹⁵⁰ Doch weniger solche Bauten verkörperten die Angleichung der Peripherie an das Zentrum, als die sich der Nachfrage entsprechend immer mehr durchsetzende malerische Evokation des Authentischen. Posner verweist auf verschiedene durch den Fremdenverkehr induzierte Bau- und Stilperioden, deren erste durch ein Haus gekennzeichnet war „wie es in der Riesengebirgslandschaft kaum fremder sein kann“. Doch nach dem von Zweckmäßigkeit überlegungen geprägten mehrgeschossigen Kastenbau mit glatter Fassade und flachem Satteldach setzte sich nach 1885 allmählich ein neuer Stil durch: „Ob die Bauten mit ihrer reichen Holzverwendung, ihren vielfach schiefergedeckten Dächern, ihrer Vielgliedrigkeit in Grundriß und Aufriß bewußte oder übertriebene Anpassung an die Gebirgslandschaft sind oder mit ihrem späteren Fachwerk eine Anlehnung an den dörflichen Fachwerkhau, sei dahingestellt; wenn sie es wirklich sein sollten, dann aber nicht spezifische Anlehnung und Anpassung an die Gegebenheiten der Riesengebirgslandschaft ... Entkleiden wir nämlich die Häuser ihres Überreichtums an Veranden, Loggien und Balkons, dann schauen Hausformen heraus, die zu gleicher Zeit oder meist auch schon wenig früher in allen Städten gebaut wurden. Hier sind sie gewiß nicht Anlehnung an eine bestimmte Landschaft, sondern das in seinen Einzelheiten durch einen besonderen Zeitgeschmack geformte Ergebnis eines ganz offenbaren Wunsches nach einem Landhaustyp. In der Stadt gedanklich geformt, ist es erst hernach unter dem Einfluß des Fremdenverkehrs ins Riesengebirge gelangt...“¹⁵¹

Es war allemal die Stadt, die sich ihre Gegensatzlandschaft konstruierte, es war die Fremdenverkehrsindustrie, die Heimat produzierte und vermarktete und dafür sorgte, daß die entlegenen Winkel des deutschen und deutschsprachigen Österreichs kraft ihrer 'authentischen' Repräsentation der Besonderheiten zu einer wahrnehmbaren Gestalt des nationalen Ganzen zusammenwuchsen. Es waren die Städter, die sich und den Autochtonen

150 Einer der vielen Aufrufe zur „heimatlicher Bauweise“: R. v. Zingerle, *Bauet nach heimatlicher Bauweise!*, 'Jahrbuch des Katholischen Tiroler Bauernbundes 1912', Wien 1911, S. 38-41.

151 Posner, *Geographische Studien* (Anm. 131), S. 141-142.

die Heimat nach eigenem Bilde formten. Letzteren blieb nur die Wahl zwischen Anpassung an jenes Bedürfnis oder Rückfall in eine Randlage ohne ökonomischen und symbolischen Wert.

6. Diskurs und Interesse

Nicht nur der im engeren Sinne politische und weltanschauliche Appell an die Heimat trug demnach bei zur Identifizierbarkeit eines in seinem geopolitischen Umriß noch immer nicht abgeschlossenen nationalen Raumes bei, sondern auch ihre 'unpolitische' Vermarktung. In Natur, Heimat und Volk, in das aus mannigfachen Erinnerungen und Vorstellungen zusammengesetzte 'Ganze', wurden mittels Heimatliteratur und Fremdenverkehr demnach auch wirtschaftliche Interessen investiert. In weitaus größerem und noch bewußterem Maße traf dies, so darf man getrost unterstellen, für den als 'Vaterland' verstandenen Nationalstaat zu, denn er bedeutete eine in seiner alltäglichen wirtschaftlichen Relevanz politisch greifbare und für die räumliche Ordnung des Marktes konstitutive Unterscheidung.

Territoriale Identitäten erschließen sich über mentale Repräsentationen, die ihrerseits von der subjektiven Aufmerksamkeit der verschiedenen Akteure und ihrer Repräsentation sozialer Zusammenhänge und Interessen mitbestimmt wird. Das Territorium wird so zum Theater symbolischer Repräsentation im Spiel der Macht,¹⁵² zum Schauplatz von Kämpfen zwischen Individuen und sozialen 'Klassifikationen' um den Erhalt oder die Veränderung der symbolischen Kräfteverhältnisse und ihres wirtschaftlichen oder kulturellen Profits, wobei die Wirkung dieser Kämpfe „auf das soziale System“ im Ergebnis meist wenig „mit den expliziten inhaltlichen Forderungen“ zu tun hat.¹⁵³ Allerdings bleibt im Falle der deutschen Heimat als lokaler Metapher der Nation erst noch zu klären, wie sich die Machtverhältnisse änderten und welche ökonomischen und symbolischen Profite dabei erzielt wurden. Selbst wenn man sich auf den 1871 entstandenen Nationalstaat beschränkt, sind „die Kenntnisse über gesellschaftlich relevante Aspekte des Nationalen wie des Nationalismus [noch] unzureichend“, fehlt eine detaillierte Kenntnis „der sozialen und politischen Bedingungen, Träger und Wirkungen von Nationalismus“.¹⁵⁴ Daher sind im Folgenden bestenfalls einige hypothetische Konjekturen erlaubt.

Im Jahre 1908 schrieb der drei Jahre später mit dem Nobelpreis ausgezeichnete Begründer der Deutschen Friedensgesellschaft, Alfred Fried, es gebe sehr viele Menschen,

152 P. Claval, *Espace et pouvoir*, Paris 1978, S. 15-24.

153 Bourdieu (1980), S. 68.

154 Haupt/Tacke, *Die Kultur des Nationalen* (Anm. 66), S. 258, 260.

„deren Vaterlandsbegriff über das Heimatgefühl nicht hinausgeht, die also gar kein so großes Vaterland besitzen, als die zahlreichen anderen, deren Verstand entwickelter ist. ... Das Dienstmädchen, das nur eine Bahnstunde von ihrem heimatlichen Dorfe entfernt in Stellung kommt, fühlt sich der Heimat entrissen, obwohl sie doch im Vaterlande weilt und der Bauernknecht, der in eine ferne Provinz zum Militärdienst einrückt, wird von Heimweh erfüllt, trotzdem auch er im Vaterlande weilt; während der Geschäftsreisende, der Industrielle, der studierte Arzt oder Techniker und die große Menge der Durchschnittsgebildeten die richtige Verstandesentwicklung besitzen, um den höheren Grad des Vaterlandsempfindens zu erfassen, ihr Interesse zu begreifen und demzufolge patriotisch zu denken und zu handeln“.¹⁵⁵

Fried, der doch zu glauben schien, der Patriotismus „im reinsten und edelsten Sinne“ sei alleine bedingt durch den Verstand und ein bloßes „Produkt des Interesses“, stellte weiter fest, die „herrschenden Klassen“ seiner Zeit bemühten sich, angesichts der „mangelnden Verstandeskräfte“ der unteren Klassen ihren Patriotismus „durch Sinneseindrücke wahrnehmbar zu machen. Sie sind bemüht durch allerhand sinnliche Mittel, den großen Vaterlandsbegriff auf den angeborenen Heimatbegriff zu pflropfen“.¹⁵⁶ Folgt man dem Autor, bewegte sich die Heimat keinesfalls in Antithese zum vorgeblich rationalen, interessegeleiteten Patriotismus des modernen industriellen und Finanzbürgertums und der staatlichen Bürokratie und Politik. Vielmehr war er ein für den Massenkonsum bestimmter Ersatz, d.h. ein rational eingesetztes manipulatorisches Mittel moderner politischer Kommunikation. Fried bemerkt nicht ohne Süffisanz, es sei interessant, daß mit den Bauern „gerade jene Teile der Bevölkerung seitens der Staatenlenker als die besten Stützen des Vaterlandes“ hingestellt würden, deren „künstlich gezüchteter Sinnespatriotismus eigentlich nur ein Surrogat für das natürliche ... Vaterlandsverständnis bildet“.¹⁵⁷

Es entspringt sicher einer zeitgebundenen Naivität dieses Zeugen, zu meinen, der gezielte Einsatz von Heimat zur Erzeugung nationalstaatlicher Loyalität folge einem ausgeklügelten Meisterplan der herrschenden Klassen. Ebenso naiv mutet die ungeprüfte Übernahme der Vorstellung an, der ‚wahre‘ Patriotismus entspringe ‚natürlich‘ aus einer perfekten rationalen Erkenntnis der eigenen wirtschaftlichen Vorteile und Interessen. Noch naiver wirkt schließlich die Annahme, der Heimatbegriff sei irgendeiner Person ‚angeboren‘. Zwei Gedanken Frieds allerdings scheinen es wert, im Sinne einer weiterführenden Fragestellung hervorgehoben zu werden.

155 A. H. Fried, *Internationalismus und Patriotismus* (Kultur und Fortschritt, 160), Leipzig 1908, S. 8.

156 Ebenda.

157 Ebenda, S. 9.

Der erste besteht darin, daß der 'liberale' oder 'genuine' Nationalismus und der 'integrale'¹⁵⁸ hier nicht als alternativ gegeneinander, sondern als komplementär zueinander stehend betrachtet werden. Sie erscheinen einander als notwendiges Mittel zum Zweck¹⁵⁹ und insofern von Interesse im Kampf um wirtschaftliche und symbolische Macht. Es wäre daher entschieden zu kurz gegriffen, die völkische Heimatbewegung in die Ecke einer anti-bürgerlichen, bestenfalls residual bildungs- und kleinbürgerlichen, dann auch bäuerlichen Bewegung zu drängen, weil sie auf irrationalem, gefühlsbetonendem, gestalthaftem statt pädagogisch-metaphorischem Symbolismus und rationaler Interessenabwägung gründete. Christian Graf Krockow geht so weit, den Heimatdiskurs überhaupt als Kompensation der mangelnden Durchsetzungskraft 'bürgerlicher Werte', als Verlegenheitslösung auf dem deutschen Sonderweg zum National- und Industriestaat zu betrachten.¹⁶⁰ Ein geistiger Sonderweg, der sich erklärte aus der Ungleichzeitigkeit der früh einsetzende Modernisierung und der späten Nationalstaatsbildung. Dieses Differential habe den 'irrationalen' Formen nationalistischer Übersteigerung Raum gegeben, die die Prozesse der Industrialisierung und Urbanisierung anstelle einer ('eigentlich' dazugehörenden?) geistigen Nationaltradition der Aufklärung begleiteten.¹⁶¹

Der zweite Gedanke schließt hier direkt an und hebt im Gegenteil auf die Modernität der Methode ab, den „unteren Klassen“ den Patriotismus „durch Sinneseindrücke wahrnehmbar zu machen“, wie Fried schreibt. Gewiß sind Modernisierung und Nationalismus nicht so eindeutig kausal korrelierbar, wie man es früher gesehen hat.¹⁶² Die glatte Umkehrung der

158 Alter, Nationalismus (Am. 105), S. 33-59.

159 Auch neuere Studien sehen die im weitesten Sinne politische, nicht nur auf 'regionale Eliten' beschränkte Instrumentalisierung der Heimatbewegung. Die Regionalität „prägte nicht zwingend den Lebensweg, die Mentalität und die geistige Achse ihrer herausragenden Persönlichkeiten. Auch darin kam zum Ausdruck, daß die regionale Heimatbewegung eher Mittel zum Zweck als Selbstzweck war“; Hartung Konservative Zivilisationskritik (Anm. 61), S. 113.

160 C. v. Krockow, Heimat. Erfahrungen mit einem deutschen Thema, Stuttgart 1989, S. 120-127.

161 So etwa H. Plessner, Die verspätete Nation. Über die politische Verführbarkeit bürgerlichen Geistes, Stuttgart 1959, S. 72-82; vgl. auch O. Dann, Nationalismus und sozialer Wandel in Deutschland 1806–1850, in: ders. (Hrsg.), Nationalismus und sozialer Wandel, Hamburg 1978, S. 77-128, hier S. 79.

162 Vgl. etwa K. W. Deutsch, Nationalism and Social Communication, Cambridge (Mass.) 1966 und E. Gellner, Nations and Nationalism, Oxford 1983. Baumann (1990 hier: 1992) sieht eine besonders starke Korrelation zwischen industriell-städtischer Lebenswelt und Nationalismus. Sie erwächst „aus dem Bedürfnis, aus komplexen sozialen und politischen Arrangements Sinn zu machen“ (S. 33). Grundsätzliche Skepsis gegenüber einer „allocation of nationalism to individual phases of social development“ äußern hingegen H. G. Haupt/M. Müller/S. Woolf (Introduction, in: dies. [Hrsg.], Regional and National Identities in Europe in the XIXth and XXth Centuries, Den Haag/London

Aussage, nach der beide Kategorien nichts miteinander zu schaffen hätten, erschiene allerdings ähnlich problematisch. Sie würde nicht nur negieren, daß historisch umschreibbare Interessen mit der Herstellung eines nationalen Marktes und einer politischen Regulierung und Repräsentation dieses Marktes nach innen und außen verbunden waren. Sie würde vor allem verkennen, daß mit der Entfaltung der Marktbeziehungen und dem Aufstieg wirtschaftlicher, urbaner und bürokratischer Konzentrationen die politische Integration der Masse selbst zu einem eminenten Interesse wurde. Sicher wurde diese Integration nicht notwendig über diese oder jene Konstruktion territorialer Identitäten vollzogen, mag die Errichtung dieser oder jener Nationalstaaten und die Imagination dieser oder jener nationalen Gemeinschaften als eher zufällig erscheinen. Doch die Entfaltung von Industrie, Markt und staatlicher Macht einmal vorausgesetzt, stellte sich wohl unvermeidlich das Problem der Massengesellschaft. Die Masse, so die Massenpsychologie, sei als politisches Subjekt „durch die Vorherrschaft des Unterbewußten charakterisiert“. Ihre Wahrnehmungsbedingungen zu berücksichtigen meine, „die Kontinuität mythischer mentaler Strukturen und die Bedeutung kollektiver Repräsentationen zu erkennen“. Die Masse sei deshalb „auf bildhafte Vorstellungen fixiert, die sich auch durch Gefühle oder Verhaltensweisen objektivieren ließen. Die Formung der Masse mit Hilfe kollektiver Repräsentation wurde so zur Voraussetzung für politisches Handeln in der Moderne“.¹⁶³

Wie schon bei der ‚Vermarktung des Authentischen‘ gesehen, reihte sich der Heimatdiskurs offenbar in die Reihe moderner wirtschaftlicher und politischer Praktiken ein, die über den Sinneseindruck *des Einzelnen* auf die Masse zugreifen sollten, um diese zu ‚formen‘. So wie etwa auch das ganz über Form und Gestalt kommunizierende Völkerschlachtdenkmal moderner und in der Funktion politischer Integration effizienter war als die mit vernunftpädagogischen Allegorien arbeitenden Denkmäler altliberaler Prägung. Durch die vorwiegende Ansprache der Körpersinne und die Erzeugung unartikulierter Gefühle konnte es die Nation besser „als unvergängliche Schicksalsgemeinschaft“ inszenieren als jede historische Erzählung.¹⁶⁴ Es symbolisierte den „Aufstand des lebendig Irrationalen wider die

1998, S. 1-21), denn diese sei „incapable of grasping the cultural specificity of nationalism“ (S. 2). Zur Konstruktion imaginerter Gemeinschaften: B. Anderson, *Die Erfindung der Nation: zur Karriere eines folgenreichen Konzepts*, Frankfurt a. M. 1993.

163 I. Baxmann, *Der Körper der Nation*, in: E. François u.a. (Hrsg.), *Nation und Emotion* (Anm. 7), S. 353-365, hier S. S. 353.

164 F. J. Bauer, *Gehalt und Gestalt in der Monumentalsymbolik. Zur Ikonologie des Nationalstaates in Deutschland und Italien 1860-1914* (Schriften des Historischen Kollegs, Vorräge, 50), München 1992, S. 26.

tötende Ratio“.¹⁶⁵ Ähnlich die Rolle der Heimat, deren personale Modulierung mit fast unbegrenzter Beliebigkeit auf einen symbolischen Grundbestand montiert werden konnte, für den überwiegend anonyme Naturobjekte und stark stilisierte Irgendwo-Landschaften kennzeichnend waren. Diese höchst abstrakte, gestalthafte Ansprache des Einsamen und seiner Sehnsüchte trug im symbolischen Kontext des völkischen Diskurses mit dazu bei, in Millionen von Köpfen die mentale Repräsentation der Nation allmählich zu verdichten.

7. Resümee und offene Fragen

Am Anfang unserer Betrachtung stand die historisch gewordene Deutung von Heimat als Ort subjektiver Aneignung einer ‘Umwelt’, in die der nicht bei sich sein könnende Mensch hineinschaut, um sich selbst zu erfahren. Heimat wurde so gekennzeichnet als Ort der Identitätserfahrung schlechthin. Davon ausgehend wurde im dritten Abschnitt versucht, ihre Mitwirkung bei der Imagination unterschiedlicher territorialer Gemeinschaften aufzuzeigen. Die Möglichkeit, daß Heimat verschiedenen territorialen Kontexten zugeordnet werden konnte, daß sie die Integration multipler Identitäten im nationalstaatlichen Verband und die millionenfach zusammengesetzte Vorstellung einer Nation erleichterte, wurde auf ihre Subjektzentrierung zurückgeführt. Auf dieser Grundlage konnte die Nation schließlich auch als lokale Metapher Darstellung finden. Es wurden hier die in der historischen Deutung des Wortes Heimat liegenden Möglichkeiten aufgezeigt. Wie stark der Heimatdiskurs gegenüber anderen bei der Verbindung unterschiedlicher territorialer und politischer Loyalitäten tatsächlich gewirkt hat, konnte hier nicht untersucht werden.

Die Verbreitung von Heimatliteratur auf dem Buchmarkt und die Rolle von Heimat bei der Propagierung des Fremdenverkehrs zeigte, wie sehr die Subjektivierung der Orte die existentiellen Lebensgefühle standardisierbar und reproduzierbar machte. Heimat half so dem nationalen Markt, die wirtschaftlichen und geistigen Peripherien zu durchdringen. Über die ‘spontanen’ wirtschaftlichen und Kulturprozesse hinaus äußerte sich darin auch ein politisches Interesse an der Integration der Massen, wie im sechsten Abschnitt angedeutet wurde. Insofern muß Heimat als ein Element politischer und wirtschaftlicher Modernisierung angesehen werden. Peremptorische Feststellungen über die sozialen Träger und Adressaten und den Wandel

165 Ernst Lissauer, zitiert nach S. L. Hoffmann, Mythos und Geschichte. Leipziger Gedenkfeste der Völkerschlacht im 19. und frühen 20. Jahrhundert, in: E. François u.a. (Hrsg.), Nation und Emotion. Deutschland und Frankreich im Vergleich: 19. und 20. Jahrhundert, Göttingen 1995, S. 111-132, hier S. 125.

der sozialen Konstellationen in diesem Prozeß verbieten sich beim gegenwärtigen Stand der Forschung.

Schließlich muß eine weitere Frage offenbleiben: ob und in welcher Hinsicht der Heimatdiskurs eine typisch deutsche Eigenart darstellt. Confino schreibt dazu: „Die Deutschen lieben es, das Wort Heimat für unergründlich, geheimnisvoll und vor allem typisch deutsch zu halten. Zu erreichen, daß das Wort den Deutschen all dies bedeuten könnte, war aber an sich schon der Kern des Heimatgedankens. Heimat war nämlich kein inhärentes Merkmal der deutschen Nation, sondern sie erschien so nach 1880, weil sie die dauerhafte Identität der lokalen und nationalen Gemeinschaften und damit das Unveränderliche in den Höhen und Tiefen der deutschen Geschichte repräsentierte“.¹⁶⁶

Allein die beiläufig eingestreuten Hinweise auf das französische Beispiel belegten, daß auch andernorts die Entwicklung des Nationalstaates und der industriellen Zivilisation einherging mit der Kritik an der Zerstörung von Natur und Tradition, mit der ästhetischen Stilisierung von Natur, Ländlichkeit und bäuerlichem Leben, mit der Darstellung der Nation in regionalen und lokalen Metaphern, mit der Bildung eines bürgerlich nationalen Raumbegriffs durch Reisen übers Land, mit der Gründung von Vereinigungen zum Schutz von Natur und kleinräumiger 'Ursprünglichkeit' und mit der Begründung einer ethno-geographischen Pädagogik, welche die Liebe zum Boden und der eigenen Wurzeln vermitteln wollte.

Dennoch bleibt der Verdacht, die in Heimat enthaltene Subjektzentrierung des territorialen Identitätsdiskurses sei in der deutschen Radikalität nicht überall vorzufinden. Nicht die Darstellung der Nation durch eine lokale Metapher war eine Besonderheit, sondern die Darstellung der nationalen wie lokalen Gemeinschaften durch eine Heimatmetapher, die den Blick des Einzelnen verabsolutierte. Die lokale Gemeinschaft hatte hier nicht etwa den Vorrang vor der Nation, weil sie selbst schon im symbolischen Mittelpunkt des Heimatdiskurses gestanden hätte. Sie stand, wie die Familie und das elterliche Heim, dem Subjekt nur erfahrungsweltlich und entwicklungspsychologisch näher als die Nation. Doch mußte jeder einzelne Mensch jede der erfahrenen Umwelten erst tätig 'in sein Inneres hineinziehen', um seinen Standort, seine 'Wurzeln', annehmen zu können. Folglich hing nicht nur seine Identität, sondern auch der Bestand der Gemeinschaft von seiner eigenen Disposition und Gesinnung ab. Die einsame Freiheit des Subjekts wurde hier nicht etwa im Rückwurf auf die vermeintliche oder tatsächliche Fremdbestimmung durch vormoderne Tradition, Gemeinschaft

166 Confino, *The Nation as a Local Metaphor* (Anm. 5), S. 78.

oder Herrschaft eliminiert.¹⁶⁷ Sie wurde im Gegenteil in ihrer tragenden Bedeutung für den Bestand der Gemeinschaft überfrachtet. Zwischen Treue und Verrat gegenüber dem imaginierten Selbst und Treue und Verrat gegenüber der imaginierten Gemeinschaft wurde so idealiter jede Vermittlung über ein Drittes aufgezehrt. Es bleibt hier eine offene Frage, welche und wie viele andere Nationaldiskurse die personale Identität über eine derart kompromißlose Verschränkung in ihren Anspruch mit einbezogen haben.

167 Zum modernen Antimodernismus, der nicht als Rückfall, sondern als dialektische Affirmation zu verstehen ist, auch Assmann, *Arbeit am nationalen Gedächtnis* (Anm. 42), S. 109–110.

Piotr S. Wandycz

Polnische Geschichtsschreibung im Exil*

Der Zweite Weltkrieg endete für Polen mit einer „Niederlage im Sieg“, wie es der polnische Botschafter in Washington in seinen Memoiren umschrieb.¹ Unter der großen Zahl politischer Emigranten, die das Land verlassen hatten, befanden sich nicht wenige Historiker, die nicht bereit waren, in ihre nun kommunistisch regierte Heimat zurückzukehren. Viele waren 1939 mit Kriegsbeginn in den Westen gekommen, andere folgten 1945 nach Kriegsende. Viele kamen allein oder mit der Masse neuer Flüchtlingswellen, die später durch die „pohnischen Ereignisse“ vom März 1968 und der „Solidarnosc-Zeit“ 1980/81 ausgelöst wurden. Die älteste Gruppe der Historiker im Exil, die noch in Polen unterrichtet hatten, blieb ihren ursprünglichen wissenschaftlichen Ansätzen treu, obwohl sie durchaus mit neuen westlichen Forschungsansätzen, Fragestellungen und Methoden vertraut war. Zu diesen Gelehrten zählten Koryphäen des Faches wie Oskar Halecki (1891–1973), Marian Kukiel (1885–1973) und Henryk Paszkiewicz (1897–1979), um nur einige derer zu nennen, die für die Fragestellung dieses Beitrages von Bedeutung sind.²

Jüngere Geschichtswissenschaftler, die meist an englischen Universitäten promovierten oder dort auch schon studiert hatten, gesellten sich dann in den vierziger und fünfziger Jahren diesem Kreis polnischer Exilhistoriker zu. Sie standen in ihren methodologischen Ansätzen mehr als ihre älteren Kollegen unter dem Einfluß verschiedener Richtungen der Historiographie im Westen. Zu den Historikern, die sich mit der polnischen Geschichte im Kontext der ostmitteleuropäischen Geschichte beschäftigten, zählen M. K. Dziewanowski, P. S. Wandycz, Z. J. Gasiorowski oder A. M. Cienciala.³ Diesem Kreis schlossen sich auch diejenigen an, die als politische Emigranten aus Polen gekommen waren und ihre Ausbildung an den polni-

* Überarbeiteter Vortrag, den der Autor am 29. April 2000 auf der Tagung „Widerstrebende Historiographien. Die Konfliktgeschichte Ostmitteleuropas und die Geschichtsschreibung im 20. Jahrhundert“ in Marburg/Lahn gehalten hat.

1 J. Ciechanowski, *Defeat in Victory*, Garden City, 1947.

2 Eine vollständigere Liste enthielte außerdem die Namen von Historikern wie T. Sulimski, Col. S. Bieganski, L. Koczy, S. Kosialkowski, W. Wielhorski, P. Skwarczynski, K. Lanckoronska, Rev. W. Meysztowicz, J. Jasnowski, J. Kucharzewski, W. Sukienniki, C. Chowanec oder den von W. Pobóg-Malinowski, der mit einem Ein-Mann Institut in Paris einen besonderen Platz in der polnischen Exilhistoriographie einnimmt. Eine sehr nützliche Übersicht bietet M. Kukiel, *Die polnische Historiographie im Ausland*, in: *Jahrbücher für Geschichte Osteuropas* 13 (1965), S. 372-377.

schen Universitäten der Nachkriegszeit absolviert hatten. Der bekannteste unter ihnen der heute in Washington, D.C. lehrende Andrzej Kaminski.⁴

Die diese Gruppe prägenden Generationsunterschiede waren unübersehbar und zudem vom Nebeneinander sehr unterschiedlicher historiographischer Ansätze gekennzeichnet. Was gleichwohl alle verband, war die Überzeugung, daß die polnischen Geschichtswissenschaftler in der „freien Welt“ einen Auftrag, ja fast eine Mission, zu erfüllen hatten, die unter drei Stichpunkten zusammengefaßt werden kann: *erstens* der Vorsatz, sich der Sowjetisierung der Geschichtswissenschaften in Polen entgegenzustellen, gepaart mit dem Bestreben der bedingungslosen Aufklärung von Unwahrheit und Fehlinterpretationen; *zweitens* die Darstellung einer freien und unabhängigen Tradition polnischer Geschichtsschreibung sowie die Aufrechterhaltung von Forschungsbereichen und Themen, die in Polen selbst verboten waren; *drittens* die Verbreitung und Veröffentlichung von Erkenntnissen über die polnische Geschichte im Westen, wo alte Voreingenommenheiten, Vorurteile oder einfach Unwissenheit gegenüber diesem Teil Europas weit verbreitet waren.

Es ist leicht zu verstehen, daß diese drei Zielsetzungen im Zuge des kalten Krieges, der Teilung Europas und der Absicht, ein nationales Erbe zu bewahren, schnell in den Einflußbereich der internationalen Politik gerieten. In London agierend, reflektierte Kukiel dies in seinem Essay über „Die Geschichte im Dienst der Gegenwart“. Indem er auf dem Imperativ der Suche nach der Wahrheit bestand, war die Geschichte für ihn stets die „magistra vitae“. Danach war es die Aufgabe des Historikers, seinen Zeitgenossen vor allem jene Prozesse der Geschichte aufzuzeigen, die von bleibender Bedeutung sind.⁵ Anders als Kukiel, der darauf bestand, daß Geschichtswissenschaftler, die im Dienste der Gegenwart arbeiteten, ihrer Gelehrtentradition jedoch treu bleiben können, behauptete der in Paris wirkende

3 Dieser Aufzählung müssen so einflußreiche Historiker wie S. Bóbr-Tylingo und E. Rozek, J. Garlinski, Z. S. Siemaszko und in Frankreich T. Wyrwa und A. Viatteau hinzugefügt werden.

4 Andere waren I. Dobroszycki, E. Halicz, J. Lewandowski, der Soziologe und Historiker J. T. Gross, und als jüngster J. Cisek.

5 M. Kukiel, *Historia w służbie terażniejszosci*, hg. v. R. Habielski, Warszawa 1994. Ursprünglich war die Studie 1947 in der ersten Ausgabe der Exilzeitschrift *Teki Historyczne* publiziert worden. Siehe dazu die wesentlichen Abschnitte in: R. Habielski, *Zycie społeczne i kulturalne emigracji*, Warszawa 1999 und P. Wandycz, *Historycy i historia na emigracji*, in: *Nauka Polska wobec totalitaryzmów w 55 rocznicę wybuchu II wojny światowej. Materiały sympozju 15.-17. IX 1994*, Warszawa, S.78-85. Ebenso T. Wyrwa, *Historyk na obczyźnie a najnowsze dzieje Polski*, London 1986. Sehr interessant sind die Ideen des späteren Herausgebers und Chefredakteurs der Pariser Exilperiodika „Kultura“ und „Zeszyty Historyczne“ Jerzy Giedroyc in: *Na osobnej wyspie czy wśród innych narodów. O Historii Polski i o swoich zainteresowaniach historia. O polskich historykach i politykach mówi Jerzy Giedroyc*, in: *Wiadomości Historyczne*, I (1997).

Wladyslaw Pobóg-Malinowski, daß akademisch-gelehrte Forschung Objektivität dann entbehren könne, wenn sie die Vergangenheit – den Überzeugungen des Historikers entsprechend – angemessen wiedergeben würde. Das führende Beispiel diesen Ansatzes lieferte er selbst in seinem bahnbrechenden und kontrovers diskutierten Werk über die neueste Geschichte Polens.⁶

Kukiel hatte seine Ziele noch einmal in der Einleitung eines Sammelbandes zur Geschichte Polens klar zum Ausdruck gebracht, in der er konstatierte, daß die Autoren „ausschließlich das Ziel der Wahrheit verfolgten [...] und deshalb Veröffentlichungen des heute in Polen regierenden Moskauer Regimes ablehnten“.⁷ Das Mißtrauen gegenüber letzterem war wohl begründet. Man möge in diesem Zusammenhang die offizielle Verurteilung der polnischen Vorkriegs-Geschichtsschreibung auf dem I. Kongreß der polnischen Wissenschaft von 1951 in Erinnerung rufen, wo sie der „ideologischen Zustimmung der irrsinnigen und kriminellen Politik des Polnischen Faschismus“ bezichtigt wurde. Die marxistische Historikerin Z. Kormanowa erklärte „es hat [bisher] in Polen keine Geschichtswissenschaft gegeben, weshalb wir sie schaffen müssen“.⁸

Die anderen beiden Zielsetzungen wurden mit englischsprachigen Publikationen verfolgt, die v.a. an die Leserschaft des Westens gerichtet waren. Manche dieser Veröffentlichungen, die das negative Bild Polens und seiner Vergangenheit zu korrigieren suchten, machten sich jedoch manchmal einen unnötig defensiven Ton zu eigen. Zu den wichtigsten Arbeiten – abgesehen von denen Kukiels, Paszkiewicz und Haleckis, auf die weiter unten ausführlich eingegangen wird – gehören T. Komarnicki, *Rebirth of the Polish Republic: A Study of the Diplomatic History of Europe 1914-1920* (London 1957) sowie sein von A. Cienciala zum großen Teil neu ge-

6 Najnowsza historia polityczna Polski, Paris/London 1953-1965.

7 M. Kukiel, *Polska i jej dorobek dziejowy*, London 1956. Über das schmerzhaft wie instruktive Aufeinandertreffen polnischer Ezelhistoriker mit den Kollegen, die der marxistischen Geschichtsschreibung folgten, siehe O. Halecki, Poland at the Tenth International Congress of Historical Sciences, in: *The Polish Review* I (1956), H. 1, S. 5-22.

8 Zit. nach A. F. Grabski, *Orientacje polskiej myśli historycznej*, Warszawa 1972, S. 51 und W. Kula, *W sprawie naszej polityki naukowej*, in: *Kwartalnik Historyczny* 63 (1956), S. 153. Die Sowjetisierung der Polnischen Geschichtsschreibung ist von Elizabeth K. Valkenier in mehreren Artikeln behandelt worden: *Soviet Impact on Polish Post-War Historiography 1946-1950*, in: *Journal of Central European Affairs* XI (1952) 4, S. 372-396; *Sovietization and Liberalization in Polish Postwar Historiography*, in: *Journal of Central European Affairs* XIX (1959) 2, S. 149-173; *The Rise and Decline of Official Marxist Historiography in Poland 1945-1983*, in: *Slavic Review* 44 (1985), S. 663-680; *Stalinizing Polish Historiography: What Soviet Archives Disclose*, in: *East European Politics and Societies* 7 (1993), Nr. 1, 109-134. Siehe auch R. Stobiecki, *Historia pod nadzorem. Spory o nowy model historii w Polsce (II połowina la czterdziestych – początek lat pięćdziesiątych)*, Łódź 1993.

schriebenes Buch *From Versailles to Locarno: Keys to Polish Foreign Policy 1919–1925* (Lawrence 1984). Neben J. Karski, *The Great Powers and Poland 1919–1945* (Lanham 1985) sind in diesem Zusammenhang die Arbeiten P. S. Wandycz, *Soviet-Polish Relations 1917–1921* (Cambridge 1969) und sein *The United States and Poland* (Cambridge 1980) zu nennen. In dem letztgenannten Buch verwendete er ein Motto, das von Woodrow Wilson übernommen wurde: „[The historian] needs something more than sympathy, for sympathy may be condescending, pitying, contemptuous [...] Sympathy there must be, but it must be sympathy of the man who stands in the midst and sees like one within, not like one without, like a native, not like an alien. He must not sit like a judge exercising extrajurisdiction.“ Damit spielte Wandycz bewußt auf das gegensätzliche Motto eines Historikers an, dessen revisionistische Ansätze in den Kreisen polnischer Historiker Entrüstung ausgelöst hatten. Es geht um S. Sharp, *Poland. White Eagle on a Red Field* (Cambridge, MA 1953) wo eingangs zu lesen war: „History writing is not a visit of condolence.“

Zu den Autoren exilhistoriographischen Schriften zählten nicht allein Geschichtswissenschaftler mit historischer Ausbildung. Sie kamen auch aus Fachdisziplinen wie der Rechts- und Politikwissenschaft, waren ehemalige Diplomaten, Politiker oder Offiziere. Der bekannteste Militär, der zum Historiker wurde war W. Jedrzejewicz; zu den Diplomaten, die sich der polnischen Geschichte zuwandten, waren T. Komarnicki, J. Starzewski und R. Debicki; als Politikwissenschaftler und Soziologen wären W. Sukienicki und F. Gross zu nennen.⁹ Einige dieser „Geschichtsinteressierten“ fanden nach dem Krieg aufgrund des Mangels an Fachleuten, die über Erfahrung und Wissen im Bereich ostmitteleuropäischer Geschichte verfügten, eine Anstellung an verschiedenen westlichen Universitäten, zumeist in den Vereinigten Staaten. Andere begannen ihre Arbeit an exilhistorischen Instituten wie dem *Jozef Pilsudski Institut* und zum Teil auch am bereits 1942 gegründeten *Polish Institute of Arts and Sciences* in New York. Gleiches gilt für das *Polnische Institut und Sikorski Museum* in London, das *Institut für Polnische Geschichte in Rom* und die alte *Historische und Literarische Gesellschaft der Bibliothèque Polonaise* in Paris.

Die meisten polnischen Exilhistoriker wurden zunächst Mitglied der Polnischen Historischen Gesellschaft in Großbritannien (*Polskie Towarzystwo Historyczne w Wielkiej Brytanii*), die sich 1953 in Polnische Historische Gesellschaft im Ausland (*Polskie Towarzystwo Historyczne na Obczyźnie*) umbenannte. In rascher Folge entstanden historische Exilzeit-schriften wie *Teki Historyczne* (1947) in England, *Niepodleglosc* (1948) in

9 Noch andere waren die Politiker wie A. Ciolkosz, B. Miedzijski oder S. Korboriski, die ehemaligen Botschafter Lukasiwicz und Drymmer sowie die Generäle Stachiewicz, Jaklicz und Karaszewicz-Tokarzewski.

New York und London, *Antemurale* (1954) in Rom und *Zeszyty Historyczne* (1962) in Paris. Die beiden letzteren waren besonders auf Ostmitteleuropa ausgerichtet, in Orientierung und Zielrichtung waren sie jedoch – wie alle anderen auch – sehr unterschiedlich. Die Zeitschrift *Teki* folgte den Standards einer traditionellen historischen Fachzeitschrift. *Niepodleglosc* war die Fortsetzung einer Zeitschrift der Vorkriegszeit zur Gegenwartsgeschichte, herausgegeben im Zusammenhang mit dem Pilsudski Institut. *Antemurale* veröffentlichte Artikel in westeuropäischen Sprachen und konstatierte ausdrücklich es wollte „totam istam Europeam Centro-Orientallem“ betrachten. Die *Zeszyty* konzentrierten sich auf den Zweiten Weltkrieg und zeitgeschichtliche Entwicklungen, kritisierten nationale Mythen und versuchten, „pseudowissenschaftliche Sprache und leere Trivialitäten zu vermeiden“.¹⁰ Eine Diskussion der vielfältigen Beziehungen zwischen polnischer Exilhistoriographie und painischer Exilliteratur würde den Rahmen dieses Essays überschreiten. Das Thema wurde unlängst gekonnt von H.-Ch. Trepte und F. Hadler behandelt.¹¹

Die Forschungsrichtungen und Trends der polnischen Exilgeschichtsschreibung wurde durch die räumliche Trennung von Polen und die Distanz zu seinen Archiven ebenso maßgeblich beeinflusst, wie durch den Zugang zu den Quellen und der Literatur im Westen. Geprägt von ihren Kriegserfahrungen richtete sich das Interesse besonders der jüngeren Generation vorwiegend auf Fragen nach den kurz- und langfristigen Ursachen der Niederlage Polens. Dieses zog eine gesteigerte Aufmerksamkeit für die zeitgeschichtlichen Ereignisse des 20. Jahrhunderts und die Geschichte der internationalen Beziehungen nach sich. Die älteren Historiker bleiben größtenteils ihren Forschungsinteressen aus der Vorkriegszeit treu, entwickelten jedoch eine gewisse Spannweite ihrer Interessensgebiete, die sich vom Mittelalter bis zur Gegenwart erstrecken konnten. Sie standen zum Teil unter dem Einfluß ihrer veränderten akademischen Umgebungen, d.h. der Archive, Bibliotheken und der im Westen verfolgten Fragestellungen. Die Breite der unterschiedlichen Veröffentlichungen reichte von Quelleneditionen über Lehrbücher bis zu umfassenden Synthesen, Monographien

10 No 14 (1968), S. 168. Das inhaltliche Profil der Zeitschrift ist zu erschließen aus J. Krawczyk/J. Szymaliński, *Bibliografia. „Zeszyty Historyczne” 1-110 (1962–1994)*, Paris 1996. Polnische Exilhistoriker publizierten außerdem in englischsprachigen Zeitschriften, die sich dem Bereich der ostmitteleuropäischen Geschichte widmen wie z.B. *Slavonic Review*, *Slavic Review*, *Journal of Central European Affairs* und *East European Quarterly*.

11 H.-Ch. Trepte/F. Hadler, „Gesplätene“ Literaturen und „gesplätene“ Geschichtsschreibungen in Ostmitteleuropa. Perspektiven einer vergleichenden Zusammenschau am Beispiel des polnischen Exils, in: *Comparativ* 8 (1998) 5, S. 106-121. Siehe ebenfalls die relevanten Kapitel dazu in: J. Garlinski (u.a.), *Literatura emigracyjna 1939–1989*, 2 Bde., Katowice 1994–1996.

und Essays, begleitet von Reminiszenzen, Memoiren und Tagebüchern. Einige dieser Schriften – zum Beispiel diejenigen von *Pamiętnik Wilenski* (London 1972) generierten zu wissenschaftlichen Beiträgen von historischem Format.

Ist es möglich, eine Trennlinie zwischen einer spezifisch polnischen Nationalgeschichte und einer transnationalen Geschichte Ostmitteleuropas zu ziehen? Diese Trennung ist nicht immer einfach wenn man sich allein ins Gedächtnis ruft, daß ein entscheidender Teil der polnischen Geschichte eng mit der Geschichte der Ukraine, Litauens und Weißrußlands verflochten ist. Eine umfangreiche Studie mit dem Titel *East Central Europe during World War I* (Boulder 1986) von W. Sukiennicki behandelte zum Beispiel die verschiedenen Nationen des historischen polnisch-litauischen Doppelreiches, der *Respublica*. P. S. Wandyczs *The Lands of Partitioned Poland 1795–1918* (Seattle 1974) überschritt ebenfalls die Grenzen einer engeren Geschichte der polnischen Nation. Diese Arbeit beschäftigte sich mit den verschiedenen Nationalitäten, aus denen sich das historische Polen zusammensetzte, wobei die Untersuchung der Litauer und Ukrainer gleichwohl hauptsächlich im Zusammenhang mit dem polnischen Kontext erfolgte. Dieses Buch war als Teil einer mehrbändigen Geschichte Ostmitteleuropas (*History of East Central Europe*) entstanden, deren Gliederung sich entlang regionaler Untersuchungsfelder orientierte und somit das Prinzip einer nationalen Aufteilung der Geschichte aufgab. Das Interesse einiger Exilhistoriker am Prinzip des Föderalismus führte zur Diskussion dieses Themas im ostmitteleuropäischen Kontext, so zum Beispiel in bezug auf die polnisch-litauische *Rzeczpospolita*, in Zeit *Czartoryskis* (erste Hälfte des 18. Jahrhunderts) und *Pilsudskis* (Zwischenkriegszeit), aber auch die Entwicklungen während des zweiten Weltkriegs und danach.¹² Auf diese Frage wird später zurück zu kommen sein.

An dieser Stelle ist es notwendig, den Begriff ‚Ostmitteleuropa‘ in der Verwendung polnischer Exilhistoriker genauer zu erläutern. In der Zwischenkriegszeit wurde hauptsächlich von Osteuropa gesprochen, wie eine Diskussion des Fünften Internationalen Kongresses der Geschichtswissenschaften in Brüssel 1923 dokumentiert. Auf diesem Weltkongreß gab der junge, damals kaum 31 Jahre alte Warschauer Historiker Oskar Halecki mit einem Vortrag „L’Histoire de l’Europe orientale, sa division en époques, son milieu géographique et ses problèmes fondamentaux“ den Anstoß zu einer Debatte über die Begriffsdefinition. Einer der Hauptargumentationspunkte Haleckis war der Nachweis eines grundsätzlichen Unterschiedes zwischen dem russischen und nicht-russischen Teil Osteuropas, mit der Be-

12 Zum Beispiel St. Kot, Jerzy Niemirycz. *W trzecieścielecie ugody hadziackiej*, Paris 1960 oder die Arbeiten von Kukiel über *Czartoryski*, von Dziewanowski über *Pilsudski* sowie von Wandycz und Kaminski über den polnischen Föderalismus.

tonung der polnisch-litauischen *Respublica*, die als Zentrum der Geschichtsregion angesehen wurde. Gegen die Position Haleckis und seines polnischen Kollegen Marcelli Handelsman, der sein Argument zehn Jahre später auf dem Weltkongreß von Warschau vortrug, stellte sich der Prager Professor J. Bidlo. Der argumentierte, „die Geschichte Osteuropas oder mehr noch die des europäischen Ostens“ sei „die Geschichte der griechisch-slawischen Kulturwelt.“ Nach seiner Einschätzung war das Hauptkriterium des Unterschieds ein kulturell-religiöses: das heißt, die griechisch-orthodoxe Religion. Bidlo beschuldigte Halecki „die polnische Evolution der Geschichte als Grundlage für die Konstruktion eines großen Teils der Geschichte des europäischen Ostens“ anzusehen. Umgekehrt stellte sich Handelsman gegen den Ansatz Bidlos, der Byzanz und nachfolgend Rußland als den kreativen Faktor in der Evolution der Staaten Osteuropas und die Kultur als einzige Determinante in dieser Evolution ansah. Klare Unterschiede in den Ansätzen und der Orientierung wurden besonders in bezug auf die Periodisierung der europäischen Geschichte sichtbar.¹³

In den nachfolgenden Jahren zirkulierte dann auch der Begriff „Intermarium“. Dieser hatte jedoch klare politische Implikationen und bezog sich auf das Gebiet zwischen Ostsee, dem Schwarzen Meer, der Adria und der Ägäis. Eine genauere Umschreibung Ostmitteleuropas war dann jedoch Haleckis Arbeiten aus den fünfziger Jahre vorbehalten. Bevor auf diese weiter eingegangen wird, sollen kurz die Arbeiten von Kukiel und Paszkiewicz besprochen werden, die – wie bereits angemerkt – für die Behandlung der osteuropäischen Geschichte innerhalb der polnischen Exilhistoriographie von Bedeutung waren.

Marian Kukiel war vor allem Militärhistoriker. Schon vor dem zweiten Weltkrieg hatte er als Kurator des Czartoryski-Museums in Krakau über den Fürsten Adam Czartoryski gearbeitet. Im Exil beschloß er, eine englischsprachige Biographie unter Berücksichtigung des weiteren europäischen Kontextes zu schreiben. Die Betonung lag auf Czartoryskis Vorstellungen über die europäische Einheit, einer Idee also, die in den vierziger und fünfziger Jahren begann, sich zu einem der wichtigsten Themen in Westeuropa zu entwickeln. Kukiel betonte Czartoryskis Interesse an den Slawen und seine Unterstützung für deren Unabhängigkeit, was das Buch zu einem wesentlichen Beitrag zur Geschichte Ostmitteleuropas machte.

Henryk Paszkiewicz, der vor dem Krieg über die polnisch-litauische Union und deren Beziehung zu Moskau geschrieben hatte, verwandte seine Jahre im Exil darauf, eine Neuinterpretation der Geschichte der Kiewer Rus

13 P. S. Wandycz, East European history and its meaning. The Halecki-Bidlo- Handelsman debate, in: J. Pál/P. Pastor/T. P. Péter (Hrsg.), *Király Béla emlékkönyv: Háború és társadalom*, Budapest 1992, S. 308-319.

und Rußlands zu schreiben. Seine Trilogie¹⁴ war eine bedeutende Leistung, in der er Rußland eindeutig als Teil Osteuropas identifizierte. Mit der besonderen Betonung der spezifischen Entwicklung Rußlands bekräftigte er implizit dessen Unterschied zu Ostmitteleuropa. Aufgrund seiner Konzentration auf die Wechselbeziehung zwischen der Kiewer Rus, Litauen und der Respublica sind seine Arbeiten für Forscher auf dem Gebiet ostmitteleuropäischer Geschichte von großem Interesse. Er hatte sich nicht allein der russischen Geschichte zugewandt und somit jenem damals populären akademischen Feld, auf dem sich andere Exilhistorikern oft aus pragmatischen Gründen tummelten. Nachdem er das Angebot eines Lehrstuhls in den Vereinigten Staaten abgelehnt hatte, setzte er seine Forschungen an den Themen fort, die ihn schon vor dem Krieg beschäftigt hatten und baute diese, bereichert durch neue Quellen, weiter aus. Andere Exilgelehrte der Geschichte Rußlands hingegen unterstrichen ausdrücklich den Gegensatz zwischen spezifisch polnischen und russischen geschichtlichen Traditionen, was sich allein am Titel von A. Kaminskis Buch *Republic vs. Autocracy. Poland-Lithuania and Russia 1686–1697* (Cambridge 1993) illustrieren ließe.

Nun aber zurück zu Oskar Halecki, der zentralen Figur der Exilhistoriographie Ostmitteleuropas. Mit weit gefächertem Interesse und Wissen war Halecki vornehmlich ein Historiker der politischen Geschichte, der als gewissenhafter Katholik vor allem den christlichen Traditionen in der europäischen Geschichte großen Einfluß zuschrieb.¹⁵ In seinem Werk *Limits and Division of European History* (New York 1950) – in deutscher Übersetzung als *Europa, Grenzen und Gliederung seiner Geschichte* (Darmstadt 1957) erschienen – erläuterte Halecki seine Definition von Ostmitteleuropa. Er führte hier den Begriff mit einer historischen Begründung ein. Für Halecki, der eine neue Periodisierung der europäischen Geschichte in ein mediterranes, ein europäisches und ein atlantisches Zeitalter vorstellte, bestand Europa nicht aus zwei (also West und Ost), sondern aus drei Kerngebieten: nämlich West-, Mittel- (unterteilt in Westmittel- und Ostmittel-) und Osteuropa. Westmitteleuropa war hauptsächlich deutsch, Ostmitteleuropa vorwiegend slawisch, bezog jedoch Rumänien, Ungarn, und die

14 *The Origin of Russia* (1954); *The Making of the Russian Nation* (1963); *The rise of Moscow's Power* (1983).

15 Seine Interesse an religiösen Fragen wird belegt unter anderem durch Arbeiten wie *The Place of Christendom in the History of Mankind*, 1954 erscheinen in den Cahiers d'Histoire Mondiale, *From Florence to Brest 1439–1596* aus dem Jahre 1958 oder *Poland and Christendom* von 1964. Zu erwähnen sind auch die Biographie von Pius XII *Eugenio Pacelli. Pope of Peace* von 1951 und die posthum von T. Gromada herausgegebene Untersuchung *Jadwiga of Anjou and the Rise of East Central Europe* (New York 1991). Halecki spielte eine wichtige Rolle in dem Prozeß der Seligsprechung der Königin Jadwiga.

Baltischen Völker mit ein. Die Grenzen waren fließend; Halecki sprach von „indefiniten Konturen“. Was die letztgenannte Region abgesehen von ihrer geopolitischen Position mit dem dreifachen Druck vom Westen, Osten und Südosten unterschied, war die Entwicklung einer christlich-europäischen Kultur und Tradition. Halecki betonte die Freiheit, oder vielmehr ein Gleichgewicht zwischen Freiheit und Autorität – im Gegensatz zu Anarchie und Nihilismus – als einen wichtigen Trend in der Geschichte der verschiedenen Völker dieser Region, wobei er in Fortsetzung seiner Vorkriegsarbeiten die „Schlüsselposition“ des historischen Polens unterstrich.

Dieser einflußreichen Arbeit ließ Halecki ein Lehrbuch mit dem Titel *Borderlands of Western Civilization. A History of East Central Europe* (New York 1952) folgen, das wenig später ins Deutsche übersetzt wurde.¹⁶ Es war die erklärte Absicht des Autors, Historiker und Studenten der europäischen Geschlechter auf die historische Perspektive der „Opfer“ in diesem geographischen Raum hinzuweisen. Er begann sein Credo mit der Aussage, „daß ein freies Ostmitteleuropa für ein gesundes Gleichgewicht der Mächte auf dem Kontinent unerlässlich ist und daß das zeitweilige Verschwinden eine gefährliche Spannung zwischen den unterdrückten Nationalitäten und den scheinbar nicht zu erschütternden imperialistischen Großmächten geschaffen hat, die häufig zu den gefährlichen Rivalitäten der letzteren beitrug.“¹⁷ Nicht nur unter Historikern zog Haleckis Buch starke Aufmerksamkeit auf sich. Es wurde als ein Produkt des Kalten Krieges kritisiert. Der kommunistische Parteiführer Wladyslaw Gomulka griff den Autor wie sein Werk hemmungslos an.¹⁸

Vierzig Jahre nach dem englischen Erstdruck des „Grenzraumes“ erschien ein Band mit dem Titel *The Price of Freedom: A History of East Central Europe from the Middle Ages to the Present* von P. S. Wandycz.¹⁹ Halecki und Hugh Seton-Watson gewidmet, folgte das Buch Haleckis Definition von Ostmitteleuropa, begrenzte diesen Raum jedoch auf seinen inneren Kern, also die historischen Länder Polens, Ungarns und Böhmens. Etwa die Hälfte des Buches behandelt das 19. und 20. Jahrhundert. Der Autor, um zirka 30 Jahre jünger als Halecki, ist – anders als der Doyen der polnischen Exilhistoriographie – eigentlich ein Historiker der Diplomatiegeschichte, dessen Interesse hauptsächlich auf dem Gebiet der tschecho-

16 O. Halecki, *Grenzraum des Abendlandes. Eine Geschichte Ostmitteleuropas*, Salzburg 1956.

17 Ebenda, S. 10.

18 Zu den Reaktionen auf Haleckis Buch, siehe J. Kloczowski, *Europa srodkowowschodnia w historiografii krajów regionu*, Lublin 1993, S. 24-25.

19 Das Buch wurde außerdem in polnisch, litauisch, tschechisch, bulgarisch und italienisch veröffentlicht. Eine zweite durchgesehene Auflage soll 2001 erscheinen. Der Band P. Wandycz, *Die Freiheit und ihr Preis. IWM-Vorlesungen zur modernen Geschichte: Zentraleuropas*, Wien 1992 ist keine Übersetzung. Es handelt sich um drei Essays.

slowakisch-polnischen Beziehungen des 20. Jahrhunderts lag, die er als ausschlaggebend betrachtete.²⁰ Wandyczs Methodologie suchte den Entwurf Haleckis mit dem Konzept von Zentrum und Peripherie zu ergänzen.²¹

Das Interesse des Autors für Ostmitteleuropa stammte aus seiner Suche nach einer Erklärung für Niederlage Polens im Zweiten Weltkrieg. Seine Schlußfolgerungen aus der Vergangenheit wiesen auf die Notwendigkeit einer engen Kooperation zwischen den Nationen dieser Region hin. Ebenso wie Halecki in seinem Werk *Limits and Divisions* sah Wandycz eine Art von Föderalismus als eine mögliche Lösung der regionalen Probleme an. Dieser Ansatz antizipierte sowohl die Entstehung der polnisch-tschechisch-slowakisch-ungarischen „Visegradgruppe“ als auch Versuche einer engeren Kooperation zwischen Prag und Warschau.

Im Gegensatz zu manchen nationalistischen Richtungen der polnischen Exilhistoriographie war dieser – bereits angesprochene – föderalistische Trend einer der einflußreichsten. Mit Veröffentlichungen zum Thema der Beziehungen Polens zu den Tschechen und Ukrainern, die auf eine ausgewogene Behandlung des Themas abzielten, wurde der Weg für eine engere Kooperation in der Zukunft geebnet, was in der Tat der wichtigste Beitrag gewesen sein mag, den die polnischen Exilhistoriker zu einem ostmitteleuropäischen Regionalismus beigetragen haben.

20 Siehe vor allem die Monographien: *Czechoslovak-Polish Confederation and the Great Powers 1940–1943* Bloomington 1956; *France and her Eastern Allies 1919–1925: French-Czechoslovak-Polish Relations from the Paris Peace Conference to Locarno*, Minneapolis 1962 und *The Twilight of French Eastern Alliances 1926–1936: From Locarno to the Remilitarization of the Rhineland*, Princeton 1988.

21 P. Wandycz, *Regionalgeschichte und Methodologie*, in: ders. *Die Freiheit und ihr Preis* (Anm. 19), 13-35.

Mitteilungen und Berichte

Roland Ludwig

Irland auf dem Weg in die Moderne, oder die Kosten kolonialer Ausbeutung

Sammelrezension zu:

Richard Vincent Comerford, *The Fenians in Context. Irish Politics and Society 1848–82*, Wolfhound Press, Dublin 1998, 272 S.

David Fitzpatrick, *Politics and Irish Life 1913–1921. Provincial Experience of War and Revolution*, Cork University Press, Cork 1998, 324 S.

Peter Gray, *Famine, Land and Politics. British Government and Irish Society 1843–50*, Irish Academic Press, Dublin 1999, 384 S.

Eion Neeson, *Birth of a Republic. The Republican Thrust for Liberty in Ireland 1798–1923*, Prestige Books, Dublin 1998, 427 S.

Peter Neumann, *IRA. Langer Weg zum Frieden*, Rotbuch Verlag, Hamburg 1999, 240 S.

Jim Maher, *Harry Boland. A Biography*, Mercier Press, Dublin 1998, 284 S.

Von den *United Irishmen* in Cork sind folgende hoffnungsvolle Zeilen aus dem Jahr 1797 überliefert:

„What is that in your hand? It is a branch. Of what? Of the tree of Liberty. Where did it first grow? In America. Where does it bloom? In France. Where did the seeds fall? In Ireland.“

Es sollte noch mehr als 100 Jahre dauern, bis sich ein Teil Irlands vom britischen Joch befreien konnte. Bevor es soweit war, mußten die Iren eine Katastrophe ertragen, die uns heute an humanitäre Katastrophen in afrikanischen Staaten oder gar an den Genozid unter der Herrschaft der Nationalsozialisten in Deutschland erinnert. In den USA haben sich mehrere Staaten (z. B. New York) auf Grund der Initiative irischstämmiger Politiker und Interessenvertreter gesetzlich verpflichtet, die irische Hungersnot in den High Schools als Beispiel des Völkermords zu lehren – manchmal in ursprünglich für das Studium des Holocaust be-

stimmten Kursen. Zweifellos ist „the Irish Famine“ kein Ruhmesblatt in der Geschichte der vielgepriesenen Freiheit Englands, die damit um ein weiteres Mal ihre menschenverachtende Kehrseite offenbarte.

Mit der Irlandpolitik der britischen Regierung in den Jahren kurz vor und während der Katastrophe der Jahre 1845–1850 setzt sich *Peter Gray* in *Famine, Land and Politics* auseinander. *Gray* blickt auf eine britische Öffentlichkeit, die auch heute noch Schwierigkeiten mit der Verantwortung der politischen Elite für diese menschliche Tragödie hat, wie Reaktionen konservativer Kommentatoren in Großbritannien und Irland auf eine Erklärung von Tony Blair zur Verantwortung der Regierung in London unter Lord Russell für die Katastrophe zeigten.

Grays Buch will nicht die Geschichte der großen Hungersnot in ihren einzelnen Phasen erzählen. Da greife man

besser zu den Monographien von Ó Gráda, Kinealy, Mokyr oder dem umstrittenen „Klassiker“ von Woodham-Smith.¹

Irland bildete in den 1840er Jahren einen Teil der am weitesten industrialisierten und vielleicht reichsten Nation der Welt. 1800 war mit dem *Act of Union* das Vereinigte Königreich von Großbritannien und Irland geschaffen worden. Trotz der damit entstandenen legislativen und monetären Einheit blieb Irland freilich unterentwickeltes Hinterland. Das irische Eigentum, der Boden, war wie die lokale Politik nahezu vollständig in der Hand einer protestantischen Elite. Für die irische Sozialpolitik war in der Mitte des 19. Jh.s das britische Parlament und die Regierung in Westminster direkt verantwortlich.

Seit 1750 war es zu einem rasanten Bevölkerungsanstieg gekommen. Die Armut war am größten in den am stärksten von der Landwirtschaft abhängigen Gebieten im Westen und Südwesten des Landes, dort wo die Hungersnot die meisten Opfer fordern sollte. Es mangelte an Wohnraum, Kleidung, und die Ernährung war einseitig, da in hohem Maße von der Kartoffel abhängig. Die Kartoffel war in Irland das Grundnahrungsmittel mit einem einzigartigen Verbreitungsgrad. Die Hauptursache für die Katastrophe in der zweiten Hälfte der vierziger Jahre des 19. Jh.s ist in der Überbevölkerung eines vorwiegend agrarischen Landes zu suchen.

Seit Beginn des Jahrhunderts gab es mehrere Warnsignale: Die Hungersnöte der Jahre 1800/01, 1817/19 und 1831. Sie waren allerdings überwiegend wetterbedingt und in ihren Ausmaßen nicht vergleichbar mit der großen Hungersnot. Die Kluft zwischen

den reichen und armen Grafschaften war in den Jahren unmittelbar vor der Katastrophe noch gewachsen; hierbei spielte der überdurchschnittliche Bevölkerungsanstieg im Westen keine unerhebliche Rolle. Hinzu kam das nur schwer erklärbare Verschwinden des Herings aus den Gewässern rund um Irland und die insgesamt katastrophale ökonomische Lage der Insel.

Die Kartoffelfäule, verursacht durch einen Sporenpilz der durch Wind verbreitet wird, trat erstmals 1842 in Nordamerika auf und seit dem Herbst 1845 massiv in Irland. Im Sommer des Jahres 1846 wurde deutlich, daß die Ernte des kommenden Herbstes noch stärker betroffen sein werde, als im Jahr zuvor. Ein selbst für irische Verhältnisse windiger und feuchter Sommer hatte dazu beigetragen, daß der Pilzbefall die Kartoffelernte in allen Teilen der Insel dezimieren sollte. Der Herbst 1846 markiert den Beginn der eigentlichen Hungersnot, die in den Jahren 1847 und 48 durch weitere katastrophale Ernteergebnisse fortgesetzt bzw. verschärft wurde. Lebensmittelknappheit mit einem sie begleitenden Preisanstieg für Kartoffeln, Getreide usw. verursachte die Hungersnot, die etwa eine Million Todesopfer forderte. Bis Anfang der fünfziger Jahre hielt die Todeswelle an; das belegen die Zahlen über die außerordentlich hohen Todesraten dieser Jahre. Verhungern war in Irland ein vielfacher und langsamer Tod.

Die Zahl der Zwangsräumungen liegt für den relevanten Zeitraum nach offiziellen Abgaben bei mehr als 200.000 (was nicht die Fälle einschließt, bei denen das Haus scheinbar freiwillig verlassen wurde). Von Ende der vierziger bis Ende der fünfziger Jahre – also in etwa zehn Jahren –

wechselte ein Drittel des gesamten Bodens Irlands den Besitzer! Zwischen der Mitte der 1840er und der Mitte der 1850er Jahre verließen fast zwei Millionen Menschen Irland – die meisten zogen in die USA, aber auch Großbritannien, Kanada und Australien waren Fluchtpunkte. Wer auswanderte war meistens nicht ganz so arm, denn die, die gar nichts hatten, blieben und verhungerten.

Bis zum Jahr 1900 war die Bevölkerung Irlands gegenüber dem Stand vor der Hungersnot um die Hälfte gesunken.

Die Antwort der Toryregierung unter Peel auf den ersten Ernteausfall im Jahr 1845 war ein Hilfsprogramm, das vorwiegend aus Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen bestand und im Winter auf das Jahr 1846 zur Hälfte von der Regierung und zur anderen Hälfte durch Spenden getragen wurde. Peel konnte sich allerdings mit einer Novelle der Notstandsverordnungen, die eine effektivere Bekämpfung der Hungerrevolten in Irland ermöglichen sollte, nicht durchsetzen und er wurde von dem zu den Whigs gehörenden John Russell als Premierminister abgelöst.

Die Verantwortlichen der britischen Regierung (Russell, Schatzkanzler Charles Wood, der Beauftragte für staatliche Fürsorgemaßnahmen Charles Edward Trevelyan) waren sich einig, daß im Falle einer Mißernte auf die von der Toryregierung praktizierten staatlichen Lebensmittelkäufe verzichtet werden solle und die Nahrungsmittelversorgung Irlands eine Sache des freien Marktes bzw. privater Fürsorge seien solle. Nur die Organisation der Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen wurde weiterhin als Staatsaufgabe betrachtet – allerdings unter der Voraussetzung, daß die Kosten von den wohlhabenden

Schichten Irlands getragen werden würden.

Gray interessiert sich dabei für das politische Innenleben der Whig-Liberalen Partei, deren Minister er analog *Peter Mandlers* Kategorisierung der Parteifракtionen in „Foxites“, „Moralists“ und „Moderates“ einteilt. Russell war ein Repräsentant der alten aristokratischen Gruppe, der sich in der Tradition Charles James Fox' sehenden „Foxites“, die sich als Treuhänder von Volksrechten und -freiheiten im Parlament wähnten. Russell, der von 1846 an Premierminister war, hatte es in dem von ihm geführten Kabinett mehrheitlich mit Kritikern aus den Reihen der „Moderates“ und „Moralists“ zu tun. Vor allem aus den Reihen der „Moralists“ wurde – wie *Gray* es formuliert – ein tödliches Spiel gespielt, indem sie selbst in der Hochzeit der Hungernot die kapitalistische Kulturrevolution für Irland präferierten. Hier zeigte sich laut *Gray* das Ergebnis der Kombination einer Theodizee der Naturrechte mit einer radikalisierten und optimistischen Version der liberalen politischen Ökonomie.

„God and nature had combined to force Ireland from diseased backwardness into healthy progressive modernity; any unnecessary suffering incurred in the transition was the result of human folly and obstruction, and could not be attributed to the will of God or to those who understood his purposes and acted accordingly“ (S. 331).

Die liberalen „Moralists“ in Regierung, Verwaltung und öffentlichkeitswirksamen Positionen machten mehr den möglichen Mißbrauch von Hilfe zum Problem, als die Dringlichkeit der Hilfe selbst. In den Reihen der Tories war Sir Robert Peel der nahezu unum-

strittene Wegweiser in der Irlandpolitik. Seine Irlandpolitik wechselte allerdings, und Peel zeigte mehr als einmal, daß er flexibel auf veränderte Politiksituationen zu reagieren vermöchte.

Gray interessiert sich für das, was die britische Politik in den vierziger Jahren des 19. Jh.s als das Irlandproblem bezeichnete. Er nimmt für sich in Anspruch, in der von ihm vorgelegten konzentrierten Politikgeschichtsschreibung vier durchaus miteinander verbundenen Themen die ihrer Bedeutung entsprechende Aufmerksamkeit entgegengebracht zu haben. Demnach wurde die Bedeutung der 1840er Jahre als eines Wendepunkts in sozio-ökonomischer und vor allem politischer Hinsicht in der Forschung vielfach vernachlässigt. Die von *Gray* angesprochenen zentralen Ereignisse und Debatten dieser Jahre sind: Die Politisierung der Landfrage in den vierziger Jahren, die Bildung und der Report der *Devon Commission* (1843–1845), der Fehlschlag der Gesetzesentwürfe der Jahre 1845–1850, die sich mit dem Verhältnis von Grundbesitzern und Pächtern beschäftigten, und die Rolle der Landfrage bei der Abgrenzung der Hilfspolitik gegen die Hungersnot.

Neu in *Grays* Darstellung ist die breit angelegte Zusammenführung der Themen. Ihre Berücksichtigung in der Forschung ist allerdings keineswegs neu.

Opfer der Kartoffelfäule wurde auch die Politik der Landreform, wie sie von Daniel O'Connell vertreten wurde, und die in Irlands Bevölkerung breiten Zuspruch gefunden hatte.

Insgesamt bewertet *Gray* die anglo-irischen Beziehungen der 1840er Jahre – die miteinander verbundenen Fragen der Landreform und der Politik für die hungernde Bevölkerung im Blick – als

eine Geschichte der Fehlschläge, Versäumnisse und verpaßten Möglichkeiten.

Die Landfrage wurde wiederholt von britischen Politikern als Kernpunkt der Irlandpolitik beschrieben. Sie war bzw. wurde ein wichtiger Bestandteil der Armengesetzgebung für Irland als 1847 der Peelite William Gregory die Klausel einbrachte, daß von der Unterstützung der Armenhilfe nur derjenige berücksichtigt werden solle, der weniger als einen Viertelacrer Land besaß. Wer mehr Land zu seiner Verfügung hatte, war gezwungen, dieses zu verkaufen. *Gray* interpretiert die Gregory-Klausel als eine Charta für die Räumung der Ländereien und zur Konsolidierung des Landbesitzes; sie diene der Vertreibung der Pächter: „The government's decision to accept Gregory's amendment was a turningpoint in the Poor Law debate. No such clause had been included in the original Bill, nor was there any parallel in the English Poor Law; but a general concern for the curbing of 'abuses' and a belief in the inevitable proletarianization (sic!) of cottier smallholders, inclined most to accept it“ (S. 278).

Nach 1847 stieg die Zahl der Räumungen; nicht einmal die hungernden Kinder konnten ins Arbeitshaus gehen, solange die Familie ihr Land nicht aufgegeben hatte. Die Vertreibung der Kleinbauern entsprach Überlegungen, die seitens der britischen Politik und Verwaltung seit geraumer Zeit angestellt worden waren. Die Möglichkeit einer Reorganisation der Landwirtschaft und die damit verbundene Entfernung überschüssiger Teile der Bevölkerung waren Grundlage dieses Kalküls.

Der ideologische Blickwinkel, aus dem man in London die irischen Erei-

gnisse beobachtete, existierte bereits vor 1845 und beeinflusste das Muster des späteren Verhaltens. In der politischen Ökonomie überwog die allgemeine Überzeugung, daß Irlands Fortschritt vom Grad seiner Anglisierung abhänge, und diese sei nur im Rahmen der politischen Union mit Großbritannien zu vollziehen. *Gray* zeigt, gestützt auf neuere Forschungen, daß christliche Ökonomen wichtigen Einfluß auf die britische Politik hatten. Vor allem die von Thomas Chalmers und seinen Anhängern vertretenen Ansichten spielten eine Rolle. Diesen Protestanten galt der Wettbewerb als ein Mittel zur moralischen Erziehung. So konnte es kaum verwundern, daß die Hungersnot als ein Werk der Vorsehung gedeutet wurde. Auch Staatssekretär Trevelyan ging davon aus, daß die Hungersnot den Iren von Gott auferlegt worden sei, und daß man sich in diese Angelegenheit nicht allzu sehr einmischen solle. Geflütert werden die Iren, so Trevelyan Auffassung, nachdem sie durchs finstere Tal gegangen sind, ihre schlechten Gewohnheiten ablegen.

Nicht selten war in der politischen Öffentlichkeit die Überzeugung zu finden, daß die Kartoffelfäule eine glückliche Heimsuchung war, die Irland ein notwendiges Maß an Leid zufügte, und es dadurch zu einem höheren Organisationsgrad in sozialer und moralischer Hinsicht gelangen werde. In Großbritannien dominierte die Ansicht, daß Irland durch das erfahrene Leid ein vorteilhafteres gesellschaftliches Gefüge und eine bessere Moral erhalten werde bzw. habe; zwei Faktoren werden damit in engste Verbindung gebracht: Der freie Verkauf (die Aufgabe) von Land und die massenhafte Emigration. Die Botschaft ist unmißverständlich: Millionen mußten sterben

bzw. emigrieren nur um dem „Fortschritt“ Platz zu machen. Die Periode nach der Hungerkatastrophe wird als eine des gesellschaftlichen Fortschritts nach einer Phase gesellschaftlicher Reinigung interpretiert. Es war die rassistische Ideologie einer Kolonialmacht angewandt auf das unmittelbar verfügbare Kolonialland! Noch vor der Verbreitung des eigentlichen Sozialdarwinismus wurde am Exempel des irischen Volkes in einer arroganten imperialen Haltung die Position einer Auswahl der Geeigneteren oder Besseren vertreten. Bis zu rassistischen Anschauungen des 20. Jh.s war es somit nicht mehr allzu weit. Die Einmaligkeit des Judenmordes der Nationalsozialisten ist unbestritten; aber der europäische Kolonialismus und Rassismus trug mehr als einmal in der modernen Geschichte genozidale Züge.

Dominierte in Irland bis zur Hungersnot die selbstbewußte Politik O'Connells der Landreform, so überwog in der Folge in den 1850er und 1860er Jahren eine defensive lokalistische Politik, die von Grundbesitzern, Großbauern und der katholischen Kirche bestimmt wurde. Auf der anderen Seite kam es auch zu einer Radikalisierung in Stadt und Land als Antwort auf die gescheiterte Politik der Regierung Russell.

The Fenians in Context von R. V. Comerford ist die kaum veränderte Paperbackausgabe einer bereits 1985 veröffentlichten Studie. *Comerford* nutzt die Neuauflage, um in der Einleitung einige neuere Arbeiten zum Themenkomplex vorzustellen. Das Buch bleibt nach wie vor eine für die Phase der irischen Geschichte der mittleren Jahre des Viktorianismus, des Zeitraums von 1848 bis 1882, bedeutende Studie, die die Fenier im politischen

und sozialen Kontext ihrer Zeit betrachtet.

Das Werk setzt ein mit der Hungersnot der vierziger Jahre, die der großangelegten politischen Kampagne unter der Führung von O'Connell zur Auflösung der Union mit Großbritannien ein Ende setzte. Die Hungersnot bedeutete auch das Ende für O'Connells Politik.

Im Gegensatz zum O'Connell'schen Legalismus kam es nach seinem Tod (1847) zum deutlichen Hervortreten einer militanten Tendenz. Unter der Federführung von John Mitchel wurde im Februar 1848 die Zeitung *United Irishman* ins Leben gerufen. In Anlehnung an die *United Irishmen*, einer vom Geist der Französischen Revolution beflügelten Nationalbewegung katholischer und protestantischer Iren gegen Ende des 18. Jh.s., wurde der Name gewählt, und die Namenswahl signalisierte eine programmatische Ausrichtung: Die *United Irishmen* hatten im Laufe der neunziger Jahre des zurückliegenden Jahrhunderts eine Radikalisierung vollzogen. Ihr Weg ging von der Reform zur Politik des Aufstandes und der Revolution.

Aus dem Umfeld des *Young Ireland* stammten die Gründer der *Irish Republican Brotherhood* bzw. der Fenier. Sie kannten sich aus der Zeit des gescheiterten Aufstandsversuchs des Jahres 1848. Damals, als die Throne Europas ins Wanken gerieten, kam es auch zu einem Aufstand der *Young Irishmen* in Irland. Hier war die Bourgeoisie wie die Großgrundbesitzer 1848 überwiegend protestantisch, und die Nationalbewegung erschien eher als ein Produkt der katholischen Militanz; eine im Zeichen des Liberalismus agierende Bourgeoisie als machtvolleres Element – wie in den Revolutionen der europäi-

schen Länder – fehlte. Fast 20 Jahre sollten vergehen, bis es 1867 zu einem erneuten Aufstand in Irland kam. Diesmal unter der Führung der Fenier.

Fianna (Krieger) ist ein Begriff aus der irischen Sagenwelt. Fianna inspirierte auch die Namensgebung einer Organisation, die 1859 in New York ins Leben gerufen wurde: die *Fenian Brotherhood*. Vorausgegangen war dem die Gründung der *Irish Republican Brotherhood* (IRB) am 17. März 1858 durch James Stephens in Dublin. Die beiden geheimen und eidgebundenen Schwesterorganisationen beabsichtigten, für eine irische Republik mit allen Mitteln einzutreten, d. h. auch mit Gewalt. Die Bezeichnung IRB war vor der endgültigen Namenswahl quasi auch der Arbeitstitel in den USA. Die irischen IRB-Mitglieder wurden häufig als Fenians bezeichnet. In beiden Organisationen kam es vielfach zu Spaltungen.

Die Gründung dieser Organisation war das Startsignal für die Bildung diverser konspirativer Gesellschaften beiderseits des Atlantik, deren Ziel die Schaffung der irischen Unabhängigkeit mit militärischen Mitteln war. Die irische Organisation breitete sich in den ersten Jahren in ganz Irland aus und hatte wahrscheinlich 1862 160 Gruppen. Frühe Zentren der Bewegung waren neben Dublin Cork und die Grafschaften Leinster und Munster. Die Fenier rekrutierten sich aus den Handwerkern, Angestellten und Kaufleuten der Städte, aber auch aus Landarbeitern und Pächtern. Männer der ersten Stunde waren der zeitweise allmächtige Stephens und Thomas Clarke Luby und auf der amerikanischen Seite John O'Mahoney, als führendes Mitglied der Fenier, und Michael Doheny. Ein in der Anfangsphase rekrutiertes Mit-

glied, John Devoy, sollte später ein herausragender Führer der irischen Unabhängigkeitsbewegung werden.

Den Organisationen in Nordamerika oblag vor allem die Bereitstellung finanzieller Mittel – eine Tradition, die heute noch von der NORAIID (*Irish Northern Aid Committee*) zur Unterstützung der IRA fortgesetzt wird. Aber nach Beendigung des amerikanischen Bürgerkrieges erhielten die Fenier in Irland Verstärkung durch irischstämmige, mittlerweile arbeitslos gewordene amerikanische Offiziere. Die Gründung der IRB geschah in Anlehnung an Geheimgesellschaften wie der französischen *Société des familles* und Mazzinis „Junges Italien“ – mit abgeschotteten Zirkeln. Die Internationalität der Bewegung – für die sich die Bezeichnung Fenier durchsetzte – wurde durch die Verbindung Irland – Nordamerika ermöglicht.

Als Prämisse der Bewegung galt die Überzeugung, daß eine erfolgreiche irische Revolution nur dann möglich sein werde, wenn die britischen Machthaber durch einen internationalen Krieg in Bedrängnis gebracht würden. Dieser Gesichtspunkt wurde durch eine fehlgeschlagene Rebellion eines Teils der irischen Fenier im Jahr 1867 untermauert. Die Fenier versuchten daher, Allianzen mit den USA, Frankreich, Spanien, Rußland und Deutschland zu schaffen. In Australien, Südafrika und Großbritannien bestanden vergleichbare Organisationen.

Nach 1867 entstand unter neuer Führung eine neue Organisation in Irland, die formell den Namen IRB annahm. Nun existierte ein *supreme council* (oberster Rat) und eine dreiköpfige Exekutive mit einer *presidency* (Präsidentschaft), die bis 1924 existierten, dem Jahr in dem sich die Fenier/

IRB vermutlich auflösten. Mitte und Ende der 1860er Jahre war eine Hochzeit des Feniertums mit vielen tausend Anhängern in Irland und unter den Iren in Großbritannien, der dann ein Rückgang auf wenige Tausende folgte. Die Mehrheitsmeinung des irischen Nationalismus tendierte zur Unterstützung rier parlamentarisch orientierten Politiker wie Charles Stewart Parnell. Nichtsdestotrotz fanden die Fenier Gefolgschaft, und tote oder gefangene Männer der Bewegung wurden von der irischen Bevölkerung wie Helden verehrt. Viele der Führer der IRB folgten Parnell nach 1867 in die parlamentarische Politik, die sie zumindest phasenweise unterstützten. Auch in den letzten Jahren des 19. Jh.s fand Parnells *Irish National League* die Unterstützung etlicher Fenier. Seit den achtziger Jahren kam es zu einer verstärkten Infiltration nationalistischer irischer Organisationen seitens der Militanten.

Während des Ersten Weltkriegs brach der parlamentarisch orientierte irische Nationalismus zusammen, die *Irish Parliamentary Party* mußte radikaleren Kräften weichen. Diese Kräfte, die Anspruch auf die Führung der nationalen Bewegung erhoben, benutzten die IRB als eines ihrer wichtigsten Mittel.

Über die IRB wurde der Aufstand 1916 eingefädelt, der Wahlerfolg der *Sinn Féin* vom Dezember 1918 vorbereitet und die Mehrheit im *Dáil Éireann* für den Englisch-Irischen Vertrag des Jahres 1921 gesichert.

Der Autor von *Birth of a Republic*, *Eion Neeson*, ist ein mittlerweile pensionierter Journalist (Printmedien und TV) von außerordentlicher Vielschichtigkeit. Zu seinen Büchern gehören historische Werke über den Bürgerkrieg 1922/23 in Irland, über Michael Col-

lins, eine Geschichte der irischen Forstwirtschaft, Bücher über keltische Mythologie, ein Vergleich von japanischer und irischer Kultur, diverse historische Romane, Thriller, Radio- und TV-Spiele.

Schwerpunkt der Darstellung von *Birth of a Republic* sind die entscheidenden Jahre zu Beginn des 20. Jh.s – der Zeitraum von 1910 bis 1923. Aber bereits in den letzten Jahren des 18. Jahrhunderts legten die *United Irishmen* den Grundstein für die Durchsetzung der irischen Republik, indem sie den separatistischen Nationalismus und Republikanismus an ihre Fahne hefteten. *Neeson* stellt dem zentralen Teil seines Buches einen kurzen Rückblick über wichtige Grundzüge und Ereignisse seit 1600 voran. *Neesons* Buch hat einen umfangreichen Anhang und Anmerkungsteil; im Anhang sind verschiedene Dokumente aus dem Zeitraum 1913 bis 1922 abgedruckt (u.a. die Proklamation der Republik 1916, die *Sinn Féin*-Verfassung von 1917, die Unabhängigkeitserklärung). *Birth of a Republic* stützt sich auf die Forschungsergebnisse eines breiten Spektrums irischer Historiker.

Auch wenn *Neesons* Buch von keinem Fachhistoriker geschrieben wurde, hätte es eine sorgfältig recherchierte Arbeit über den irischen Nationalismus und seine Ansätze, einen unabhängigen Staat zu begründen, werden können.

Leider wird bei einer genaueren Überprüfung deutlich, daß *Neesons* Angaben nicht immer zuverlässig sind. Beispielsweise schreibt (S. 4), daß die IRB 1856 gegründet wurde. Auf S. 47 geht er davon aus, daß 1854 gleichzeitig in Irland und den USA die IRB, die Organisation trug diesen Namen offiziell erst seit 1873, gegründet wurde. Nach seinen Angaben war die Fenian-

Bewegung eine weitere, zusätzliche irisch-amerikanische Organisation – sozusagen eine übernationale Konkurrenzorganisation. Der Leser wird durch solche widersprüchlichen, möglicherweise aus unterschiedlichen Publikationen übernommenen Angaben nur verwirrt. Tatsächlich wurden die Bezeichnungen Fenier und IRB, die sowohl für *Irish Republican Brotherhood* als auch für *Irish Revolutionary Brotherhood* stand, Jahre später synonym für ein und dieselbe Bewegung benutzt; die US-amerikanische *Fenian Brotherhood* und die irische IRB als das Herz der Bewegung waren Schwesterorganisationen. Das Gründungsdatum der Bewegung liegt am Ende der fünfziger Jahre des 19. Jh.s: Es ist der 17. März 1858. Ein Blick in den oben besprochenen Band von *Comerford* oder den bei der Oxford University Press erschienen Band 5 der *New History of Ireland* – das maßgebliche Kapitel stammt ebenfalls von *Comerford* – hätte *Neeson* zumindest in dieser Frage davor bewahrt, Konfusion zu stiften.

Die politische Erfahrung der wenig beachteten „Basis“ Irlands während der aufrehrerischen Zeit von 1913 bis 1921 steht im Mittelpunkt eines wiederaufgelegten Bandes von *David Fitzpatrick*. *Politics and Irish Life* war vor mehr als 20 Jahren eine Pionierarbeit, bot es doch zu diesem Zeitpunkt einen einzigartigen Überblick, eine umfassende Untersuchung der politischen Entwicklung einer einzelnen Grafschaft eingebettet in den sozialen Kontext. Um so begrüßenswerter ist es, daß nun – *Fitzpatrick* hat mittlerweile einige (wenige) Nachfolger gefunden wie *Peter Harts* Studie über Cork – eine erschwingliche Paperbackausgabe vorgelegt worden ist. *Fitzpatrick* konzentrierte sich auf

County Clare; Clare ist typisch irisch, im Westen gelegen, war von „rückständigen“ Bauern bewohnt und hatte den (zu Beginn des 20. Jh.s) höchsten Anteil an Katholiken (98 Prozent). Der Anteil der Personen, die in der Lage waren Irisch zu sprechen, war außerordentlich hoch: Er lag bei einem Drittel. Die Heiratsrate war ungewöhnlich niedrig und die Emigrationsrate ungewöhnlich hoch.

Fitzpatrick wollte wissen, wie aus einer überwiegend ländlichen Bevölkerung, die zufrieden, ruhig, friedlich, ja resigniert schien, revolutionäre Scharen wurden. Verstehen läßt sich das nur vor dem zeitlichen Horizont des Übergangs der *Home Rule*-Bewegung, deren Zusammenbruch einerseits von den Aufständischen des Jahres 1916 und andererseits von den Politikern in Westminster mit ihrer Repressionspolitik nach dem Aufstand verursacht wurde, zur Politik des Aufstands, die zum umstrittenen Vertrag von 1921 führte.

Fitzpatrick untersuchte die politische Erfahrung verschiedener Gruppen der irischen Bevölkerung. Er analysiert zum Beispiel den sozialen Hintergrund der den Polizeidienst aufnehmenden Personen ebenso wie die Entlassungen und Austritte aus dem irischen Polizeidienst. Neben den in einem Dienstverhältnis zur Krone stehenden Polizisten und Soldaten sind es die Protestanten und Unionisten, die Anhänger einer *Home Rule*-Lösung, die *Sinn Féin*-Anhänger, die Revolutionäre und die Organisatoren von Arbeitern und Bauern die im Blickpunkt des Buches stehen.

Bis 1918 schien es so, daß nach dem Zusammenbruch der *Home Rule*-Bewegung kaum eine radikale Alternative auf breiter Basis entstehen könne. Die Frage der *Home Rule*, also die Su-

che nach einem autonomen irischen Parlament, das Großbritannien untergeordnet ist, dominierte die Politik der irischen Nationalisten von 1874 bis 1916. Nach dem Osteraufstand von 1916 war diese Politik ebenso am Ende wie die sie betreibende *Parliamentary Party* – beide wurden zerstört durch den Aufstieg der *Sinn Féin*-Partei. Zuerst wurde dennoch vieles in den alten Bahnen fortgeführt, und eine wirklich nationale Bedeutung schien *Sinn Féin* als Exponent des radikalen Nationalismus noch nicht zu haben. Das änderte sich zwischen 1918 und 1921, als die zunehmende britische Repression zu einer rapiden Abnahme des Interesses am alten politischen System führte. Es formierte sich eine teilweise als Gegenmacht agierende Vielzahl politischer Gruppen, die in manchen Fällen auch im Untergrund arbeiteten.

Den dramatischen Durchbruch erzielte *Sinn Féin* nahezu landesweit in der *general election* von 1918 mit 485.105 Stimmen (73 Sitze), während die alte *Irish Party* mit 237.393 Stimmen nur sechs Sitze erhielt. Erst wenn man zu den Stimmen der gemäßigten Nationalisten, der für *Home Rule* eintretenden *Irish Party*, noch die der Unionisten hinzuzählt, ergibt sich eine Mehrheit gegenüber den Republikanern von 557.435 Stimmen. Zugespitzt formuliert lautete seit 1918 die Alternative: Unabhängige Republik oder Regierung durch das Parlament Großbritanniens.

Die Analyse der irischen Erfahrungen durch *Fitzpatrick* zeigt die Mannigfaltigkeit im Geflecht der verschiedenen sozialen Gruppen. Allerdings läßt sich bis 1918 kaum ein Wechsel zu radikalem Verhalten – auch nicht unter veränderten Umständen – erkennen. Die *Home Rule*-Bewegung, die bis

1916 auch in Clare vorherrschte, war offen für Ire aller sozialen Schichten; sie war das große Dach des irischen Nationalismus gewesen. *Fitzpatrick* untersucht detailliert bis in die Strukturen, Mitgliederzahlen, Geschichte der diversen politischen und sozialen Organisationen wie *United Irish League*, *Ancient Order of Hibernians*, *Gaelic League*, *Labour societies* etc. In den wichtigsten Städten Clares konnte die Irish Party, die der organisatorischen Vielfalt politischen Ausdruck verlieh, die Kontrolle über die lokale Politik bis 1920 behalten. Aber Mitte 1920 konnte Sinn Féin auch in Clare in jedem *County Council* und *District Council* ihre Leute durchsetzen. Eine wichtige Frage *Fitzpatricks* ist die nach dem Umgang der siegreichen Republikaner mit den verschiedenen und oft widerstreitenden Traditionen mit agrarischen, industriell-handwerklichen oder religiösen Anliegen, die eine politische Verkörperung suchten. Anfangs offenbarte die sich nach 1916 über Irland ausbreitende Massenbewegung wenige Zeichen revolutionärer Planung oder stilistischer Neuerung. Der neue Slogan lautete dann *Selfdetermination* statt *Home Rule*: Der neuen Bewegung ging es darum, daß die Ire aufhören sollten, der britischen Regierung zu trauen, da sie während des Krieges zum alten Modell des Zwangs und der Ausbeutung zurückgekehrt war. Die *Irish Parliamentary Party* galt mit ihrem Ruf nach *Home Rule* als zu enger Wegbegleiter der Briten. Nach 1916 wurden die sozialen und politischen Organisationen Irlands allmählich auf den Kopf gestellt. *Fitzpatrick* zeigt wie *Sinn Féin* die *Irish Parliamentary Party* als Sprachrohr der irischen Bestrebungen und Erwartungen ersetzte. *Sinn Féin* wurde zum Auffangbecken der Enttäuschten und

der Enttäuschten und der Unzufriedenen; aber *Sinn Féin* wuchs eher als ein Abbild der alten Organisationen, denn als Organisation des radikalen Bruchs. *Fitzpatrick* geht davon aus, daß der organisatorische und institutionelle Traditionalismus für die neue Bewegung eine äußerst wichtige Bedeutung hatte, daß es nur zu einem geringen Grad eine Bereitschaft gab, mit neuen institutionellen Formen zu experimentieren: „Most Irish revolutionaries, like their opponents and victims, never escaped their roots. Through all the muddle and confusion of that ardent epoch a pattern may be discerned. The revolutionary muddle was nothing but the familiar muddle of Irish life – with all its evils, injustices, absurdities, palliatives and delights – expressed in a new language“ (S. 235). Also nur der alte Wein in neuen Schläuchen? Wie ist aber Veränderung möglich, wenn kaum Veränderung im Detail festgestellt wird (bzw. vorliegt)? Ein eher konservatives Moment kommt auch in der Tatsache zum Ausdruck, daß *Sinn Féin* um so stärker war, je ländlicher die Region war. Das zeigen *Fitzpatricks* Zahlen – für das überwiegend agrarische Clare gilt das ebenfalls: Der Anteil von *Sinn-Féin*-Mitgliedern war (1919) überproportional hoch. Den Eindruck eines eher konservativen, auf Sicherung der Tradition bedachten Verhaltens macht auch die Übernahme der britischen Institutionen sichtbar.

Aber es gab auch neue Entwicklungen und neue Ansätze: Sozialer Protest kam vor allem aus den Reihen der wachsenden Arbeiterbewegung. *Fitzpatricks* Zahlen für die ITGWU (*Irish Transport and General Workers Union*) zeigen für das gesamte Irland wie auch für Clare, daß sich diese Gewerkschaft auf dem Weg von einer kleinen Orga-

nisation städtischer Militanter zu einer Massenorganisation befand – ähnlich wie die republikanischen Verbände. Die Republikaner machten sich den sozialen Protest, Forderungen nach höheren Löhnen, Land etc., solange zu eigen, wie er der nationalen Sache zu dienen schien. Sobald aber der soziale Protest die einflußreichen irischen Kreise bedrohte, ließen auch die Republikaner die Rhetorik sozialer Kritik fallen. Forderungen nach einer neuen Ordnung wurden zur Seite gedrängt. Die *Irish Farmers Union* in ihrer eher konservativen Ausrichtung agierte als eine einflußreiche Lobby in der Politik und kann in Hinblick auf Fragen der Sozialordnung als die vielleicht typischere Organisation angesehen werden.

Keine Person in der ersten Reihe des irischen Unabhängigkeitskampfes – in den oben genannten Büchern von *Neeson* und *Fitzpatrick* kommt er z. B. nicht vor – war Harry Boland. Ein zentraler Bestandteil des Films von Neil Jordan über Michael Collins war die Rivalität von Boland und Collins um die Liebe von Kitty Kiernan. Bekannt wurde Boland vor allem als Freund und Kampfgefährte von Collins, aber auch als dessen späterer Widersacher.

Jim Maher hat eine nahezu 300 Seiten starke Biographie geschrieben, die erstmals Boland einen Platz im Mittelpunkt des Geschehens einräumt – ihn quasi dem Schatten Collins entreißt. *Mahers* streckenweise tagesgenaue Lebensbeschreibung stützt sich auf eine breitangelegte Archivforschung (darunter die de Valera Papers, Tagebücher von Boland, de Valera u.a., Bolands Briefe), die Auswertung diverser Zeitungen und Zeitschriften und 21 Interviews (einige davon mit Verwandten Bolands, die auch Dokumente wie private Papiere aus dem Familienbesitz

zur Verfügung stellten). Entstanden ist dabei nicht nur eine Biographie, sondern ein Stück Zeitgeschichte, eine Geschichte des irischen Unabhängigkeitskampfes und des Konfliktes im Lager der Republikaner in seiner wichtigsten Phase.

Boland lebte für die Befreiung der Iren vom britischen Joch. Er tat es wie einige seiner Vorfahren; sein Vater war beispielsweise in verschiedenen Führungspositionen der IRB. Harry Boland nahm als Mitglied der IRB am Aufstand 1916 und wurde verhaftet. Nach seiner Freilassung aus dem Gefängnis war er Sekretär von *Sinn Féin*.

Er beteiligte sich maßgeblich an der Kampagne, für die irischen Gefangenen in Großbritannien einen politischen Status durchzusetzen, reorganisierte gemeinsam mit Collins die IRB und beteiligte sich aktiv am Aufbau der *Volunteers*; außerdem war er an der Befreiungsaktion von Éamon de Valera aus dem Lincoln-Gefängnis beteiligt.

Boland war während des Unabhängigkeitskrieges von 1919 bis 1921 im Auftrag de Valeras als spezieller Abgesandter bei der US-amerikanischen Regierung tätig.

Das letzte Drittel des Buches beschäftigt sich mit den letzten Monaten im Leben Bolands, dem ersten Teil des Jahres 1922. Boland starb am 1. August 1922 – drei Wochen vor seinem Freund Collins, wie dieser durch eine Kugel. Zuvor war es aber zu einem politischen Zerwürfnis der beiden gekommen, daß die Tragik klassischer Mythen enthält. Boland hatte sich gegen den Vertrag vom 6. Dezember 1921, der Irland zum Freistaat innerhalb des Commonwealth machte und Nordirland abtrennte, gewandt; er argumentierte dagegen in den Treffen des *Dáil Éireann* (des irischen Parla-

ments) und der *Sinn Féin*-Exekutive. Trotz des politischen Bruches mit Collins, der als Unterhändler der Londoner Friedenskonferenz von 1921 und als Regierungschef den „Teilungsvertrag“ Irlands mitzuverantworten hatte, versuchte Boland den Bürgerkrieg, der zwischen den ehemaligen Waffenbrüdern auszubrechen drohte, zu verhindern.

Boland nahm an einem Friedenskomitee, einer *Sinn Féin*-Diskussionsrunde, teil, das Gegner und Befürworter des Vertrags zusammenbrachte und dem Dáil Bericht erstattete. Er gilt als Architekt des Collins-de Valera-Paktes, der auch eine Koalitionsregierung der Republikaner beider Richtungen nach der Wahl vom Juni 1922 vorsah. *Ma-her* geht den Verhandlungen und Verlautbarungen diese Zeitraums sehr akribisch nach und gibt für diese Phase des inneririschen Konfliktes eine lezenswerte und genaue Darstellung. So erfahren wir, daß sich Boland, trotz aller Bemühungen für Einheit und Frieden im Mai 1922 bewußt war, daß es zum Krieg kommen werde. Die Wahlen vom 16. Juni brachten einen Sieg der Vertrags-Befürworter. Auch Labour hatte mit der Durchsetzung von 17 seiner 18 Kandidaten einen beachtenswerten Erfolg. Als die provisorische Regierung die *Four Courts-Garnison*, der die Briten das Attentat auf den Feldmarschall Henry Wilson in London zur Last legten, angreifen ließ, stellte sich Boland auf die Seite der oppositionellen Republikaner. Boland und Collins, die einstigen Kampfgefährten, fanden sich nun als Feinde wieder und wurden bald darauf Opfer des verabscheuten Bruderkrieges – und nicht der britischen Truppen. Boland schrieb am 22. Juni, dem verhängnisvollen Tag des Attentats auf Wilson, an

Joe McGarrity in den USA noch von seiner Zerrissenheit: „There are many in Ireland who believe that we must continue the fight at once, against England – others, there are who think that we must face the fact, i. e., that the people have repudiated our policy and consequently we should quit and give a free chance to the others to work out the Treaty. I am rent and torn between these two ideas and have not made up my mind as to which is best for Ireland, although I am inclined towards the war policy and will please God, be alongside any group who may take the bold and manly way“ (S. 221). Die Ereignisse ließen Boland keine Wahl, und in einem Brief vom 13. Juli an McGarrity verurteilt er Collins und seine ehemaligen Kampfgefährten: „Can you understand the mentality of men who are prepared to carry Ireland into the Empire over the bodies of Republicans“ (S. 234).

IRA: Langer Weg zum Frieden fñhlt den Leser bis in die erste Hñlfte des Jahres 1998, den Zeitraum der Vereinbarung des Friedensabkommens. *Neumann* legt laut Verlagsangaben die erste Monographie über die IRA in deutscher Sprache vor. Das zeigt, wie schlecht hier recherchiert wurde. *Neumanns* Literaturliste bringt diesen Sachverhalt gleichermaßen zum Ausdruck: Er ignoriert nicht nur eine Reihe deutschsprachiger Publikationen zum Thema – nein, deutschsprachige Publikationen zum Thema existieren für den politikwissenschaftlich vorgebildeten Journalisten *Neumann* überhaupt nicht. *Neumann* ist nach eigener Einschätzung – wenn man das geflissentliche Übersehen älterer Untersuchungen zum Thema so deuten darf – offenbar der Erste der sich in Deutschland qualifiziert zum Thema äußert. Weit gefehlt:

Neumanns Buch ist keineswegs die erste Monographie zum Thema. Mindestens zwei Bücher liegen bereits seit mehr als zehn Jahren vor.² Nun könnte es ja sein, daß *Neumann* diese Bücher nicht zur Kenntnis nehmen wollte, da sie einen nicht mehr so ganz aktuellen Stand der Entwicklung reflektieren. Unter den in seiner Literaturliste genannten Titeln tauchen allerdings englischsprachige Publikationen auf, die aus den siebziger und achtziger Jahren stammen. Man könnte daher vermuten, daß *Neumann* die republikanerfreundliche Tendenz der älteren deutschsprachigen Bücher nicht behagte und er sie kurzerhand ausließ. Zweifelsohne kommt Sympathie für die Sache der Republikaner bzw. der Linken in beiden oben erwähnten Publikationen zum Ausdruck; frei von politischer Einschätzung und Ausrichtung ist *Neumanns* Buch allerdings auch nicht.

Unbefriedigend ist *Neumanns* Resümee. Er erklärt, daß die Geschichte der Republikaner (also der IRA) die Geschichte einer Bewegung sei, „die immer nur auf das Scheitern der vorangegangenen Generation antwortete, deren Isolation symptomatisch wurde für einen Konflikt, in dem das Vermächtnis der Toten mehr zu zählen schien als das der Lebenden“ (S. 123).

Nun gut, vom Alp der Tradition aller Geschlechter, der auf den Gehirnen lastet, mußte bereits Karl Marx zu berichten.³

Neumann möchte offenbar diesen Druck beseitigt wissen: Die Republikaner sollen sich der Katastrophen ihrer Geschichte entledigen. Aber *Neumanns* Schlußabschnitt unter der Überschrift „Zukunft“ zählt gerade 27 Zeilen – mehr hat er über die Zukunft der Republikaner Nordirlands nicht zu berichten! Der Autor hätte die Vergan-

genheit vielleicht etwas ernster nehmen sollen, dann hätte er auch mehr über die Zukunft sagen können. *Neumann* offenbart nämlich im Schlußteil eine gehörige Portion Naivität: Den schwarzen Peter haben in seiner Darstellung allemal die Terroristen der IRA, die nach seiner Meinung nicht zwischen nordirischen Protestanten und London unterscheiden können. *Neumann* ist offensichtlich der Auffassung, daß die britische Politik eine der Deeskalation sei. Aber er tut gerade so, als gebe es keine *Geschichte* der militärischen Präsenz Großbritanniens in Irland. Ein relativ beliebiges Beispiel aus dieser Herrschaftsgeschichte sei Stelle zitiert: Über den massiven Truppeneinsatz gegen die irische Bewegung des Daniel O'Connell, der für die Auflösung der Union mit Großbritannien eintrat, berichtet *Jürgen Elvert*: „Bereits im Februar 1844 standen auf irischem Boden mehr britische Truppen als in ganz Indien, das Land selbst wurde, wie es in einer Rede im Unterhaus hieß, 'nicht mit Liebe, sondern durch Furcht, nicht durch das Vertrauen der Bevölkerung in die Wirksamkeit der Gesetze und der Verfassung, sondern durch den Einsatz bewaffneter Männer in befestigten Lagern' regiert.“⁴

Völlig richtig ist, daß der angeblich „militärische“ d. h. in der Realität individual-terroristische Weg der IRA eine Sackgasse ist. Er ist heute zum Scheitern verurteilt und steht der politischen Auseinandersetzung im Weg. Moralische und politische Argumente sprechen gegen ihn. Nicht aber unbedingt die historische Erfahrung der militanten Republikaner. In ihren Augen bewirkte der militärische Kampf (d. h. der individuelle Terror) einiges. Die Schaffung der Republik Irland ist auch ein Ergebnis von individuellem Terror,

wie Michael Collins erfolgreich zeigte, der bereit war, auch mit den entsprechenden Mitteln (der Abteilung der „zwölf Apostel“) gegen einen effizienten Unterdrückungsapparat aus Militär, Polizei und Geheimdienst vorzugehen. Seit den Tagen Michael Collins' gab es politische Erfolge für die Iren. Die Ironie der Geschichte ist, daß nach Jahrhunderten der Niederlage im 20. Jh., seitdem die katholischen Iren individuellen Terror anwenden, Siege möglich sind. Zweifellos haben andere Faktoren ebenfalls ihren Teil dazu beigetragen.

Den Republikanern nun aber vorzuwerfen, daß sie die Ewiggestrigen seien, ist angesichts einer jahrhundertelangen Geschichte der Unterdrückung zumindest etwas zynisch.

Wie sehr das Vermächtnis der Toten die Lebenden steuert, offenbaren doch auf das Eindringlichste die alljährlichen Märsche der protestantischen Orden, allen voran des Oranier-Ordens, die regelmäßig in Erinnerung an den Sieg der Truppen des protestantischen Königs Wilhelm von Oranien über die Kontingente des dem Katholizismus zugeneigten Jakob II. in der Schlacht am Boyne 1690 durch katholische Wohngebiete zu marschieren versuchen. Die Geschichte setzt sich in den Handlungen der heute Lebenden fort – ob es Katholiken oder Protestanten sind. Damit läßt es sich nicht einfach fertigwerden – sozusagen mit einem großen Schlußstrich. Die IRA meint ihre historischen Lehren gezogen zu haben, wie die Haltung in der Frage der Abgabe der Waffen im Rahmen der Friedensverhandlungen erst jüngst zeigte. Waffenbesitz signalisiert politische Kontrolle oder zumindest ihre Möglichkeit – es sind die Erfahrungen jahrhundertelanger brutaler Unterdrückung der Katholiken, die Opfer einer

religiös und rassistisch (als Kelten) begründeten Apartheidpolitik waren.

Wenn Katholiken und Protestanten in diesem Prozeß zum Frieden, der mittlerweile wiederum ins Stocken gekommen ist, vorankommen wollen, bedarf es in erster Linie eines Ernstnehmens dieser „gemeinsamen“ Geschichte. Jede weitere Bombe und jeder weitere Marsch vermeidet diese Ernstnehmen. Katholiken und Protestanten müssen sich ihrer Geschichte gemeinsam stellen; sie müssen einen Geschichtsdialog führen. Das schließt ein: eine historische Kommission, die gezielte Erforschung einzelner Bereiche und größerer Zusammenhänge der irischen Geschichte, wissenschaftliche Kongresse, Magazine und Serien in Tageszeitungen und Zeitschriften, die Nutzung visueller Medien und Veränderungen im Schulsystem, in Unterricht und Lehrbüchern.

Daß Geschichte politischen Zielen dienlich war und Gewalt legitimieren half, bedeutet doch nicht, daß Geschichtsarbeit nicht in einem friedensstiftenden Prozeß „volkspädagogisch“ eingesetzt werden sollte und alte Muster überwinden helfen kann. Beispiele der Bedeutung der Geschichtswissenschaft im Rahmen der Normalisierung der Beziehungen zwischen Israelis und Palästinensern haben *Henning Niederhoff* und *Jan Kuhlmann* gegeben.⁵

Sie beschreiben die Aufgabe der Geschichtswissenschaft als außerordentlich groß: „Ihr kommt im Friedensprozeß eine zentrale Rolle zu, denn einen wirklichen Frieden zwischen Palästinensern und Israelis kann es nur geben, wenn beide Seiten bereit sind, das historische Leid des jeweils anderen anzuerkennen und die eigene historische Verantwortung auf sich zu nehmen.“ Dazu gehört freilich auch ein

Einüben in Distanz und Kritik zur jeweils eigenen und zur gemeinsamen Geschichte und damit ein Stück an Verlust der nationalen Identität.

Aber Aufklärung und Deeskalation haben eben auch kaum Chancen auf Dauer, wenn Opfer und Leid der Vergangenheit dem Müllhaufen der Geschichte überlassen werden. Auch wenn der Fall anders gelagert ist: Die mangelhafte Aufarbeitung der nationalsozialistischen Vergangenheit in der Nachkriegszeit sollte deutschen Beobachtern der irischen Konfliktlage ein warnendes Beispiel sein. Eine Gesellschaft wie die irische mit traumatisierenden Ereignissen wie der großen Hungersnot, „rassistischer“ Ideologie und Erfahrungen von Eroberung, Kolonialisierung, Krieg und sozialer Entwurzelung oder Deklassierung bedarf der Behandlung und nicht des Schlußstrichs.

Neumanns Auslassung seiner deutschsprachigen Vorgänger habe ich bereits oben erwähnt. Auch was die historischen Wurzeln des Konfliktes und des Republikanismus betrifft, läßt diese Monographie zu wünschen übrig: Sie ist zu knapp. Der interessierte Leser muß – will er sich kundig machen – auf englischsprachige Publikationen zurückgreifen. Einige dieser Bücher werden in der leider ebenfalls etwas schmal ausgefallenen Literaturliste genannt. Die IRA entstand immerhin in den Auseinandersetzungen mit der britischen Regierung aus den *Irish Volunteers* während des Ersten Weltkriegs; die *Sinn Féin* wurde bereits zu Beginn des 20. Jh.s von Arthur Griffith ins Leben gerufen. Aus der Vielzahl der Publikationen zu den historischen Ereignissen rund um die Entstehungspha-

se nennt *Neumanns* Literaturliste keine einzige Monographie! Mit diesem Buch ist höchstens eine Vorstudie zu einer Geschichte des irischen Republikanismus im 20. Jh. vorgelegt worden. In der deutschen Geschichtswissenschaft hat sich dieser Aufgabe meines Wissens noch niemand gestellt.

- 1 C. Ó Grádá, *The Great Irish Famine*, Basingstoke/London 1989; Ch. Kinealy, *This Great Calamity. The Irish Famine 1845–1852*, Dublin 1994; J. Mokyr, *Why Ireland Starved. A Quantitative and Analytical History of the Irish Economy 1800–1850*, London 1983; C. Woodham-Smith, *The Great Hunger. Ireland 1845–1849*, London 1962.
- 2 D. Schulze-Marmeling, *Nordirland. Republikanismus und Sozialismus in Nordirland. Theorie und Praxis in der nordirischen Krise*, Frankfurt a. M. 1986 und ausführlicher (darin auch Neumann übertreffend) ders./R. Sot-schek, *Der lange Krieg. Macht und Menschen in Nordirland*, Göttingen 1989.
- 3 K. Marx, *Der achtzehnte Brumaire des Louis Bonaparte*, Berlin 1974, S. 15.
- 4 J. Elvert, *Geschichte Irlands*, München 1993, S. 348 f.
- 5 H. Niederhoff/J. Kuhlmann, *Historische Barrieren. Ohne Aufarbeitung der gemeinsamen Geschichte ist wirklicher Frieden im Nahen Osten nicht möglich*, in: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, Nr. 14 v. 18. Januar 2000, S. 13. Palästinensische und israelische Akademiker diskutieren seit etwa zwei Jahren über Fragen wie Zionismus, Postzionismus, die palästinensische Nationalbewegung und den ersten arabisch-israelischen Krieg. Mittlerweile gibt es Projekte zu verschiedenen Bereichen z. B. zur Untersuchung der jeweils verwendeten Schulbücher und der darin vermittelten Feindbilder.

Buchbesprechungen

Jahrbuch für europäische Geschichte hrsg. von Heinz Duchhardt, Band 1/2000, Oldenbourg Verlag, München 2000, 238 S.

Mit diesem Jahrbuch schafft sich das Institut für Europäische Geschichte in Mainz sein Hausperiodikum und will zugleich den (im weiteren Sinne) historischen Fachdiskurs stabilisieren, der das Projekt der europäischen Einigung kritisch begleitet, und jene Züge (auch und gerade vor 1945!) herausarbeiten, „die bei aller nationalen und regionalen Vielfalten dem alten Kontinent doch etwas einheitslich-geschlossenes verleihen“, wie der Herausgeber im Geleitwort schreibt.

Die Geschichte des Mainzer Instituts, das nach dem Zweiten Weltkrieg der Gruppe vor allem katholisch inspirierter Historiker institutionellen Rückhalt gab, die eine Überwindung des Nationalismus durch die Idee der Einheit des Abendlandes und eine deutsch-französische Annäherung suchten, legte nahe, solch ein Vorhaben in Angriff zu nehmen. Ob die Lücke, die dieses Jahrbuch schließt, wirklich so groß ist wie *Duchhardts* Resümee des Europadenkens nahelegt (S. 1-16), wird sich erst noch erweisen müssen.

Die Abhandlungen sind diesmal dem Schwerpunkt „Bilanz des 20. Jahrhunderts“ gewidmet und erörtern Triebkräfte der europäischen Integration (*W. Loth*), den Nationalismus (*H.-G. Haupt*), die Ablösung der Demokratien durch faschistische und autoritäre

Regime im zweiten Drittel des 20. Jh.s (*H. Mommsen*), Sicherheitskonzepte im Wandel (*C. Gasteyger*), die Rolle politischer Rituale in demokratischen und autoritären Regimen (*H.-U. Thamer*) sowie europäische Zyklen der ökonomischen Entwicklung zwischen 1900 und 1995 (*H. van der Wee*). Kulturgeschichtliche Fragestellungen bringt *W. Reinhard* mit einem Resümee seines großen inzwischen erschienen Panoramas der Verfassungsgeschichte Europas ein.

Eine zweite Rubrik bietet anstelle von Buchbesprechungen Forschungsberichte, in diesem Band zu den Jubiläen des Westfälischen Friedens (*J. Arndt*) und der Revolution von 1848 (*D. Hein*). Am Ende steht eine Auswahlbibliographie (S. 189-238) zum Europa-Schrifttum aus den Jahren 1998/99, das noch einmal die gesamte Problematik der Etablierung eines solchen neuen Fachgebietes aufzeigt. Zweifellos ist die ausführliche Literaturliste von erheblichem Nutzen für Standorte mit schlecht ausgestatteten Bibliotheken oder für Studienanfänger, aber eine überzeugende Wissensordnung für die neu zu etablierende Europageschichte ist mit diesem Kompromiß zwischen traditioneller Bibliothekseinteilung und aktuellen Forschungsrichtungen wohl noch nicht gewonnen.

Der gleichfalls abgedruckte Bericht über das universitäre EuropaInstitut in Basel signalisiert schließlich einen sehr praktischen Vorzug des Jahrbuchs, in dem die Möglichkeit zu Kooperationen

durch Informationen über die Institutionalisierung der neuen Europageschichte gegeben wird.

Matthias Middell

John K. Walton, Chartism, Routledge, London/New York 1999 (Lancaster Pamphlets), 86 S.

Der einführende Charakter zeichnet die vor allem für fortgeschrittene Schüler und Studenten konzipierten „Lancaster Pamphlets“ aus, und das gilt auch für den Band von *John K. Walton* über den Chartismus, der die wesentlichen Fragen dieser nicht nur politischen Bewegung behandelt. *Walton*, der über die Sozialgeschichte von Lancashire publizierte und zwei weitere Bände in den „Lancaster“-Reihe (Disraeli, Zweite Wahlrechtsreform) verfaßte, gibt einen knappen problemorientierten Überblick. Er untersucht die ökonomischen, rechtlichen und politischen Ziele der Chartisten, analysiert Muster und Differenzen der regionalen und lokalen Unterstützung für den Chartismus, diskutiert aber auch die Gründe für den Niedergang der Bewegung.

Dabei wertet *Walton* den Chartismus weniger als reaktiv, sondern stärker von seiner eigenen Kapazität her – als eine Bewegung zu einem Zeitpunkt größter revolutionärer Möglichkeiten (den Jahren der Petitionen an das Unterhaus: 1839, 1842 und möglicherweise auch 1848) in der englischen bzw. britischen Geschichte zwischen 1640 und der Zeit nach dem Ersten Weltkrieg. Zwar entstand der Chartismus aus Unzufriedenheit über die 1832er Wahlrechtsreform und erhielt Auftrieb in den dreißiger und vierziger Jahren mit ihren wirtschaftlichen Depressio-

nen, sozialen Ungerechtigkeiten und Krisen, aber er stützte sich auf radikale Traditionen, Kulturen und Prinzipien; sein Einfluß war nicht automatisch in den Gebieten stärkerer wirtschaftlicher Erschütterung größer. *Walton* stellt die wichtigsten Ergebnisse der Chartismusforschung vor, die einer der bedeutendsten Forschungsbereiche des „linguistic turn“ (*Gareth Stedman Jones, N. Kirk*) ausmacht. Der Verf. weist aber auch auf Gegenbeispiele hin, die einen Gegentrend zu biographischer Forschung (*James Epstein* über Feargus O'Connor, *Joel Wiener* über William Lovett) markieren. *Walton* betont zu Recht, daß durch die (zeitweilige) Konzentration auf Sprache und Sozialstruktur der Blick auf die den Chartismus prägenden Persönlichkeiten nicht verstellt werden sollte.

Keineswegs hatte der Chartismus nur politische Ziele (die sechs berühmten Punkte: Männerwahlrecht ab 21 Jahre, geheime und jährlich stattfindende Wahlen, Vereinheitlichung der Wahlkreise, Aufhebung der Eigentumsqualifikation [Zensus] für passives Wahlrecht und Ersatz durch 100 Unterschriften für Kandidaten, Jahresgehalt für Abgeordnete), sondern er war auch eine soziale Bewegung. Die Kampagne gegen das *New Poor Law* von 1834, das als Symbol des Scheiterns der Wahlrechtsreform von 1832 verstanden wurde, brachte den Chartisten ebenso Zulauf wie die Unzufriedenheit mit der *Factory Reform* von 1833, die Forderung nach dem Zehn-Stunden-Arbeitstag und Proteste gegen Arbeitsbedingungen. Die strikte Trennung zwischen einer *physical* und einer *moral force party* hält *Walton* für eine weitestgehend künstliche. Die Forderung nach gewaltsamen Maßnahmen und nach Aufstand hätte demnach

mehr mit einer rhetorischen Strategie der überzeugten Chartisten als mit einer echten Absicht zu tun.

Waltons Fazit ist nicht das Scheitern des Chartismus, der keines seiner sechs Ziele und damit die Demokratisierung der Verfassung erreicht hatte, sondern es ist die unbeantwortete Frage nach dem Ausmaß des Erfolgs dieser politisch-sozialen Bewegung – ohne den Chartismus hätte es die rechtlichen und steuerlichen Zugeständnisse der britischen Regierung in den 1840er Jahren kaum gegeben.

Roland Ludwig

Julia Franke, Paris – eine neue Heimat? Jüdische Emigranten aus Deutschland 1933–1939 (Zeitschichtliche Forschungen 5), Duncker & Humblot, Berlin 2000.

Jeder weiß, daß zwischen 1933 und 1939 eine nicht näher gekennzeichnete Gruppe deutscher Juden die französische Grenze überschritt und nach einem mehr oder weniger langen Aufenthalt nach einem weiter entfernten Exilland weiterzog. Das Buch von *Julia Franke*, das auf der beispielhaften Auswertung zahlreicher Quellen beruht, vermittelt zum ersten Mal statistisch und demographisch exakte Kenntnisse über diese für die deutsch-französischen Beziehungen im 20. Jh. entscheidende soziale Gruppe. Frankreich war das dritt wichtigste Zielland für Flüchtlinge, die schon kurz nach 1933 „unpolitische Juden“ sein konnten. Ihre Aufnahme erweist sich als ein vorzüglicher Gegenstand der Akkulturationsforschung. Die Autorin, die ihr Buch als Sozialgeschichte der Emigration versteht, hat in einer Datenbank 1369 Personen erfaßt, die zwischen

1933 und 1939 mindestens ein Jahr als passiv-politische Emigranten in Paris gelebt haben. Interviews wurden in vielen Fällen durchgeführt, so daß die statistische Grundlage mit einer tieferen Einsicht in die Erlebniswelt der Einzelnen ergänzt wird. Das Tagebuch Ernst Feders, des Chronisten der Pariser Emigration, wird beispielsweise für die Aufdeckung der erlebten Akkulturationsmechanismen besonders berücksichtigt.

Das Buch untersucht die geographische wie die berufliche Herkunft der Flüchtlinge im Pariser Raum und ihre subjektive Entscheidung zu emigrieren. Dabei ergibt sich, daß die meisten Emigranten aus Berlin kamen und daß die wirtschaftliche Diskriminierung in ihrem Entscheidungsprozeß als entscheidender Faktor empfunden wurde. Den Frauen, die sich durch Ehe oder gar Scheinehe einen leichteren Einstieg in die französische Gesellschaft verschaffen konnten, fiel die sprachliche Umstellung leichter. Die keineswegs immer mittellosen Emigranten bevorzugten bestimmte Pariser Viertel, etwa die Champs Elysées oder die Umgebung der Place de la République. Wer sich in der Provinz etablieren wollte, stieß dort zwar auf größere anfängliche Schwierigkeiten, fand aber wohl auch bessere Chancen einer gelungenen Akkulturation.

Die Autorin zeigt die unterschiedlichen Situationen, die mit einer mikrologisch zu definierenden Chronologie der Verwaltungsmaßnahmen zusammenhängen. Die meist befristeten Arbeitsgenehmigungen wurden je nach dem Zeitpunkt mehr oder weniger freigiebig verteilt. Während die Ärzte die allergrößten Schwierigkeiten hatten und nach anderen Ländern weiter ziehen mußten, wenn sie praktizieren

wollten, und die Wissenschaftler nicht verbeamtet werden konnten, durften die Maler und bildenden Künstler ihrer Tätigkeit unter besten Voraussetzungen nachgehen. Verfehlte Unternehmungen wie die landwirtschaftlichen Siedlungspläne, die etwa das zionistische Siedlungsmodell auf Frankreich angewandt hätten, werden genau beschrieben.

Die Emigranten hatten innerhalb der Pariser Welt ihre Treffpunkte, ihre Cafés, wo man nur deutsch gesprochen hat, ihre Vereine wie die religiöse „Association des émigrés israélites d'Allemagne en France“, die schon im April 1933 gegründet wurde. Die Ostjuden aus Polen und Rußland bildeten unter den jüdischen Emigranten eine Gruppe für sich, die gerade in der ersten Emigrationswelle besonders stark vertreten war.

Für die deutschen Juden, die an der Résistance teilgenommen hatten, galt später eine uneingeschränkte Aufnahme in die französische Gesellschaft. Der Einschnitt des Krieges relativierte übrigens auch den Unterschied zwischen politischen und unpolitischen Emigranten. Auch Gegner des Zionismus mußten nach dem Krieg ihre Beziehung zum Judentum korrigieren.

Julia Franke versucht die Einstellung der Deutschjuden zu Deutschland, ihre komplizierte Haßliebe zu messen. In den dreißiger Jahren führen Juden, die nach Frankreich emigriert waren, besuchsweise nach Deutschland zurück. Nur die Hellsichtigsten rechneten schon 1933 mit einer jahrelangen Herrschaft Hitlers. Die Diskrepanz zwischen dem Bild des liberalen Frankreich und den Schikanen im Alltag, denen sie ausgesetzt waren, war für die Emigranten eine zusätzliche bittere Erfahrung. Einzelne Hinweise, etwa

darauf, daß die armen Emigranten den Hilfsorganisationen und nicht den französischen Behörden auf der Tasche lagen, zeigen, daß die Autorin nicht immer frei von Legitimationskategorien argumentiert. Wenn man über Identitätsprobleme reflektiert, ist es schwierig, an allen Stellen den nötigen Abstand zu wahren. Dissonanzreaktionen, die retrospektive Einstellung zur eigenen Entscheidung, sind auch schwer zu objektivieren. Allerdings ist die Autorin in diesem für alte Historiker oder Literaturwissenschaftler, die mit diesem Abschnitt der Zeitgeschichte zu tun haben, unentbehrlichen Buch soweit auf den Weg der demographisch exakten Analyse gegangen, wie es die Quellen zuließen. Insgesamt haben wir es also mit einem künftigen Standardwerk der Emigrationsforschung zu tun.

Michel Espagne

Günther Heydemann, Eckhard Jesse (Hrsg.), Diktaturvergleich als Herausforderung. Theorie und Praxis, Duncker und Humblot, Berlin 1998, 332 S.

Der vorliegende Sammelband geht auf ein Symposium von Historikern und Politikern zu Fragen des Diktaturvergleichs und der Totalitarismustheorie zurück, das die Herausgeber 1997 in Leipzig ausrichteten. Mit diesem Band beabsichtigen sie, „eine Brücke“ zwischen Theorie und Praxis des Diktaturvergleichs zu schlagen.

Einleitend stellen sie die Bedeutung des Diktaturvergleichs mit dem Hinweis auf die weit verbreitete Wiederbelebung des Totalitarismusbegriffs nicht nur in der deutschen, sondern z.B. auch in der osteuropäischen Forschung und

Öffentlichkeit seit dem Ende der kommunistischen Diktaturen anhand zahlreicher Beispiele aus den 1990er Jahren heraus und bieten eine kurze Zusammenfassung der einzelnen Beiträge. Die Darstellung weist dabei sprachliche Mängel auf („Die konkreten Vergleichsergebnisse...widerlegen damit von vornherein, daß diktaturvergleichende Forschungen keineswegs zu undifferenzierten oder gar einseitigen Ergebnissen bzw. Bewertungen führen müssen...“, S.20), die herauszustellen die Rezensentin für Haarspalterei hielt, erschienen sie ihr nicht symptomatisch für eine gewisse Oberflächlichkeit, die sich auch an anderen Stellen zeigt.

Unter den hier in der Reihenfolge des Bandes vorgestellten Beiträgen finden sich Zusammenfassungen von Spezialstudien, kurze Aufsätze, die eher den Charakter von Forschungsanregungen tragen, aber auch Beispiele für den Versuch, große Zusammenhänge in einem Entwurf zu beleuchten.

Eckhard Jesse argumentiert in seinem Beitrag „1917-1933-1945-1989: Das 20. Jahrhundert als Zeitalter des Totalitarismus“ für die im Titel genannte Charakterisierung des 20. Jh.s. Dazu grenzt er zuerst die Merkmale totalitärer Herrschaft gegen quasi-totalitäre Elemente in vormodernen Systemen ab, faßt in einem zweiten Schritt entlang der genannten Schlüsseljahre Eckpunkte aus der Geschichte totalitärer Systeme zusammen und kommt zu dem Ergebnis, der Kommunismus „dürfte ... weitaus geschichtsmächtiger gewesen sein als der Nationalsozialismus, was sich auch in dem zählbaren Mythos vom Antifaschismus zeigt“ (S. 38).

Daß die Frage nach der Charakterisierung eines Jahrhunderts und nach den historischen Wirkungen

den historischen Wirkungen des Kommunismus politisch bedeutsam ist, ist evident. Für eine wissenschaftliche Auseinandersetzung entscheidende Fragen stellt *Jesse* jedoch nicht. So wendet er sich explizit gegen die Auffassung von Klaus Tenfelde, 1914 im Sinne des Beginns einer Modernitätskrise könne als historisch wichtigere Zäsur als das Jahr 1917 betrachtet und von einer „Einheit der Epoche...1914-1990“ gesprochen werden. Für eine Auseinandersetzung mit diesem Interpretationskonzept müßte *Jesse* jedoch auch andere Ebenen als die politische Ereignisgeschichte heranziehen und z.B. die Beziehung zwischen totalitärer Herrschaft und „Modernitätskrise“ thematisieren.

Markus Huttner („Totalitarismus und säkulare Religionen – Die Anfänge der Totalitarismuskritik in England“) macht auf eine wenig beachtete Tradition des Begriffs aufmerksam: seine Verwendung auf publizistisch-politischer Ebene in England seit den dreißiger Jahren. *Huttners* besonderes Interesse gilt dabei dem seinerzeit einflußreichen Journalisten und Deutschlandkenner Frederick A. Voigt. Dieser charakterisierte in dem Ende der 1930er Jahre mehrfach aufgelegten und übersetzten Werk „Unto Cæsar“ Nationalsozialismus und Bolschewismus als zwei Erscheinungsformen „säkularer Religionen“ – unabhängig von seinem österreichischen Zeitgenossen Voegelin, dem dieses Konzept üblicherweise zugeschrieben wird.

Huttner faßt die Analyse Voigts zusammen, streicht weitsichtige Einsichten heraus und charakterisiert die zugrundeliegende christliche Anthropologie. Dabei versteht er es, Hintergrundinformationen und Detailuntersuchung so miteinander zu verbinden,

daß dem Leser nicht nur ein interessantes Stück Ideengeschichte (vom Einfluß Karl Barths auf einen Autor wie Voigt bis zu Voigts Einfluß auf Autoren wie Alfred Cobban oder George Orwell) nahegebracht wird, sondern auch größere historische Zusammenhänge, wie die Frage nach dem Einfluß des publizistisch verbreiteten Diktaturvergleichs auf die politischen Eliten, aufleuchten. Schließlich bietet dieser Beitrag auch durch seine sprachliche Qualität angenehme Lektüre (was der wissenschaftlichen Aufbereitung des Textes mit sehr umfassenden und hilfreich kommentierten Fußnoten keineswegs Abbruch tut).

Achim Siegel geht in seinem Beitrag „Diktaturvergleich und Totalitarismustheorie – Zur Weiterentwicklung des Totalitarismuskonzepts von Carl Joachim Friedrich“ der Kritik nach, Friedrich behaupte willkürlich eine Wesensgleichheit von Nationalsozialismus und Kommunismus, ohne wissenschaftliche Kriterien für die Auswahl der Merkmale, die ein politisches System als totalitär qualifizieren. *Siegel* zeigt dagegen, daß bei Friedrich zumindest implizit ein solches Kriterium zu finden ist, die Merkmale nämlich funktional bestimmt werden. Somit bleibe Friedrichs Ansatz eine geeignete Basis für den Diktaturvergleich. Allerdings ist die Schlußfolgerung, daß totalitäre Systeme endogen stabil wären, weniger überzeugend, und der folgende Versuch, den Zusammenbruch der Sowjetunion aus letztlich externen Faktoren zu erklären, wirkt konstruiert und steht potentiell auch in Widerspruch zu empirischen Studien des Bandes (siehe den Beitrag von Werner).

Lothar Fritze vertritt in seinem Beitrag „Herrschaft und Konsens – Über Stabilitätsbedingungen von Weltan-

schauungsdiktaturen“) am Beispiel von NS und DDR die These, daß die Stabilität von Diktaturen nicht nur auf Terror beruht, sondern auch auf dem Versprechen, Defizite der Moderne hinsichtlich der Befriedigung anthropologisch universaler Bedürfnisse, z.B. nach Sicherheit und Gewißheit, nach Gruppenzugehörigkeit usw. zu befriedigen. So interessant die zugrundeliegende Frage ist, so wenig ergiebig erscheinen Fritzes Ausführungen im Sinne einer wissenschaftlichen Suche nach möglichen Antworten. Literatur wird eher sporadisch und zum Zwecke der Illustration herangezogen, auf auch für die DDR vorliegende Forschungen und Thesen zu den – sicherlich komplexeren – Ursachen der Stabilität der Diktatur wird kaum eingegangen, Quellen werden erstannlich unkritisch behandelt (so wird z.B. eine Äußerung Heiner Müllers von 1984 über die Überzeugungs- und Mobilisierungskraft der Ideologie in den fünfziger Jahren als authentisches und verallgemeinerbares Zeugnis behandelt, ohne auf die Person Heiner Müllers, seine Situation in den fünfziger und achtziger Jahren, den Kontext der Äußerung und die Möglichkeit von Rückprojektion und Selbststilisierung einzugehen). Auch die Erklärungskraft von *anthropologischen Universalien* wird nicht kritisch diskutiert. Es wäre sicher ein spannendes (und schwieriges) Unterfangen, die Rolle der genannten Bedürfnisse und Versprechungen als Projektionen in der Vorstellungswelt historischer Akteure zu untersuchen. Die hier pauschal vertretene These läuft jedoch eher Gefahr, selbst retrospektiven Konstruktionen und Klischees zu unterliegen.

Klaus-Dieter Müller argumentiert in seinem Beitrag „Handlungsbedingun-

gen von Systemgegnern. Widerstand in den totalitären Diktaturen des 20. Jahrhunderts“, daß beim Vergleich von Widerstand in Diktaturen die Phasen Herrschaftsübernahme, Herrschaftssicherung, voll funktionierende Herrschaft sowie Auflösung/Ablösung der Herrschaft als Handlungsbedingungen zu beachten sind und spezifiziert diese Phasen für den Nationalsozialismus, die Sowjetunion und die DDR. Allerdings, so Müller weiter, konnten die Rahmenbedingungen auch in den nach dieser Unterscheidung gleichen Phasen sehr unterschiedlich sein, z.B. sind Widerstand in NS und DDR unter der jeweils „voll funktionierenden Herrschaft“ kaum sinnvoll vergleichbar wegen des Krieges.

Damit hört er eigentlich genau dort auf, wo die Suche nach dem postulierten „Modell für Widerstandsvergleich“ Konturen annehmen könnte. Er zeigt ja selbst, daß allein die Stabilität der Herrschaftsverhältnisse als Parameter nicht ausreicht. Modellhafte Verallgemeinerungen über Bedingungen, die Widerstand in Diktaturen mehr oder weniger wahrscheinlich machen, würden sicherlich noch andere Faktoren, wie z.B. wirtschaftliche Situation, Geschichte und Tradition u.a. berücksichtigen müssen.

Rainer Eckert („Vorläufer der parlamentarischen Demokratie? Widerstand und Opposition im Dritten Reich und der DDR“) bietet nach einem ebenso skeptischen wie allgemeinen (die Kritik wird kaum im Konkreten dingfest gemacht) Resümee des Forschungsstandes zum Widerstand im Dritten Reich und in der DDR einen Überblick über offene Fragen und Themen. Besonders die wechselseitige Abhängigkeit zwischen Repression und Formen des Widerstandes stelle eine

Forschungslücke dar, für die sich die vergleichende Analyse als furchtbar erweisen könnte.

Wolfgang-Uwe Friedrich („Kaderpolitik als totalitäres Herrschaftsinstrument – das Nomenklatursystem in der DDR“) informiert in einem recht kursorischen Abriss über Herkunft, Struktur und (Nicht-) Entwicklung (auch bescheidene Reformversuche konnten nicht nachhaltig wirksam werden) des Nomenklatursystems in der DDR. Seine These, daß durch dieses politische Treue letztlich stets über fachliche Qualifikation gestellt und damit eine dysfunktionale Bürokratie geschaffen wurde, ist sicherlich plausibel. Da jedoch Friedrichs Umgang mit Quellen fragwürdig ist (retrospektive Erinnerungen und normative Quellen werden als direkter Ausdruck der Realität behandelt) und er nicht zu konkreteren, Komplexität Raum gebenden Fragestellungen fortschreitet, können seine Ausführungen vor allem als Aufforderung zur empirischen Prüfung verstanden werden.

Steffen Kailitz („Anregung oder Ärgernis? ‚Hitlers willige Vollstrecker‘ aus totalitarismustheoretischer Sicht“) geht von der Beobachtung aus, daß Daniel Goldhagen vor allem von Historikern kritisiert, von Politologen jedoch prämiert wurde. Er verbindet nun seine ausführliche Kritik der methodischen und theoretischen Schwächen der Thesen Goldhagens mit einer kenntnisreichen und systematischen Einordnung dieser in den weiteren Kontext der Genozidforschung. Anregungen für die Forschung, so das Ergebnis, könnten weniger in Goldhagens Thesen selbst, sondern vielmehr im Aufgreifen und Verbinden verschiedener, auch älterer theoretischer Ansätze (z.B. der Krimi-

nologie der sechziger Jahre) zu finden sein.

Günter Heydemann („Integraler und sektoraler Vergleich – zur Methodologie der empirischen Diktaturforschung“) typisiert auf wenigen Seiten unterschiedliche Formen des Diktaturvergleichs. Inter- (z.B. DDR-BRD) und intrastrukturelle (ČSSR-DDR, NS-Kommunismus) Vergleiche werden einerseits, integrale (Gesellschaft insgesamt) und sektorale Fragestellungen andererseits unterschieden und in ihrer Bedeutung füreinander (der integrale Vergleich bietet z.B. den Rahmen für den sektoralen) charakterisiert. Tiefergehende methodologische Fragen werden jedoch nicht angesprochen.

Im folgenden werden vier Beispiele intrastruktureller, sektoraler Vergleiche vorgestellt.

Thomas Schaarschmidt („Vom völkischen Mythos zum „sozialistischen Patriotismus“) zeigt am Beispiel der „Sächsische[n] Regionalkulturpflege im Dritten Reich und in der SBZ/DDR“ Grenzen der Durchsetzung totalitärer Herrschaftsansprüche. Während die einschlägigen Vereine im Dritten Reich unter einem NS-Dachverband fortlebten, wurden sie in der SBZ aufgelöst. Der Vergleich unterstreicht das Paradoxon: die Vereinsmitglieder konnten die radikalere organisatorische Veränderung in der SBZ/DDR zu – staatlich unerwünschten – Freiräumen ummünzen, indem sie daraufhin inhaltlich und personell die entsprechenden Abteilungen des Kulturbundes dominierten.

Christopher Beckmann („Zweierlei Gleichschaltung. Die Durchsetzung des Machtanspruchs von NSDAP und SED auf kommunaler Ebene“) untersucht für den sächsischen Landkreis Grimma, wie sowohl NSDAP als auch SED

bei der Etablierung ihrer Herrschaft taktisch vorgehen, auf lokale Kräfteverhältnisse vorerst Rücksicht nehmen und ihren Machtanspruch z.T. indirekt, wie durch die „Taktik des zweiten Mannes“, durchsetzen. Eine tiefergehende Analyse seiner interessanten Beobachtungen bleibt der Autor an dieser Stelle schuldig. Dies mag dem begrenzten Raum zuzuschreiben sein, allerdings auch der konzeptionellen Beschränkung, daß die Gesellschaft, um deren grenzensetzende Wirkung es dem Autor erklärtermaßen geht, besonders in dem Teil zur SBZ/DDR zu wenig in den Blick genommen wird.

Georg Wilhelm stellt die Haltung der Leipziger Pfarrerschaft zu den jeweils neuen Machthabern nach 1933 und 1945 dar. Lokalstudie und Vergleich geraten hier jedoch mangels reflektierter Fragestellung und Methodik zur bloßen Illustration hinlänglich bekannter Thesen. Da sehr ausführlichen Zitaten Raum gegeben wird, kann dies nicht allein der Kürze des Beitrags zugeschrieben werden. Dabei liegen die interessanten Möglichkeiten des Ansatzes auf der Hand, gerade durch die lokale Begrenzung und die zeitliche Nähe der zu vergleichenden Diktaturen könnte z.B. untersucht werden, wie sich die Haltung zur einen Diktatur bei den gleichen Personen auf die Haltung zur zweiten auswirkte usw.

Oliver Werner untersucht am Beispiel eines Leipziger Schwermaschinenbaubetriebes das Handeln von Betriebsleitungen in zweierlei Diktaturen. Dieses ist der einzige der Vergleiche, der systematisch durch Gegenüberstellung erfolgt. *Werner* analysiert Strategien von Betriebsleitungen, betriebliche Eigeninteressen auch gegen staatlichen Vorgaben durchzusetzen anhand der Außenbeziehungen, der

Personalpolitik, und der betrieblichen Sozialpolitik. In einer komplexen, in der Diskussion der Literatur und in methodischen Begründungen schlüssigen und souveränen Darstellung führt er vor, wie diese Strategien einerseits für die Produktion unerlässlich waren, aber andererseits das Wirtschaftssystem insgesamt zunehmend lähmten.

Augenfällig ist an den empirischen Fallstudien, daß die ertragreicheren unter ihnen sich alle mit Fragen der Grenzen totalitärer Herrschaft befassen – ein Aspekt, der im Theorierteil keine Erwähnung findet. So wird der von den Herausgebern angestrebte Brückenschlag zwischen Theorie und Praxis hinsichtlich der Konzeption des Bandes kaum erreicht, in einzelnen Beiträgen ist er jedoch gelungen.

Elena Demke

Karl-Heinz Ladeur, Negative Freiheitsrechte und gesellschaftliche Selbstorganisation. Die Erzeugung von Sozialkapital durch Institutionen (Einheit der Gesellschaftswissenschaften Bd. 114), J. C. B. Mohr (P. Siebeck), Tübingen 2000, XIX, 349 S.

Der letzte Satz dieses sozialwissenschaftlichen Werkes aus juristischer Feder lautet: „...die Institutionen des klassischen Liberalismus (haben) ein Modell entwickelt, zu dem ein Äquivalent gefunden werden muß.“ Dabei geht es um die Paradoxie der Produktion einer kollektiven Ordnung, die nicht das bewußte Produkt der Gesellschaft ist, wie an anderer Stelle gesagt ist. Diese Notwendigkeit ergibt sich für den Autor nicht nur, weil er die Beobachtung der durch die gesellschaftliche Selbstorganisation geschaffenen Zwän-

ge für notwendig hält, sondern auch weil das durch Selbstorganisation geschaffene Sozialkapital in Netzwerke mündet, die allgemein von Nutzen sind, ohne staatliche Intervention oder Grenzbestimmung gegenüber ihrem freien Belieben. Damit ist schon angedeutet, wofür hohen theoretischen Anspruch das Werk verfolgt. Es tritt daher unter den Arbeiten eines Juristen, der zugleich in Gebieten des besonderen Verwaltungsrechts vielfach ausgewiesen ist, besonders hervor. Zudem mag es praktisch-dogmatische Konsequenzen im Recht haben, selbst wenn die engeren Fachkollegen es zunächst kaum wahrnehmen – wofür vieles spricht.

Ausgehend von einem systemtheoretischen Ansatz sucht die Schrift fruchtbar zu machen für eine andere Zeit, was aus dem Zeitalter des liberalen Verfassungsrechts und seiner Theorie verloren zu gehen droht: eine Rekonstruktion nämlich der Gesellschaft als tragfähiges Substrat menschlicher Ordnung aus ihrer eigenen regenerativen Kraft und dies auch in den Milieus der Massengesellschaft unserer Tage; sie muß diese Kraft aus der Vielfalt gewinnen, in die sie zerfällt. In Unternehmen kristallisiert dieses Phänomen aus, weil sie auch Sozialkapital produzieren, dessen Allokation nicht ihnen allein zuzuordnen, sondern für die Gesellschaft insgesamt von Bedeutung ist.

Um das und mehr abzuschreiten, dafür gliedert die Schrift in drei Hauptteile, nämlich einem ersten zur Rekonstruktion der liberalen Theorie der wirtschaftlichen Grundrechte, einem weiteren zu wirtschaftlichen Freiheitsrechten und der Gesellschaft der Organisationen sowie einem letzten zu sozialen Risiken, sozialen Rechten und dem Paradigma der Prozeduralisierung,

um die Institutionen des liberalen Rechtsstaates und des Sozialstaates zu verknüpfen, wie es insoweit hier im Untertitel heißt.

Nach einer Einleitung kommt Teil 1 zunächst zu begrifflichen Vorüberlegungen, die an die juristische Konstruktion von „negativen Freiheitsrechten“ anknüpfen und den Begriff des Subjekts und die Veränderung der kognitiven Basis der Gesellschaft erörtern. Das führt in der Theoriegeschichte zu Hobbes und Locke, einerseits zu einer am Staatszweck orientierten Sicht, andererseits zu einer Orientierung an der Gesellschaft, die als zweckfreie Organisation erscheint. Darauf wird Adam Smith herangezogen, um die phänomenologische Betrachtung der Gesellschaft als unbestimmte Größe wie der Individuen in Selbst- und Fremdbeobachtung fortzusetzen. Die kontinentale Tradition tritt als Kontrapunkt auf, von dem aus „Staatswissenschaft“ statt „Gesellschaftswissenschaft“ möglich erscheint. Konkretisiert findet sich das bei Rousseau in der Umschaffung des Subjekts durch den allgemeinen Willen sowie bei Condorcet mit der Gründung der politischen Herrschaft in der Wissenschaft. Dies schließt ab mit einem Blick auf den mechanistischen Liberalismus des 19. Jh.s. Dann sucht die Schrift aus der negativen Freiheit eine neue Sicht des „öffentlichen Gerechtigkeitsdiskurses“ zu gewinnen und diese Freiheit als Ausgangspunkt von Ungewißheit und Kooperation darzustellen sowie von da aus eine Brücke zur Selbstorganisation zu schlagen. Erst darauf tritt der Staat zusammen mit dem Postulat positiver Freiheit auf. Das erfordert zunächst einen Rückbezug auf die negative Freiheit im Sinne des institutionellen Denkens im frühen

Liberalismus, sodann sind negative und positive Rechte als prozeß- und zustandsbezogene Positionen zu erörtern und schließlich kommt die Schrift hier zu neuen – auch gruppenbezogenen – Freiheitsrechten und zur sozialen Seite der Theorie staatlicher „Steuerung“. Das nächste Kapitel verbindet die rechtliche Betrachtung mit der ökonomischen Theorie und mündet – nach einer Auseinandersetzung vor allem mit Habermas – in einem pragmatischen Modell der Verknüpfung von individueller Freiheit und Demokratie.

Teil 2 widmet sich der Gesellschaft – heute mehr und mehr der Gesellschaften – von der Vertragstheorie zur Lehre vom Unternehmen und den produktiven Funktionen des Eigentums sowie bis hin zum Unternehmen als Ort der Wissenserzeugung, dem öffentlichen Interesse daran sowie der konsequenten Kooperation zwischen Staat und Wirtschaft und der Überwindung von Selbstblockaden in Märkten. Das führt dann auch zum Phänomen der Wissensnetzwerke zur Bewältigung von Risiken und dabei zur Netzwerkorganisation und der hierzu erforderlichen Steuerungsleistung des Rechts, was überleitet in eine Rechtstheorie der Gesellschaft der Organisationen, in die Gewährleistung der Lernfähigkeit wie in das Risiko „abergläubischen Lernens“ dort und der Selbstbeobachtung dank staatlichen Rechts, worauf zum Abschluß ein Blick auf die Finanzmärkte geworfen wird.

Teil 3 widmet sich vor allem sozialen Risiken und ihrer Bewältigung durch soziale Rechte sowie einer Prozeduralisierung als Paradigma. Hier findet man nicht nur viele Beobachtungen im Detail, etwa die schleichende „Entzivilisierung“ nicht nur im Bildungssystem, sondern auch einen

grundlegenden Versuch, den Rechts- und den Sozialstaat neu zu vermitteln, indem nicht nur die neuen Formen der Aggregation des Wissens, sondern auch die soziale Seite der Selbstorganisation und der Netzwerke zum Tragen kommt. Ohne daß ein zu optimistisches Konstrukt dabei entsteht, ergibt sich doch die Perspektive, die in der einer gestützten Selbstorganisation dank des Respekts vor den negativen Freiheitsrechten liegt und die positive Freiheit nicht wohlfeil macht, wo sie doch nur in sehr begrenztem Rahmen sozial gestützt zu haben ist, etwa in der Garantie des Existenzminimums.

Insgesamt liegt mit der Schrift eine Untersuchung vor, die weiterführt und sich zu lesen lohnt. Dabei kommt es der Schrift vor allem darauf an, die negativen Freiheitsrechte nicht als Anknüpfungspunkte staatlicher Grenzen ihrer Ausübung, sondern als Ausgangspunkt einer Verknüpfung freier – nicht fremdbestimmter – Ziele des Individuums und der Selbsterzeugung gesellschaftlicher Ordnung wie auch der Selbsteränderung der beteiligten Individuen zu zeigen. Damit will die Untersuchung zugleich gegen die Diskurstheorien von Habermas gewissermaßen ein autopoetisches Modell entwerfen, das gegenüber einem abstrakten Gemeinwillen, einem Staat oder sonst einer autoritativen Außenperspektive in Selbstorganisation sich verhält, deshalb sich selbst trägt und keineswegs einer ständig wachsenden Präsenz oder gar Intervention aus „öffentlichem“ Interesse bedarf. Habermas sieht *Ladueur* in der etatistisch-autoritären Tradition der Linken, sich selbst in der sozialliberalen Überlieferung der transatlantischen aufgeklärten angelsächsisch-schottischen Theorie. Dabei ist der Ausgangspunkt auch, daß Moralität ein

soziales, nicht ein hoheitliches Phänomen ist, mithin nicht aus einem Diskurs um das öffentliche Interesse, sondern aus sozialer Kommunikation primär hervorgeht. Damit befindet sich die Schrift in den Bahnen der Traditionen der politischen Philosophie und der Ethik. Diesen Weg vollzieht sie in einer steten Rezeption der diffizilen Terminologien der gegenwärtigen Diskussion. Dennoch kennt sie ihre Wurzeln und zeigt ihren Ort auf. Letztlich will sie zeigen, daß eine Privatgesellschaft den Individuen ermöglicht in einer Änderung ihrer Subjektivität im Sinne einer „Selbsteränderung“ sich zu verhalten und sich selbst so mit der Selbsttranszendierung der auf Unbestimmtheit eingestellten Gesellschaft zu „verschleifen“. Das zeige in einem Perspektivenwechsel, wonach die Erzeugung von Sozialkapital als positive Externalität des privaten Handelns erscheine, nicht primär als Hervorbringung einer auf die öffentliche Ordnung bezogenen Zivilgesellschaft oder eines institutionalisierten öffentlichen Diskurses. Daher hat der Staat sich an den Privaten zu orientieren und haben sich die Privaten nicht auf den Staat und die wenigen Räume, die er läßt, einzustimmen. Trotz des damit vielleicht deutlichen, oft recht hohen Abstraktionsgrades der Sprache wie der gedanklichen Durchführung vermittelt die Schrift ihre Botschaft und verdient eine weiterführende Rezeption in der Debatte. Für die juristische Doktrin zeigt sie, welche große Bedeutung negative Freiheitsrechte haben, wenn man nicht nur einen Teil dessen, was sich mit ihnen verbindet, im Auge behält, sondern gleichsam aufs Ganze geht.

Helmut Goerlich

Verzeichnis der Autorinnen und Autoren

Elena Demke, Referentin beim Berliner Landesbeauftragten für die Stasi-Unterlagen

Michel Espagne, Directeur de recherches, C.N.R.S., Paris

Eva Göbel, Universität Leipzig, Sonderforschungsbereich 417

Helmut Goerlich, Prof. Dr., Universität Leipzig, Juristenfakultät

Roland Ludwig, M.A., Maintal

Matthias Middell, Dr. phil., Universität Leipzig, Zentrum für Höhere Studien

Caitlin E. Murdock, Graduate Student, Stanford University, Department of History

Rolf Petri, Dr. habil., Martin-Luther-Universität Halle, Institut für Geschichte

Manuel Schramm, Universität Leipzig, Sonderforschungsbereich 417

Hannes Siegrist, Prof. Dr., Universität Leipzig, Institut für Kulturwissenschaften

Uwe Spiekermann, Dr. phil., Universität Göttingen, Institut für Wirtschafts- und Sozialgeschichte

Piotr S. Wandycz, Prof. Dr., New Haven

Aus dem Inhalt

Aufsätze

- Hannes Siegrist* Regionalisierung im Medium des Konsums
- Uwe Spiekermann* Vollkornbrot in Deutschland. Regionalisierende und nationalisierende Deutungen und Praktiken während der NS-Zeit
- Eva Göbell/
Manuel Schramm* Konsum, Region und Weihnachtsmärkte. Dresdner Striezelmarkt und Nürnberger Christkindlesmarkt im Vergleich 1933 – 2000
- Caitlin E. Murdock* Böhmisches Bier und Sächsisches Textil. Die sächsisch-böhmische Grenze als Konsumregion, 1900 – 1933
- Rolf Petri* Deutsche Heimat 1850 – 1950

Forum

- Piotr S. Wandycz* Polnische Geschichtsschreibung im Exil